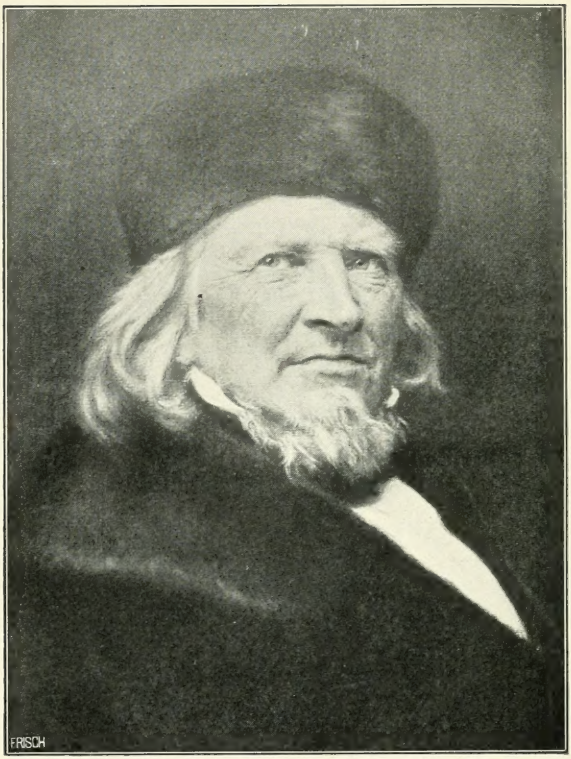
An meine Freunde

von

Hoffmann von Fallersleben.

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Hoffmann von Fallersleben
An meine Freunde



Nach dem Gemälde von Professor Ernst Henseler.

H711Gan

An meine Freunde

Briefe

von

Hoffmann von Fallersleben

Herausgegeben

von

Dr. H. Gerstenberg

Zweites Tausend

123691
24/7/12

Berlin W. 30
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
Hermann Ehbock

Alle Rechte vorbehalten

Seinem lieben

Franz Hoffmann-Fallersleben

in langjähriger Freundschaft

gewidmet

vom Herausgeber.

Vorwort.

Die vorliegende Ausgabe von Briefen Hoffmanns von Fallersleben iſt aus dem Wunſche hervorgegangen, eine Auswahl der handſchriftlichen Zeugniſſe ſeines freundſchaftlichen Verkehrs der deutſchen Leſewelt darzubieten. Indem durch eine ſolche Veröffentlichung das Bild Hoffmanns ſchärfer, als bisher geſchehen iſt, gezeichnet und um manchen Zug bereichert wird, hoffen wir, ſeine Geſtalt den Freunden noch vertrauter zu machen und ihm neue Freunde zu gewinnen.

Bedarf das Bild, das der Gegenwart von Hoffmann vorſchwebt, einer ſolchen Ergänzung, das Urteil über ihn einer Nachprüfung auf Grund neuer Quellen? Dieſe Frage iſt entſchieden zu bejahen. Hat es doch im letzten Jahrzehnt nicht an Angriffen gegen den Dichter gefehlt. Sein „Deutſchland über alles" iſt zerpflückt, ſeine ganze Lyrik mehrfach gering bewertet worden, und noch kürzlich hat ein bekannter Litterarhiſtoriker ihn kurzerhand mit der Erklärung abtun wollen: Hoffmann ſei der Dichter des Weins und des Tabaks. Ein ſolcher Tadel trifft aber natürlich nicht nur den Dichter, ſondern iſt geeignet, die ganze Perſönlichkeit herabzuſetzen.

Zur Richtigstellung derartiger Urteile muß man den Blick auf die warme Vaterlandsliebe des Dichters und auf den patriotischen Geist und echt volkstümlichen Gehalt seiner Lyrik wie auch seiner Wissenschaft lenken. Seine ganze Persönlichkeit von dieser Seite zu betrachten und zu würdigen, wird unsere Zeit um so geneigter sein, je lebhafter sich heutzutage das Gefühl für Nationalität bei allen europäischen Völkern entwickelt und je entschiedener auch wir Deutschen für Erhaltung unsres Volkstums eintreten. Wenn die Lieder manches Lyrikers unsrer Tage verschollen, die Werke manches Litterarhistorikers, der heute über Hoffmann spöttelt, veraltet und vergessen sind, dann werden im Volke noch Hoffmans Lieder erklingen — Kinderlieder im Munde der Mütter und ihrer Kleinen, Vaterlands- und Heimatslieder aus begeisterten Herzen aller derer, die sich als Deutsche fühlen und bekennen.

Neben dieser dauernden Wirkung hat Hoffmann auch eine zeitgeschichtliche Bedeutung. „Des deutschen Liedes Klang", hat Bismarck einmal gesagt, „hat die Herzen gewonnen, ich zähle es zu den Imponderabilien, die den Erfolg unserer Einigkeitsbestrebungen vorbereitet und erleichtert haben." — Diesen Gedanken aufnehmend, hat Eduard Heyck in seiner kürzlich erschienenen „Deutschen Geschichte" Hoffmann die folgenden Worte wohlverdienter Würdigung gewidmet: „Er hat wahrlich mehr deutsche Volksgeschichte machen helfen, als die bei allem teilweisen Geist und aller wohlmeinenden Ehrlichkeit in vielfach recht wunderliche Ideengänge verzwickten

Männer in der näheren Umgebung Friedrich Wilhelms IV.“

Zu dieſem Urteile des Geſchichtsſchreibers werden die Briefe Hoffmanns neue Unterlagen darbieten. Sie werden für den ſprechen, der ſie geſchrieben hat.

Die vorliegende Sammlung iſt eine Auswahl aus mehr als 2000 Briefen, die uns während langjähriger Hoffmannſtudien durch die Hände gegangen ſind. Sie beſchränkt ſich im weſentlichen auf Freundesbriefe, die nur zur Vervollſtändigung des ganzen Bildes hier und da durch andere ergänzt ſind. Bei den einzelnen Briefen ſind aus verſchiedenen Gründen Streichungen erfolgt. Wenn man hierin eine Gewalttätigkeit gegen den Schreiber der Briefe erblicken kann, ſo hoffen wir doch, dadurch das Buch für weitere Kreiſe lesbarer und feſſelnder zu machen. Aus demſelben Grunde ſind die Anmerkungen möglichſt beſchränkt und iſt die neue Rechtſchreibung durchgeführt, außer da, wo ganz beſondere Eigentümlichkeiten Hoffmanns eine Erhaltung des Urſprünglichen nahe gelegt haben. Charakteriſtiſche Wortbildungen und Formen, die ſich in Hoffmanns Briefen finden, ſind beibehalten, wie wir uns überhaupt nicht berechtigt geglaubt haben, auch nur *eine* ſeiner Wortformen umzugeſtalten.

Dem vorliegenden Buche ſieht man nicht die Mühe an, die das Sammeln der Briefe verurſacht hat. Von allen ihren Empfängern leben unſres Wiſſens

nur noch drei. So galt es, viele Erkundigungen einzuziehen, um die heutigen Besitzer ausfindig zu machen. Oft war diese Aufgabe schwieriger, als die andere, die Erlaubnis zur Benutzung der Originale zu erwirken. Daher kann unser Dank für all die vielfältige Hilfe, deren wir uns haben erfreuen dürfen, nur allgemein gehalten sein; wir müßten sonst über hundert Personen nennen, deren Güte wir eine Förderung dieser Sammelarbeit verdanken. Doch sei es gestattet, mit der Verwaltung der Königlichen Bibliothek in Berlin, der Eigentümerin des Hoffmannschen Nachlasses, eine Ausnahme zu machen und sie hier besonders zu erwähnen, da sie uns in entgegenkommendster Weise ihre handschriftlichen Schätze zugänglich gemacht hat.

Inhaltsverzeichnis.

I. Heimat, Univerſität, Breslau (1798—1840).

		Seite
	Einleitung	3
1.	An Jakob Grimm — 3. November 1818	21
2.	„ denſelben — Ende 1819 und 1. Januar 1820 .	24
3.	„ Hendrik van Wijn — 20. November 1820 . .	29
4.	„ Jakob Grimm — 13. Oktober 1821	32
5.	„ K. H. G. von Meuſebach — 30. März 1823 .	33
6.	„ denſelben — 4.—9. Mai 1823	34
7.	„ denſelben — 11. Januar 1824	36
8.	„ denſelben — Juni 1824	38
9.	„ denſelben — 28. 30. Dezember 1824	39
10.	„ denſelben — 20. Dezember 1825	41
11.	„ Jakob Grimm — 21. Februar 1826	44
12.	„ Daniel Hoffmann — 3. März 1828	46
13.	„ K. H. G. von Meuſebach — 14. September 1828	49
14.	„ denſelben — 2. 3. Februar 1829	51
15.	„ denſelben — 31. März 1829	57
16.	„ Johannes Schulze — 30. Dezember 1829 . .	59
17.	„ K. H. G. von Meuſebach — 2. April 1830 . .	60
18.	„ Johannes Schulze — 6. Mai 1830.	63
19.	„ Ernſt Richter — 18. Juni 1830	65
20.	„ Jakob Grimm — 7. Dezember 1830	66
21.	„ K. H. G. von Meuſebach — 6. Mai 1831 . .	67
22.	„ Johannes Schulze — 9. April 1833	69
23.	„ Leocadia von Nimptſch — 14. September 1833	72

Seite

24. An Karl Milde — 12. Januar 1834 73
25. „ Johannes Schulze — 26. Februar 1834 . . . 74
26. „ Jakob Grimm — 10. Auguſt 1834 76
27. „ denſelben — 29. Auguſt 1835 78
28. „ Unbekannt — 18. Mai 1838 79
29. „ Gottlieb Friedländer — 22. Dezember 1838 . . 80

II. Breslau, Heimatlos (1840—1849).

Einleitung 85
30. An Julius Campe — 16. März 1840 100
31. „ denſelben — 11. April 1840 102
32. „ Gottlieb Friedländer — 4. Januar 1841 . . . 104
33. „ Julius Campe — 15. Dezember 1841 106
34. „ Leocadia von Nimptſch — Charfreitag 1842 . . 107
35. „ Ludwig Walesrode — 25. Mai 1842 109
36. „ Fritz Wiede — 16. Januar 1843 110
37. „ Karl Milde — Charfreitag 1843 111
38. „ Frau Emilie Milde — 21. Juni 1843 115
39. „ Emilie Milde — 21. Juni 1843 117
40. „ Karl Milde — 1. Januar 1844 119
41. „ Ernſt Reſch — 19. Februar 1844 121
42. „ Rudolf Müller — 22. Juni 1844 122
43. „ denſelben — 26. 27. Auguſt 1844 123
44. „ Ferdinand Freiligrath — 1. Dezember 1844 . . 129
45. „ Friedrich Zarncke — 25. November 1845 . . . 132
46. „ Robert Prutz — 24. Juli 1846 133
47. „ Rudolf Müller — 25. September 1846 . . . 134
48. „ Bettina von Arnim — 25. November 1846 . . 136
49. „ Ferdinand Freiligrath — 29. November 1846 . 139
50. „ Friedrich Zarncke — 3. Februar 1848 143
51. „ Ludwig Erk — 22. Februar 1848 145
52. „ Friedrich Zarncke — 24. März 1848 146
53. „ Rudolf Müller — 22. 25. Juni 1848 146
54. „ denſelben — 20. Juli 1848 147
55. „ Bettina von Arnim — 23. Auguſt 1848 . . . 148

Seite
56. An Rudolf Müller — 12. November 1848 . . . 150
57. „ denſelben — 28. Mai 1849 152
58. „ Ludwig Erk — 12. Juni 1849 154
59. „ Rudolf Müller — 27. Juni 1849 156

III. Bingerbrück, Neuwied, Weimar (1849—1860).

Einleitung 161
60. An Rudolf Müller — 26. Oktober 1849 178
61. „ denſelben — 27. Januar 1850 179
62. „ denſelben — 28. April 1850 181
63. „ Ferdinand Freiligrath — 11. Mai 1850 . . . 183
64. „ Ludwig Erk — 8. Juni 1850. 185
65. „ Karl Dreſel — 13. Oktober 1850 186
66. „ Ludwig Erk — 29. November 1850 188
67. „ Ferdinand Freiligrath — 6. 14. Februar 1851 . 190
68. „ Wilhelm Buchner — 23. März 1851 192
69. „ Rudolf Müller — 27. April 1851 194
70. „ denſelben — 15. September 1851 196
71. „ Ludwig Erk — 23. November 1851. 197
72. „ denſelben — 9. April 1852 199
73. „ Hendrik Willem Tydeman — 21. Mai 1852 . 201
74. „ Rudolf Müller — 31. Mai 1852 204
75. „ Jakob Grimm — 27. Juni 1852 205
76. „ Ludwig Erk — 27. Juni 1852 205
77. „ Emanuel Geibel — 2. Dezember 1852 . . . 207
78. „ Rudolf Müller — 16. März 1853 209
79. „ Landrat von Runkel — 9. Auguſt 1853 . . . 210
80. „ Matthijs de Vries — 8. Dezember 1853 . . . 213
81. „ Rudolf Müller — 4. Februar 1854. 214
82. „ Matthijs de Vries — 19. April 1854 216
83. „ denſelben — 27. Juni 1854 217
84. „ denſelben — 3. September 1854. 218
85. „ Ludwig Erk — 25. November 1854 220
86. „ denſelben — 30. Januar 1855 222

Seite

87. An Karl Rümpler — 21. März 1855 223
88. „ Minna Boës — 25. Mai 1855 225
89. „ C. Wilhelm Fröhner — 7. April 1856 . . . 227
90. „ Franz Liſzt — 16. Juni 1856 228
91. „ denſelben — 12. Auguſt 1856 231
92. „ Ludwig Erk — 22. September 1856 234
93. „ Franz Liſzt — 6. Dezember 1856 235
94. „ Ludwig Erk — 5. Mai 1857 237
95. „ Peter Cornelius — 10. Februar 1859 239
96. „ Ludwig Erk — 5. November 1859 240
97. „ Minna Boës — 11. März 1860 242

IV. Schloß Corvey (1860—1874).

Einleitung 247
98. An Franz Liſzt — 13. Juni 1860 262
99. „ Karl Gräf — 26. Oktober 1860 264
100. „ Herzog von Ratibor — 28. Oktober 1860 . . . 264
101. „ Franz Liſzt — 28. Oktober 1860 266
102. „ Ludwig Erk — 4. November 1860 266
103. „ Karl Gräf — 1. Januar 1861 268
104. „ denſelben — 12. Januar 1861 270
105. „ Ludwig Erk — 7. Oktober 1861 272
106. „ denſelben — 29. Dezember 1861 274
107. „ J. M. Wagner — 16. Februar 1862 277
108. „ Franz Duncker — 25. März 1862 279
109. „ Rat Schmidt — 29. März 1862 280
110. „ Karl Gräf — 4. April 1862 281
111. „ Julius Roger — 2. November 1862 283
112. „ Friedrich Preller — 25. November 1862 . . . 285
113. „ Ludwig Erk — 9. Dezember 1862 288
114. „ H. M. Schletterer — 21. 22. Dezember 1862 . 290
115. „ Wilhelm Buchner — 21. Februar 1863 . . . 293
116. „ Rat Schmidt — 12. April 1863 295
117. „ Karl Gräf — 24. Mai 1863 296

Seite

118. An H. M. Schletterer — 20. Februar 1864 . . . 298
119. „ Matthijs de Vries — 22. November 1864 . . 299
120. „ Karl Gráf — 10. Dezember 1864 303
121. „ denſelben — 20. Februar 1865 305
122. „ H. E. Bezzenberger — 19. Februar 1866 . . . 307
123. „ Rudolf Hildebrand — 4. November 1866 . . 308
124. „ Leo Meyer — 30. November 1866 309
125. „ H. E. Bezzenberger — 3. Januar 1868 . . . 310
126. „ Caſſius Piel — 28. Januar 1868 312
127. „ Karl Gráf — 31. Dezember 1868 313
128. „ Friedrich Preller — 30. Januar 1869 314
129. „ Joſef Rank — 31. März 1869 316
130. „ Ferdinand Freiligrath — 3. Juli 1869 317
131. „ Theodor Ebeling — 16. Januar 1870 319
132. „ Julius Wolff — 16. Februar 1870 320
133. „ J. M. Wagner — 10. Auguſt 1870 321
134. „ Theodor Ebeling — 12. Auguſt 1870 321
135. „ Adolf Strümpell — 27. Auguſt 1870 322
136. „ Theodor Ebeling — 28. Auguſt 1870 323
137. „ denſelben — 14. September 1870 325
138. „ Karl Hirſche — 24. September 1870 326
139. „ Rudolf von Raumer — 7. Dezember 1870 . . 327
140. „ Rat Schmidt — 3. März 1871 328
141. „ Julius van Thielt — 14. Juni 1871 329
142. „ Frau Bertha Fiſcher — 17. Juli 1871 330
143. „ dieſelbe — 24. Juli 1871 331
144. „ Julius Wolff — 5. Auguſt 1871 332
145. „ Frau Bertha Fiſcher — 12. September 1871 . . 333
146. „ Theodor Ebeling — 16. Februar 1872 334
147. „ Frau Bertha Fiſcher — 26. Februar 1872 . . 336
148. „ Leo Meyer — 28. Februar 1872 338
149. „ Franz Sandvoß — 7. Juli 1872 339
150. „ Frau Bertha Fiſcher — 18. Juli 1872 341
151. „ Theodor Ebeling — 10. Auguſt 1872 341
152. „ Emil Rittershaus — 10. September 1872 . . 342
153. „ Karl Gráf — 25. September 1872 343

Seite

154. An Karl Hirſche — 4. Dezember 1872 344
155. „ Frau Bertha Fiſcher — 19. Dezember 1872 . . 345
156. „ dieſelbe — 21. 23. Dezember 1872 347
157. „ Franz Lipperheide — 10. Februar 1873 . . . 350
158. „ Frau Frieda Lipperheide — 3. Mai 1873 . . . 351
159. „ Julius Reuſch — 9. Juni 1873 352
160. „ Karl Hirſche — 13. September 1873 353
161. „ Franz Lipperheide — 13. November 1873 . . . 355
162. „ Frau Frieda Lipperheide — 25. November 1873 357
163. „ Frau Bertha Fiſcher — 28. November 1873 . . 358
164. „ dieſelbe — 30. November 1873 360
165. „ Adolf Strümpell — 21. Dezember 1873 . . . 361
166. Neujahrswunſch 1874 363
167. An Theodor Ebeling — 7. Januar 1874 363

Verzeichnis der Abbildungen.

Neben Seite

Hoffmann von Fallersleben (Titelbild). Von Ernſt Henſeler.
Der Arbeitstiſch. Von J. Hoffmann-Fallersleben d. J. . 158
Schloß Corvey. Von F. Hoffmann-Fallersleben 244
Arbeits- und Sterbezimmer. Von J. Hoffmann-Fallers-
leben d. J. Fakſimile des Gedichtes „Klar und wahr" 344

I.

Dichten und Trachten.

Heimat, Universität, Breslau (1798—1840).

Wie in dem Samenkorn die künftige Blume, ſo ſchlummert in jeder Menſchenſeele, noch ehe ſie die Schwelle des Bewußtſeins überſchreitet, der ganze künftige Menſch. Gewiß ſind Boden und Klima, ſowie die Hand des Gärtners für die Entwicklung des zarten Pflanzenkeims von Bedeutung. So iſt auch der werdende Menſch mancherlei äußeren Einwirkungen unterworfen, den Einflüſſen der Scholle, der er entſtammt, der Familie, der er angehört, der Schule, die ſo tief in ſeine Jugend eingreift, endlich des Lebens, deſſen Strom ihn aufnimmt. Aber das Ureigenſte ſeines Weſens, die künftige Perſönlichkeit liegt doch von vornherein in dem natürlichen Menſchen begründet und entfaltet ſich, mehr oder weniger unabhängig von äußerer Förderung oder Hemmung, von innen heraus.

Dieſer allgemeinen Erkenntnis ſteht nun die Erfahrungstatſache gegenüber, daß gerade in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts die Wildwaſſer ungezähmter, natürlicher Menſchenkraft immer enger durch das Mauerwerk des öffentlichen Erziehungsweſens und der ſtaatlichen Geſellſchaftsordnung eingedämmt worden ſind. Nur wenige der heutigen Menſchen können noch auf ſich die Worte Wilhelm Meiſters anwenden: „Mich ſelbſt, ganz wie ich da bin, auszubilden, das

war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht". — Oft mögen Wunsch und Absicht vorhanden gewesen, aber im Keime erstickt worden sein. Daher klagt man heute über öde Gleichmacherei, über das Normal- und Dutzendmenschentum und erhebt die Forderung: Mehr Persönlichkeit!

Was mit geschichtlicher Notwendigkeit geworden ist, das wird nach gleichem Gesetz auch wieder vergehen, und gewisse Anzeichen der Gegenwart berechtigen zu der Hoffnung, daß in einer nicht allzufernen Zukunft manche Schranke wieder sinken wird, die den Entwickelungs- und Lebensgang des heutigen Deutschen einengt.

Bestärken kann uns in dieser Hoffnung auch der Blick in eine Vergangenheit, die kaum hundert Jahre hinter uns liegt. Wie regten sich damals, zu einer Zeit mannigfacher Bevormundung, in unserem Volke neue Kräfte! Die Macht des deutschen Gemütes, das sich in seiner ganzen Tiefe wiederfand, die Stärke des vaterländischen Gedankens, der die Besten einte, die Verinnerlichung der Religion und das Aufblühen der Wissenschaft, besonders der nationalen, der erwachende Sinn für Volkstum — überall das Streben nach persönlicher Freiheit, natürlicher Entwicklung, selbständiger Betätigung. Besser als heute gelang es dem einzelnen, sich seinen Weg zu suchen und seinen Werdegang zu bestimmen. Und so ist es erklärlich, daß aus der damaligen Zeit eine Fülle von Persönlichkeiten hervorgegangen ist, die frei entwickelt und in sich abgeschlossen erscheinen, nicht vollkommene, aber echte Menschen, ausgeprägte Charaktere mit ihren Licht- und Schattenseiten. Unter diesen ist auch Hoffmann von Fallersleben zu nennen, dessen

Weſen ſich, wie das Samenkorn aus dem mütterlichen Boden, auf der Grundlage jener Zeit ſelbſtändig entfaltet hat.

In dem kleinen Landſtädtchen Fallersleben im damaligen Kurfürſtentum Hannover iſt Auguſt Heinrich Hoffmann am 2. April 1798 geboren. Die Familie beſaß dort Haus und Hof; doch war ſie nicht übermäßig begütert. Ja, die Vermögensverhältniſſe ſcheinen eher zurück, als vorwärts gegangen zu ſein. Der Vater, Kaufmann und Bürgermeiſter, war ein rechtlich denkender, pflichtgetreuer und unerſchrockener Mann, der den ſchweren Tagen, die die Franzoſenzeit auch über das kleine Fallersleben brachte, durchaus gewachſen war. Das ſchönſte Familienleben vereinigte die Eltern mit den vier Kindern, unter denen Heinrich das dritte war, nährte in ihm den Sinn für Häuslichkeit und befeſtigte ſein natürliches kindliches Empfinden, das ihm zeitlebens eigen blieb und ihn zum Freunde der Kinderwelt machte.

In Haus und Hof, in Garten, Wieſe und Feld verſtrichen die köſtlichen Jahre der erſten Jugend. Frühzeitig erwachte in ihm der Sinn für die Natur, zunächſt für die Blumenwelt, bald für die Reize der niederdeutſchen Landſchaft, für die Heide, deren Sänger er wurde. Seinem ſchlichten, treuherzigen Weſen entſprangen ſein Verſtändnis für den Mann aus dem Volke und ſeine Liebe zu allem Volkstümlichen, auch zur Mundart ſeiner Heimat.

In den erſten Lebensjahren leicht kränkelnd, wurde er wohl etwas verzogen und dadurch launiſch und im Hauſe wie im Spiele mit Altersgenoſſen eigenwillig. Ein Charakterzug zeigte ſich ſchon da, der ſich ſpäter an dem Manne bisweilen unliebſam be-

merklich machte. Doch war er im Grunde seines Herzens zum Frohsinn gestimmt. Frühzeitig nahm er an der heiteren Geselligkeit teil, die im Elternhause gepflegt wurde. Der Humor entfaltete seine Blüten, und der Gesang von Gesellschaftsliedern krönte die anspruchslosen Zusammenkünfte. Der Eintritt in die Bürgerschule von Fallersleben war für den Knaben weniger bedeutsam als der Übergang zur höheren Schule. Denn dieser entführte ihn der Familie und der Heimat. Zwei Jahre besuchte er das Pädagogium in Helmstedt, ebenso lange das Katharineum zu Braunschweig, 1816 wurde er für die Universität reif.

Die wichtigsten Eindrücke seiner Knabenjahre sind die zeitgeschichtlichen. Er hörte den Kanonendonner eines Treffens, das der kühne Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels den Franzosen lieferte, er gewahrte, wie Fallersleben dem Königreich Westfalen einverleibt und sein Vater Canton-Maire, sein Bruder Daniel Mairie-Sekretär wurde, und wie sich manche Verhältnisse in dem kleinen Städtchen unter der Franzosenherrschaft veränderten, die meisten zum Schlechteren hin, doch einige auch zum Besseren. Er erlebte die Erhebung des deutschen Volkes, die endlosen Truppendurchzüge, die Begeisterung der Freiheitskriege und, von ihr angesteckt, dichtete er Freiheitslieder, von denen er vier unter dem Titel „Deutsche Lieder von A. H. H.“ drucken ließ. Er war aber auch Zeuge der tiefen Enttäuschung des Volkes, als die althannöversche Adels- und Beamtenwirtschaft wieder ihren Einzug hielt, und dachte schon damals daran, seinem Heimatlande Hannover den Rücken zu kehren, wie Daniel kurz vorher getan hatte.

Zunächſt aber bezog er im Frühlinge 1816 die Landesuniverſität Göttingen. Dem Wunſche der Eltern folgend, wählte er als Brotſtudium die Theologie. Aber mit Sorgen trat er ins akademiſche Leben ein. Denn vor ſich ſah er eine Zeit der Entbehrungen, da er von den Eltern nur knappe Unterſtützungen erhoffen durfte, und der inneren Kämpfe, da er ſich zur Theologie nicht hingezogen fühlte. In der Tat gab er nach kurzer Zeit mit Zuſtimmung ſeines Vaters dieſes Studium auf und wandte ſich der klaſſiſchen Philologie und alten Kunſt zu. Im Geiſte ſah er ſich bereits in Italien und Griechenland, ahnte in ſich einen neuen Winckelmann. Aber das alles war mehr ein ſchwärmeriſcher Gedankenflug als ein klarer Schritt vorwärts. Er mußte noch eine Wandlung durchmachen, ehe er das Gebiet fand, das ſeinem inneren Weſen und ſeinen Anlagen und Neigungen völlig entſprach.

Anfang September 1818 beſuchte er die beiden Grimms, Jakob und Wilhelm, in Kaſſel. Damals öffnete Jakob ihm die Augen über ſeinen wahren Beruf, indem er an ihn, als er von Rom und Hellas ſchwärmte, die ſchlichte Frage richtete: „Liegt Ihnen Ihr Vaterland nicht näher?“ Ein weites Feld ſtellte ſich plötzlich ſeinen Blicken dar, das der jungen vaterländiſchen Wiſſenſchaft. Begeiſtert und hoffnungsfroh betrat er es, erfüllt von dem Gedanken, der in ſeinem Leben immer wiederkehrt, daß der Weg zur wahren Bildung für einen Deutſchen nicht notwendig über Rom und Griechenland führe.

Im Frühlinge 1819 verließ er dann Göttingen und ſein Heimatland Hannover, von dem er wegen ſeiner öffentlichen Zuſtände für ſeine eigene Zukunft

wenig erhoffte, und siedelte nach der neugegründeten Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn am Rheine über. Dieser Tausch war für ihn ein Schritt in die Freiheit, enthob ihn jedoch nicht der äußeren Sorgen. Soeben hatte er seinen Vater verloren, und damit erlosch für ihn die Aussicht auf weitere Unterstützungen durch seine Familie fast vollständig. Aber des rechten Weges sich bewußt, scheute er Hunger und Not nicht, entschlossen, sich aus eigner Kraft seine Zukunft zu gestalten.

Hier setzen die Freundesbriefe Hoffmanns ein, während die Familienbriefe in frühere Jahre zurückreichen. Für die weitere Entwicklung des Dichters geben nunmehr die Briefe manchen näheren Aufschluß.

Schon die ersten an Jakob Grimm — der eine noch in Göttingen geschrieben — zeigen uns, wie der Sinn des jungen Studenten dem klassischen Altertum und seiner Wissenschaft entfremdet und ganz der Erforschung alles Vaterländischen nach Sage und Geschichte, nach Sprache und Litteratur zugewandt ist. Vor allem fesselt ihn hinfort das deutsche Volksleben und dessen duftigste Blume, das Volkslied. Wie Arnim und Brentano für ihr Wunderhorn gesammelt haben, so lauscht er in der Umgegend von Bonn unter der liederfrohen rheinischen Bevölkerung nach den Resten alten Volksgesanges; außer den Liedertexten beachtet er auch schon die alten Volksweisen, die er sich aufschreiben läßt; er plant eine Volksliederausgabe. Auf Grimms Einfluß ist es zweifellos zurückzuführen, daß er schon damals auf die alte holländische Litteratur aufmerksam wird, in der er einen Zweig germanischen Volks- und Geisteslebens erkennt. Noch in Göttingen faßt er eine Reise nach Holland zu litterarhistorischen Zwecken ins Auge: der

künftige Herausgeber des großen zwölfbändigen Werkes der Horae belgicae kündet sich uns an. Deutlich treten also schon damals die Richtlinien für Hoffmanns wissenschaftliches Lebenswerk hervor.

Auch in mancher anderen Beziehung bedeuten die Studienjahre für ihn eine Befreiung, ein Aufblühen. Das Göttinger Studentenleben mit seinen hergebrachten, ziemlich altväterischen und recht feudalen Sitten hatte für ihn etwas Einengendes. Am Rheine ging ihm das Leben lieblich ein, da wuchs ihm freudig der Mut. Auf mancher Wanderung entdeckte der Naturfreund die landschaftliche Schönheit seines deutschen Vaterlandes. Die burschenschaftlichen Ideen und Ideale, die das Corpus academicum der Friedrich-Wilhelms-Universität, so Professoren wie Studenten, erfüllten, begeisterten auch ihn. Die herrliche Natur, ein harmonischer Freundeskreis, rheinisches Leben und rheinische Lust, eine harmlose Liebe zu einem hübschen Kinde aus dem Volke, die ersten echt lyrischen Klänge, daneben ernstes wissenschaftliches Streben, rastloses Forschen und Suchen und frohes Finden, litterarische Verbindungen nach auswärts, auch schon nach Holland, das beglückende Gefühl geistigen Wachstums — alles dies hatte etwas Befreiendes, Erhebendes für den in engen Verhältnissen Herangewachsenen, erweiterte seinen Blick und seine Interessen, erhöhte seinen Lebensmut und stärkte sein Selbstbewußtsein. Eine aussichtslose Liebe zu einer reiferen Frau, Henriette von Schwachenberg (1792—1845), dämpfte nur vorübergehend sein Glücksgefühl.*)

*) Näheres in dem Buche: Henriette von Schwachenberg und Hoffmann von Fallersleben. Von H. Gerstenberg, Berlin, Fontane und Comp. 1904.

Dann folgte die große holländiſche Reiſe vom April bis in den Oktober 1821. Der junge Student fand liebenswürdige, gaſtfreie Aufnahme und anregenden Verkehr in den Kreiſen, die das geiſtige Leben Hollands vertraten, beſonders in der Profeſſorenſchaft der Univerſität Leiden. Neue Freundſchaften und anſehnliche Verbindungen, die er für das Leben ſchloß, eine reiche wiſſenſchaftliche Ausbeute, mit deren Veröffentlichung er ſchon dort begann, ſteigerten ſein Selbſtgefühl. Die Neigung zu einem herrlichen Mädchen, einer Profeſſorentochter, die er als „Meieli" in allemanniſcher Mundart feierte, verklärte ihm ſeine Leidener Tage.

So kehrte er, durch den Erfolg etwas verwöhnt, nicht leichten Herzens im Herbſte 1821 nach Deutſchland zurück. Er ſtand jetzt vor der Frage: Was nun? Sein von ihm ſelbſt gewählter Studiengang hatte ihn von der üblichen Bahn der Vorbereitung für den Lehrerberuf weit abgeführt. Es gelüſtete ihn auch nicht nach dieſer Tätigkeit. Seinem engeren Vaterlande hatte er ſich entfremdet. Er ſetzte ſeine Hoffnung auf Preußen und ging nach Berlin, wo er bei ſeinem Bruder, der dort eine Anſtellung im Finanzminiſterium erlangt hatte, vorläufig Aufnahme fand. Es ſei rühmend hervorgehoben, daß Daniel für den aller Mittel Entblößten während ſeines Berliner Aufenthalts, der ſich über ein Jahr ausdehnt, mit brüderlicher Uneigennützigkeit geſorgt hat.

Von entſcheidendem Einfluſſe für Hoffmanns Zukunft wurde ſeine Bekanntſchaft mit dem Geheimen Oberreviſionsrat Dr. Karl Hartwig Gregor Freiherrn von Meuſebach*) (1781—1847), der wenige Jahre

*) Vgl. Karl Theodor Gaedertz, Hoffmann von Fallersleben und ſein Berliner Gönner. — Nord und Süd. Jahrgang 16. 1892. S. 210—233.

vorher von Koblenz nach Berlin verſetzt war. Dieſer höchſt originelle Mann, mit ſeinem prachtvollen Humor und ſeinem tiefen Gemüte, das er oft unter der Maske des Scherzes oder der Ironie verbarg, war ein Liebhaber und gründlicher Kenner der erſten Jahrhunderte der neuhochdeutſchen Litteratur. Von ihren Quellenſchriften hatte er ſich dank ſeinem unermüdlichen Eifer eine gediegene und in ihrer Art einzig daſtehende Sammlung angelegt, die, im Laufe der Zeit weſentlich bereichert, jetzt einen der koſtbarſten Schätze der Berliner Bibliothek bildet. Höchſt anſchaulich ſchildert Hoffmann ſeinen erſten Beſuch bei Meuſebach, der ſich von morgens 11 bis über die Mitternachtsſtunde ausdehnte, da Meuſebach ebenſo unermüdlich im Zeigen ſeiner Werke, wie Hoffmann im Bewundern, war und an dem unbefangenen Weſen des Jünglings ſolches Wohlgefallen nahm, daß er ihn auch in ſeinen Familienkreis zog.

Hoffmann wurde wirklich vom Glücke begünſtigt indem er auch in Berlin in kurzem einen anſehnlichen und höchſt anregenden Umgang fand, der ſich ſchnell auf manche Freunde des Meuſebachſchen Hauſes ausdehnte. Am liebſten war ihm aber die Familie ſelbſt, die feine, gütige Frau des Hauſes, die Kinder, unter ihnen die elfjährige Karolina (1811—1880), die er als Arlikona oder Roſegilge beſang, noch ehe ſie, zur blühenden Jungfrau heranreifend, tiefere Neigungen in ihm erweckte, endlich der Prachtmenſch Meuſebach ſelbſt, mit dem der Verkehr ſo zwanglos luſtig und doch immer ſo bildend und fördernd war. Wie ein Sohn fühlte ſich Hoffmann bald in dieſem Hauſe, und wie ein Famulus hegte und pflegte er die

Bücherschätze, eifrig auf ihre Vermehrung bedacht. Meusebach sorgte seinerseits für Hoffmanns Zukunft. Er beriet ihn, als er sich in einer Eingabe an den Kultusminister von Altenstein (1770—1840; Minister 1817—1838) wandte, in der er unter Hinweis auf seine früheren bibliothekarischen Arbeiten und altdeutschen und altholländischen Studien um eine Anstellung an der Königlichen Bibliothek in Berlin bat. Und nicht zum wenigsten hatte Hoffmann es Meusebach zu verdanken, daß der damals sehr einflußreiche und um das preußische höhere Schul- und Hochschulwesen hochverdiente Johannes Schulze (1786—1869), der vortragender Rat im Kultusministerium war, ihn kennen lernte und sich für ihn interessierte. Im März 1823 wurde Hoffmann „bei der Zentral-Bibliothek in Breslau als Kustos vorläufig und zur Probe auf Ein Jahr gegen eine Remuneration von 300 Tlr." angestellt und nahm Ende des Monats von Berlin und dem gastlichen Hause Meusebachs, seiner Berliner Heimat, Abschied.

Nicht ohne Bedenklichkeiten siedelte Hoffmann nach Breslau über. „Es war mir, als ob ich ein unsicheres angenehmes Leben gegen ein sicheres unangenehmes vertauscht hätte."

Schlesien lag damals ziemlich abseits vom geistigen Leben Deutschlands, und Breslau war für ihn eine terra incognita und bedeutete infolge der schlechten Verbindungen den Verzicht auf manchen persönlichen und brieflichen Verkehr, den er in Bonn, Holland und Berlin angeknüpft und gepflegt hatte, und der ihm Bedürfnis geworden war. Bisher hatte er das große Glück gehabt, als junger Gelehrter mehr gastweise Zugang zu geistig und gesellschaftlich hochstehen-

den Kreiſen zu gewinnen. Welche Aufnahme, welchen Verkehr durfte er in Breslau zu finden, welche Stellung dort ſich zu erobern hoffen, wo er als junger Anfänger in den feſt gefügten preußiſchen Beamtenkörper eintrat, wo er den Univerſitätslehrern gegenüber zunächſt nur der unbekannte Bibliotheks-kuſtos war?

Ferner, wenngleich der Bibliothekarberuf ſeinen Neigungen entſprach und ihn vor willkommene, teil-weiſe vertraute Aufgaben ſtellte, ſo war er doch ein Amt mit feſt umſchriebenem Pflichtenkreis. Bisher hatte er ſich bei allem Fleiße und regſtem Streben in bezug auf ſeine Arbeiten wie auf ſein äußeres Leben die Freiheit gewahrt, ſich ganz dem widmen zu können, was ihn innerlich anzog. Jetzt traten an ihn der ernſten Pflichten tägliche Bewahrung und Auf-gaben heran, unter denen manche recht eintönig und ermüdend ſind und den regſameren Geiſt auf die Dauer nicht zu befriedigen vermögen. Würde er dem Zwange der Berufsarbeit ſich fügen lernen, er, der doch ſo voller wiſſenſchaftlicher Intereſſen und Pläne war?

Solche Fragen weiſen auf unverkennbare Schwierig-keiten hin, die zu überwinden Hoffmann nicht ge-lungen iſt. Daher hat er ſich nie in Breslau und in ſein Amt ganz eingelebt, und die 20 Jahre ſeines dortigen Aufenthaltes ſind für ihn eine Zeit innerer und äußerer Kämpfe und wachſender Unzufriedenheit geworden, die ſich ſchließlich bis zur Erbitterung und Verbitterung ſteigert.

Die erſten Eindrücke von Breslau, die er in ſehr ausführlichen Briefen an Meuſebach wiedergibt, ſind nicht ungünſtig. Er iſt von der Aufnahme, die er

bei seinen Vorgesetzten findet, und von der Bibliotheksarbeit, in die er sich mit Eifer stürzt, befriedigt. Er ist bestrebt, wissenschaftlichen Verkehr anzuknüpfen und besucht manchen Universitätsprofessor, vor allem Johann Gustav Büsching (1783—1829) und Friedrich Heinrich von der Hagen (1780—1856), auf die er sich durch ihre germanistischen Arbeiten in erster Linie hingewiesen glaubt. Aber in diesen Kreisen findet er keinen rechten Anschluß. Er fühlt sich durch ihr vielleicht etwas stark hervortretendes Standesbewußtsein von Anfang an unangenehm berührt und bisweilen abgestoßen.

Ersprießlicher und wichtiger wurde für ihn die Bekanntschaft mit dem Oberappellationsgerichtsrat Karl von Winterfeld (1784—1852). Dieser war ein Forscher auf dem Gebiete der alten Kirchenmusik, über die er mehrere Werke herausgegeben hat. In seiner Familie, in der auch fleißig musiziert wurde, fand Hoffmann einen Ersatz für das Meusebachsche Haus. Das Verhältnis gestaltete sich bald so vertraut, daß Hoffmann Pate von Winterfelds Sohne Sigismund wurde. Diesem und seiner Mutter sang und widmete er die ersten Kinderlieder. In Winterfelds Hause lernte er später dessen Schwägerin Davida von Thümen (1805—1883) seine Braut, kennen. Die unglückliche Entwicklung dieses Verlöbnisses zerriß auch die freundschaftlichen Bande, die Hoffmann fast ein Jahrzehnt an Winterfelds geknüpft hatten.

Ferner wurde für ihn das Haus des Fabrikbesitzers Milde eine Stätte vertraulichen Familienverkehrs und freundschaftlicher Beziehungen zu groß und klein. Ein fast brüderliches Verhältnis verband ihn, solange er in Breslau weilte, mit dem Sohne des Hauses,

Karl Milde (1805—61). Dieſer, ein entſchloſſener und offener Charakter, ausgeſtattet mit gediegener Bildung, reicher Lebenserfahrung und ſcharfem praktiſchen Blick für die Wirklichkeit, war ganz der Mann, ergänzend und ausgleichend auf Hoffmann einzuwirken und gegen Unſtimmigkeiten ſeines Weſens mit wohlwollender Aufrichtigkeit und unverkennbarem Erfolg aufzutreten.

Seit 1826 fand Hoffmann, der ſich in die wiſſenſchaftlichen Kreiſe Breslaus offenbar nicht recht einzuleben vermochte, einen anſprechenden Umgang in der „Zweckloſen Geſellſchaft", in der „Kleinen Breslauer Liedertafel" und im „Künſtlerverein". Dadurch knüpfte er nähere Beziehungen mit manchen Künſtlern und mit Männern der verſchiedenſten praktiſchen Lebensberufe an. Die „Zweckloſen", die keinen Zweck nach außen hin verfolgen, ſondern nur ſich gegenſeitig anregen und fördern wollten, jedoch auch in der Öffentlichkeit die Waffe des Witzes und Spottes beſonders gegen das Philiſtertum führten, ſpielten in Breslau zuzeiten die Rolle des enfant terrible. In dieſem Kreiſe kam Hoffmanns Humor zu ſeinem Rechte, entwickelte ſich auch ſeine Anlage zu Kritik und Satire weiter, die ſich zunächſt auf örtliche Verhältniſſe und litterariſche Erſcheinungen beſchränkte. Hier lernte er die Pfeile zuſpitzen, die er ſpäter im politiſchen Kampfe verſchoß.

In der „Kleinen Breslauer Liedertafel", der auch ſein Freund, der Seminarlehrer und Muſiker Ernſt Richter (1805—1876), angehörte, fand er reiche Anregung auf muſikaliſchem Gebiete und zu ſeiner Liederdichtung, die ja mit dem Geſange unzertrennlich verbunden war. In dieſem Kreiſe ſind eine große

Anzahl seiner Lieder komponiert worden, die er 1827, 1834 und 1837 in drei Ausgaben veröffentlicht hat.

Endlich in dem „Künstlervereine", dessen Vorsitzender er lange war, wurde er der Spruchsprecher, der sich besonders bei den großen Schillerfesten durch seine Gelegenheitslieder und Trinksprüche auszeichnete. So stehen die verschiedenen Arten seiner Dichtung in naher Beziehung zu den Breslauer Kreisen, in denen er sich bewegt hat.

Doch über der Bibliotheksarbeit, dem geselligen Verkehre und dem dichterischen Schaffen vernachlässigte er nicht die Wissenschaft. Seine Forschungen über das Volkslied, über die Litteraturgeschichte des 15. bis 17. Jahrhunderts, sowie über die alt- und mittelhochdeutsche Zeit setzte er fort; er war ein eifriger Sucher mit feinem Spürsinn, ein glücklicher Finder und ein treuer Arbeiter, wovon eine Fülle wissenschaftlicher Werke Zeugnis ablegt. Neben Einzelschriften gab er Sammelwerke heraus, in denen er zahlreiche Untersuchungen und Forschungen veröffentlichte, so die „Fundgruben" (2 Bde. 1830 und 1837), mit Moritz Haupt die „Altdeutschen Blätter" (1836 und 1840, 2 Teile) und endlich mehrere Bände der Horae belgicae. Besondere Erwähnung verdienen seine Studien zur schlesischen Litteratur- und Kulturgeschichte in seiner „Monatschrift von und für Schlesien" (2 Bde. 1829). Er suchte hierdurch in Schlesien und vor allem in Breslau das historische Interesse an der Heimat zu wecken und zu fördern, allerdings, wie es scheint, ohne ihm genügenden Erfolg. Auch diese Erfahrung trug dazu bei, daß er sich als wissenschaftlicher Forscher in Schlesien wie in partibus infidelium fühlte.

Am schwersten empfand er es aber mit der Zeit,

daß seinen wissenschaftlichen Arbeiten durch sein Amt gewisse Grenzen gesetzt wurden. Die Bibliothekarbeit erforderte naturgemäß den besten Teil jedes Tages und seiner Kraft und befriedigte ihn doch nicht auf die Dauer. Bald schon begann er zu fürchten, daß der Bücherstaub sich wie ein Meltau auf seine wissenschaftlichen Arbeiten herniedersenken und er in diesem Amte versimpeln würde. Daher tauchte die Frage in ihm auf, ob er sich nicht dem Berufe eines akademischen Lehrers zuwenden sollte. Bestärkt wurde er in solchen Wünschen durch das Unsichere seiner Bibliotheksstellung. Das Probejahr war abgelaufen, ohne ihm die feste Anstellung gebracht zu haben. Hoffnungen auf eine ähnliche Stellung in Wolfenbüttel, die Meusebach genährt hatte, hatten sich zerschlagen, und seine äußeren Verhältnisse konnten bei der Sparsamkeit, die damals in der preußischen Verwaltung herrschte, nicht gesunden, so daß er oft Geldnot litt. Oft war er den trübsten Stimmungen unterworfen. Dann sehnte er sich, wie der Vogel aus dem Käfig, aus der Bibliothek, überhaupt aus Breslau fort.

Diese Sehnsucht wurde ihm zeitweilig erfüllt. Er unternahm mehrere große Reisen, zu denen er, da er wissenschaftliche Zwecke und reiche Ausbeute nachweisen konnte, vom Minister von Altenstein Urlaub und wiederholt Geldunterstützungen erhielt. Dreimal war er in Österreich, zweimal in Holland und Belgien, wo er in Valenciennes das Ludwigslied entdeckte; bis Paris und Kopenhagen dehnten sich einige Reisen aus. Wohl lernte er im Auslande sein deutsches Vaterland immer inniger lieben und sang sein Lob in manchem unübertroffenen Liede. Aber die Rückkehr nach Breslau

wurde ihm niemals leicht. Denn dort warteten seiner immer neue Kämpfe, die sich auf sein Bibliotheksamt und auf sein Verhältnis zur Universität bezogen.

Gewiß war seine amtliche Stellung in Breslau nicht glänzend, aber er verstand es weder, sich in Unvermeidliches zu fügen und in der Arbeit seine Zufriedenheit zu finden, noch sich dauernd mit seinen Breslauer Vorgesetzten auf leidlichen Fuß zu stellen. Es fehlte ihm durchaus die Selbstzucht und im amtlichen Verkehr der rechte Ton, sodaß er mit dem Oberbibliothekar Ludwig Wachler (1767—1838) Auseinandersetzungen hatte, bei denen er sich in der Form zweifellos vergriff, wenngleich manchen seiner Ausstellungen die innere Berechtigung nicht abzusprechen ist. Sein Selbstbewußtsein ließ ihn aber nie einen Teil der Schuld bei sich suchen, und so wandte er sich bisweilen mit Beschwerden, selbst an das Ministerium, in einem Tone, der mit seiner Eigenschaft als Beamter nicht im Einklang stand und einen Tadel erheischte und erfuhr.

Doch kann man nicht wohl von einer Ungunst des Ministeriums gegen ihn sprechen, wie Hoffmann sich bisweilen einbildete. Von Altenstein und der unter ihm mächtige Johannes Schulze blieben ihm gewogen und mehrfach, wenn er in Berlin seine Klagen und Wünsche vorgetragen hatte, kehrte er mit unleugbaren Erfolgen nach Breslau zurück. Bei einem solchen Anlaß im Jahre 1830 machte ihn der Minister zum außerordentlichen Professor an der Universität Breslau. Freudig erhoben, widmete er sich mit Eifer den Vorlesungen. Er sah ein neues Leben vor sich. Aber dann kam der Widerstreit seiner Pflichten als

Bibliothekar und Universitätslehrer, dann kamen wieder die Geldsorgen, denn sein Gehalt war noch immer äußerst kärglich, und seine Freude zerrann.

Ein Unglück war es für ihn, daß er auch in seinen Herzensangelegenheiten nicht zur Ruhe kam. Er, der soviel Sinn für Familienleben und so tiefes Verständnis für die Kinderwelt hatte, fand nicht die Einfahrt in den Ruhehafen einer glücklichen Ehe. Lange Jahre träumte er von einer seligen Zeit an der Seite Karolinens von Meusebach; aber ihr Vater mußte ihm diesen Traum zerstören, zum Glück, ohne daß das Verhältnis der beiden Männer eine Trübung erfuhr. Dann verlobte er sich 1831 mit Davida von Thümen, der Schwägerin Winterfelds. An eine Heirat war jedoch bei seiner unsicheren äußeren Lage zunächst nicht zu denken, und es wird nicht zum wenigsten seiner inneren Unrast zuzuschreiben sein, daß das erst so herzliche Verhältnis sich allmählich trübte und dann auf seinen Antrag aufgelöst wurde. Noch einmal leuchtete ihm ein Hoffnungsstern. Ein Mädchen, die „Namenlose", deren Namen er in seiner Lebensgeschichte verschweigt, erweckte in dem leicht entzündlichen Herzen des Dichters eine neue Liebe. Aber schnell ging auch dieser Stern nieder, als Abglanz das „Buch der Liebe" zurücklassend.

Allerdings fehlten die Frauen nicht ganz seinem damaligen Leben. Neben der Familie Milde ist eine andere zu nennen, zu der er während der letzten zehn Jahre seines Breslauer Aufenthaltes in besonders herzlichen Beziehungen gestanden hat, die des Polizeidistriktskommissars von Nimptsch auf dem Breslau benachbarten Jäschkowitz. Mit dessen geistig bedeutender

Frau Leocadia*) verband den Dichter eine innige und reine Freundschaft. Von ihr und ihrer Tochter Maria (1820—1897), unter der man vielleicht die „Namenlose" vermuten darf, hochverehrt, weilte er oft und gern in dem lieblichen Jäschkowitz, wo er Stunden bald geistvoller und sinniger Unterhaltung, bald anmutigen Scherzens und fröhlicher Ausgelassenheit verlebte. Aber die Jäschkowitzer Tage konnten ihm keinen Ersatz bieten für den Mangel eines eigenen Familienlebens. Er war und blieb zum Junggesellentum verurteilt und zog sich immer mehr in sich selbst zurück.

Durch seine 1835 erfolgte Beförderung zum ordentlichen Professor erklomm er zwar den Gipfel der akademischen Laufbahn, aber die Bibliothekshändel blieben, verbitterten ihm weiter sein Dasein und endigten erst mit seiner 1838 auf seinen Antrag erfolgten Entlassung aus diesem Amte, die ihm, dem kärglich Besoldeten, sogar noch einen Teil seines bisherigen Gehalts kostete.

So bietet die Geschichte seines Breslauer Lebens ein wenig erfreuliches Bild. Die äußeren Verhältnisse erklären manches, aber nicht alles. Man wird Hoffmann nicht von eigener Schuld freisprechen können. Sein übertriebenes Selbstgefühl, ein hoher Grad von Empfindlichkeit und die Unfähigkeit, sich in gegebene und unabänderliche Verhältnisse, auch

*) Das Verhältnis zu Leocadia und ihrer Tochter Maria behandelt Heinrich Meißner in einem Aufsatze „Hoffmann von Fallersleben und Leocadia von Nimptsch auf Jäschkowitz" in der „Deutschen Revue" XXIII, S. 230—238. Doch können wir seinen Ausführungen, soweit sie sich auf die „Namenlose" beziehen, nicht beistimmen.

in ſein Amt, zu fügen, ſtanden einer ruhigen Entwickelung ſeines Lebensganges hindernd im Wege. Zur Entſchuldigung dient hingegen, daß er oft und längere Zeit körperlich recht leidend war; einige ärztliche Zeugniſſe beſtätigen dies gerade für die letzten Jahre ſeines Breslauer Aufenthaltes. Im ganzen betrachtet, hat man in dem Hoffmann der Breslauer Jahre eine jener problematiſchen Naturen zu ſehen, die, wie Goethe einmal ſagt, „keiner Lage gewachſen ſind, in der ſie ſich befinden, und denen keine genug tut; daraus entſteht der ungeheure Widerſtreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt".

Die Urſachen aber für ſeine wirklichen und eingebildeten Leiden vermeinte er in den politiſchen und ſozialen Zuſtänden der Zeit ſuchen zu müſſen, und ſo richtete ſich ſeine zur Verbitterung geſteigerte Unzufriedenheit gegen die allgemeinen Mißſtände, an denen er ſein geliebtes Vaterland kranken ſah. Der Sänger der „Unpolitiſchen Lieder" wurde geboren.

---

1. An Jakob Grimm in Kaſſel.

Göttingen, 3. November 1818.

Ew. Wohlgeboren

ſtatte ich nochmals meinen herzlichen Dank ab für die große Gefälligkeit, der ich den angenehmeren, alſo unvergeßlicheren Teil meines dortigen Aufenthalts zu verdanken habe. Selten zeigen ſich die Menſchen ſo liebevoll gegen Fremde, zumal wenn dieſe von den gewöhnlichen namenloſen ſind, daß

ich nicht ohne Freude und Wohlgefallen des Gegenteils erwähnen sollte.

Ich sinne seit der Zeit mehr und mehr, diesem meinen Gefühle Dauer zu verleihen, so daß ich jetzt wage, Ihnen eine leider! zu kleine Morgengabe zu bringen.

Vor einem Jahre ungefähr durchsuchte ich das Archiv meiner Vaterstadt in der Absicht, einen Beitrag zur vaterländischen Geschichte zu liefern. Allein die ganze Ausbeute bestand in Rechnungsbüchern aus der Zeit des 30jährigen Krieges, wovon einige an beiliegenden Schnitzeln geheftet hingen und eins ganz eingenähet war. Ich löfete alles sorgfältig ab und habe es bis jetzt aufbewahrt.

Sollte ich in Verbindung meines Freundes Adelson, der ein guter Komponist ist, zu Ostern vielleicht nach Holland reisen, so werde ich holländische und brabantsche Volkslieder mit Melodien herausgeben. In Brabant ist noch eine reiche Ausbeute zu erwarten, weil man dort schon sanglustiger ist, als auf den öden Dünen Hollands.

Eine solche Sammlung könnte vielleicht mehr entscheiden, wenn von natürlicher Anlage zur Poesie die Rede ist, als der ganze Wust der maatschappijen und dichtkundige genootschappen. Jene Volkslieder sind doch wol nicht aus ihnen hervorgegangen, wenigstens nicht bis zu einer gewissen Zeit, sonst müßte man das Volk bedauern, bei dem nur durch extensive Anregung etwas hervorgebracht wird. Deshalb werden wol die ältern Lieder den meisten Wert haben und müssen ihn behalten, weil sie doch mehr einen poetischen Born, aus dem sie geschöpft wurden, ahnden lassen.

Der neueste Stand der holländischen Litteratur, zumal der schönen, ist sehr niedrig. Die Hinneigung der Niederländer an das Franzosentum kann nur verderblichen Einfluß haben auf die holländische Poesie, die sich kaum durch Meermann*) u. a. ihren fremden Fesseln entschwungen hatte. Vielleicht sehen wir in einem Jahrzehend, daß alle geistige Originalität des Holländers verschwunden ist, und er sich nur ein naives, jedoch mehr und mehr formell werdendes Wat uw believt? vorbehält. Der neueste Zuwachs ihrer Litteratur besteht aus — Übersetzungen. Geht das so fort, so bekommt Holland eine vertaalde Letterkunde.

Das wäre sehr traurig! und wir müßten dann das Brabantsche: 't is jammer om de jongens, dat ze geene christen zijn, passender auf die Holländer anwenden, wenn wir als Deutsche uns nähern: — dat zij geene dichters zijn!

Andeutungen und Mitteilungen von Ihnen werden mich entweder zu meinem Unternehmen ermuntern oder gänzlich davon abhalten. Übrigens wünschte ich wol, einige Hefte Ihrer Sammlung holländischer Volkslieder zuvor zu lesen, um vertrauter mit dieser Arbeit zu werden und sicherer gehen zu können.

Sie entschuldigen meine Geschwätzigkeit, die aus Erfüllung meines Versprechens hervorgegangen ist.

---

*) Gemeint ist wahrscheinlich Joh. Meermann (1753—1815), Direktor der Künste und Wissenschaften im Haag, ein sehr fruchtbarer niederländischer Schriftsteller. Oder sein Vater Gerhard Meermann (1722—1771), dessen Origines typographicae Hoffmann mehrfach zitiert?

Noch füge ich einen Gruß hinzu an Ihren Herrn Bruder.

Leben Sie recht wohl

Ew. Wohlgeboren

gehorſamſter Diener

A. H. Hoffmann, St. Phil.

2. An Jakob Grimm in Kaſſel.

Bonn, Ende 1819.

Ew. Wohlgeboren

hätte ich unlängſt mein Verſprechen erfüllen ſollen, aber wie verzeihlich iſt mein Zögern! Mein ganzes Weſen war ſeit der Zeit ſo voll, ſo überreizt, daß ich recht geſchwätzig hätte ſein müſſen, um mich auszuſprechen, und das wollt' ich nicht, da ich recht wol weiß, wie viele Zeit Ihnen ſtündlich Ihre gelehrten Forſchungen, gefällige Mitteilungen und ſonſtige Geſchäfte rauben. Am 1. Maimond hatte ich das Vergnügen, Sie in Kaſſel zu ſehen. Sonderbar mußt' ich Ihnen vorkommen. Die Nachricht vom Tode meines Vaters*) hatte mich dermaßen ergriffen, daß ich alles ganz verwirrt und ohne Teilnahme anſah und vernahm. Selbigen Abend ſaß ich in einem fieberhaften Zuſtande auf meinem Zimmer. Was ich alles mit Ihnen geſprochen, wußt' ich kaum und weiß es jetzt gar nicht mehr. Aber wie lebhaft ſtehet mir unſere erſte Bekannt-

*) Geſtorben in Fallersleben am 23. April 1819. H. kam damals auf der Reiſe nach Bonn durch Kaſſel und ſprach Grimm.

ſchaft vor Augen! Durch ein Mißverſtändnis wandte ich mich auf der dortigen Bibliothek an Sie, und ich ward in meinen Erwartungen auf eine ſolche Weiſe befriedigt, daß ich Ihnen immer dafür danken werde.

Zuerſt muß ich Ihnen melden, daß ich eine Anzahl Volkslieder in Poppelsdorf, Keſſenich und Bonn aufgezeichnet habe, wozu ein Pfarrer mir die Weiſen (alle in Moll) geſetzt hat. Auch ſind mir andre Volkslieder mitgeteilt worden, und ich hoffe, in einigen Jahren eine nicht unbedeutende Sammlung zu haben. Auch müſſen die Volkslieder anderer Länder in und außer Europa berückſichtiget werden, weil ſich nur ſo eine allgemeine Anſicht über das Volkslied gewinnen läßt.

Ich beſitze jetzt eine Handſchrift (16. Jahrhundert) von gegen 100 deutſchen Volksliedern, am Niederrhein aufgezeichnet, in Stammbuch-Format. Einige daraus, aber nicht gerade die ſchönſten, finden ſich ſchon im Görres*), jedoch zum Teil ſehr abweichend, ſehr wenige im Wunderhorn; andere ſtimmen überein mit den holländiſchen Liedern aus Ihren Sammlungen und mit dem Oudt. Amst. Liedtboeck.

Sollte dereinſt dieſe Sammlung im Druck erſcheinen, ſo wüßte ich doch für jetzt nicht, nach welchen Grundſätzen die Herausgabe vorzunehmen wäre. Die Lieder ſind zum Teil älter, als das auf dem Umſchlag der Handſchrift ſtehende Jahr 1574, und die Schreibart darin iſt ſo ungleich, daß man gar oft Ein Wort auf ſechſerlei Weiſe geſchrieben findet. Aber den Görres ſich zum Muſter zu nehmen,

*) Altdeutſche Volks- und Meiſterlieder. Frankfurt 1817.

ſcheint ſehr unratſam, da er in Zweifel läſſet, ob etwas urſprünglich ſo heißt oder erſt von ihm dem jetzigen Hochdeutſch angemodelt worden iſt.

Sie werden mir den richtigen Weg angeben können, vermöge Ihrer eigenen Forſchungen über die Sprache dieſes Jahrhunderts. Nur muß man ja nicht das klaſſiſch-philologiſche Verfahren auf unſere Sprachdenkmale übertragen wollen! Welch ein Unglück, wenn eine ſolche Beſchäftigung, die nur jederzeit als Mittel zum Zwecke betrachtet werden kann, und nur ſo für geiſtvolle Männer einzig lobenswert, im Vaterlande befördert, hochgehalten würde und gemach als heimiſche Gelehrſamkeit emporkäme und despotiſierte! Das hieße doch aus dem Regen in die Traufe gehen! Ja, man müßte insgeheim den Wunſch hegen: gottlob, daß uns unſere biederen Ahnen ſo wenig übrig gelaſſen haben, denn wir dürften ja dann an das eigne Schaffen nie denken, müßten ewig den Staub und Roſt ihrer Taten ſchlucken.

Wäre jedweder deutſche Altertumsforſcher, beſonders ſeit den letzten Jahren, erſt nach befriedigender Beantwortung der bei irgend einer Herausgabe ſich ihm aufdrängenden Fragen, an ſein Werk gegangen, wie viel beſſer ſähe es aus um dieſes Studium, das ſo herrlich genannt werden muß, ſchon weil es vaterländiſch iſt. Dann würde auch der Weg dazu nicht denen verhackt worden ſein, die dem Staate oder anderen mühevollen Geſchäften leben, oder ihre Aufmerkſamkeit auf andre Gegenſtände der Forſchung und des Genuſſes richten.

Ohne an das klaſſiſche Altertum zu denken, läßt ſich das Syſtem einer deutſchen Wiſſenſchaft und

Kunſt aufſtellen und im einzelnen ausbauen; jenes Verfahren darf oft nur zum verneinenden Wegweiſer dienen.

Übertrüge man die klaſſiſch-philologiſche Kritik, Hermeneutik und das ganze Leben und Weben der Philologen auf unſere Volksdenkmale, wie könnte man je an eine völlige Vertilgung dieſer Heuſchreckenbande denken! Vertilgung aber will ich hier nur in ſo fern, als man die griechiſche und lateiniſche Sprache zum Werkzeug alles menſchlichen Wiſſens, zum einzig möglichen Weg, zum Beſitze von einigermaßen nennbarer Bildung zu gelangen, und zum Maßſtabe etwaniger Anſtellung und Beförderung im Staate macht, von deren Kenntnis doch das letztere oft am wenigſten abhängt. Die Philologie hat uns nur ein Viertel weniger geſchadet als das Pfaffentum und wird uns noch hinfüro einen Klotz in den Weg legen, wenn wir nicht auf unſerer Hut ſind, dieſen Sprachen eben die Grenzen anzuweiſen, die jeder fremden zukommen.

Nur dann erſt wird ein ſchönes, vaterländiſches Leben aufgehen. Der Gelehrte gehört dann nicht mehr wenigen Menſchen an und ſeiner Bücherkammer, ſondern ſeinen Zeitgenoſſen und einer fröhlichen Nachwelt. Das Volk aber wird, weil ihm die Schätze ſeiner Gelehrten, Sänger und Weiſen offen ſtehen, leicht lernen, was zu ſeinem Nutz und Frommen, zu ſeiner Erquickung dienet. Erfüllt von ſolcherlei Hoffnungen leben viele Edle in Deutſchland, jedoch wie einzeln? Warum bieten ſie ſich nicht die Hände? Aus ihrem Gebiete iſt ja längſt das Ketzern, Bannen, Niederträchtigmachen

gewichen (wenn es je darinnen war, wie bei unſeren solidis eruditis?!), und Ein ſchönes Streben hat ſie längſt unſichtbar verbunden. Ich kenne unter ihnen keinen Joſephus Scaliger, Burmann, Klotzius, Budeus und Grotius!

Am erſten Tage des neuen Jahres 1820.

Voran ein glückliches Neujahr! So ein unermüdeter Fleiß, ſo eine unerkaltende Liebe für die Denkmale unſeres Volkes, wie Sie beweiſen, verdienet begrüßet zu werden aus allen Gauen! Klopſtock würde Ihnen das Blatt und die Eichel durch Stimmenmehrheit der Aldermänner zuerteilen; ich, zu ſehr in der Vorhalle harrend, ich kann nur meinen herzlichen Neujahrswunſch wiederholen. Durch Ihre Grammatik haben Sie ſich des Dankes vieler trefflicher Männer hieſelbſt verſichert. Sollte ſie, wie es heißt, vergriffen ſein, ſo iſt das ein größeres Wunder, als wenn die heilgen Apoſtel in fremden Zungen reden, und — es deutet auf eine Zukunft, wo den Deutſchen heißhungern wird, ſich ſelbſt kennen zu lernen.

Wird Ihr Freund Harthauſen*) bald ſeine Sammlung weſtfäliſcher Volkslieder herausgeben? Es wäre ſehr zu wünſchen, daß die Lieder *mit* ihren Weiſen erſchienen. In der Muſik liegt oft mehr als in dem Liede, obgleich dies wol weniger gilt von Norddeutſchland. Aber die Melodie iſt oft bei einem Volksliede ein ſchönerer und richtigerer Kommentar, als je Gelehrſamkeit liefern wird.

*) Werner von Harthauſen in Köln (1780—1842), mit dem Hoffmann 1821 „Weſtfäliſche Beiträge zur Geſchichte deutſcher Sprache und Dichtung" herausgeben wollte. Das Werk kam aber nicht über die Buchhändleranzeige hinaus.

Es lebt hier ein Osnabrücker Handwerker, der mir Sagen durch dritte Hand mitgeteilt hat, von Wittekind, Karl dem Großen pp. Er hat aber die Ortsangabe darin vergessen, und darum teile ich sie Ihnen noch nicht mit. Ich werde selbst zu dem Manne gehen. Er freut sich wie ein Kind, sagte mir jemand, wenn man ihn um dergleichen in Anspruch nimmt. Leben Sie herzlich wohl und empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Bruder.

Bonn in der goldenen Blume.

Hoffmann von Fallersleben.

3. An Hendrik van Wijn im Haag.*)

Bonn, 20. Windmond 1820.

Ew. Hochwohlgeboren

bin ich so frei um Mithülfe zu einem litterarischen Unternehmen anzusprechen. Ich wollte nämlich altholländische und flamländische Lieder mit ihren Melodien, von geschichtlichen und sprachlichen Anmerkungen begleitet, nebst einer Abhandlung über den Volksgesang der Niederlande und Vergleichungen mit deutschen, schwedischen und dänischen Volksliedern herausgeben.

Aber bei den größten Bemühungen, mich in Besitz der notwendigen Hülfsmittel zu setzen,

*) Niederländischer Geschichts- und Sprachforscher, Archivar im Haag, wo Hoffmann ihn 1821 kennen lernte (1740—1832). Vgl. K. Theod. Gaedertz, Briefwechsel von Jakob Grimm und Hoffmann von Fallersleben mit Hendrik van Wijn. Bremen 1888.

kann ich kaum an Erreichung meines Zweckes denken, wenn ich nicht in Holland selbst mehr Teilnahme finde.

Mein Freund Jakob Grimm zu Kassel schenkte mir schon vor Jahren sein Verzeichnis der meisten in Holland erschienenen älteren Liedersammlungen. Ich ließ mir keine Mühe verdrießen, machte hier und da in Holland Bestellungen, gab Herrn Professor van Swinderen*) aus Groningen mehrere Briefe mit an dortige Gelehrte, wendete mich selbst an Buchhandlungen und Antiquare — bis jetzt aber erhielt ich nicht eine Sammlung.

Vorzüglich lieb wären mir die Liederbücher des Jan van Ghelen und Jan Roulans,**) das Geuzeliedeboeck und die größeren Sammlungen von Roemer Vischer u. a. (Das Oudt. Amsterdam. Liedeboeck und neuere Sammlungen besitze ich selbst.) Sollte es denn wirklich in Ihrem Vaterlande an Teilnahme fehlen? an Teilnahme an diesen Denkmalen einer schönen deutschen Zeit in den Niederlanden? Sang doch selbst das Volk unter Verfolgung des Herzogs von Alba seine Psalter auf weltliche Liederweisen,

*) Theodorus van Swinderen (1784—1851), Professor der Naturwissenschaften in Groningen.

**) Ein Liederbuch des Jan van Ghelen ist uns unbekannt geblieben; das des Jan Roulans, das Antwerpener Liederbuch vom Jahre 1544, hat Hoffmann 1855 als elften Teil der Horae belgicae herausgegeben. Das Geuseliedboeck ist eine Sammlung historischer Lieder aus der Zeit des Kampfes der Geusen; zu ihnen gehört das bekannte Wilhelmus van Nassouwen. Bei dem Namen „Roemer Vischer" liegt vielleicht eine Verwechslung Lodewijk Gerhard Vischers (1797—1859), der eine Bloemlezing uit de beste schriften der Nederl. Dichters van de 13 de tot en met de 18 de eeuw herausgegeben hat, mit dem Amsterdamer Kaufherrn und Dichter Roemer Vischer (1547—1620) vor.

nicht gerade um ſich ſo zu verkappen, ſondern weil ihm die Weiſen einmal lieb geworden waren! Und jetzt ſollte man ſich deſſen ſchämen? Könnte dies der Fall ſein, ſo würde ich um ſo weniger nachlaſſen, alles aufzubieten, um noch zu retten, was zu retten iſt.

Und Sie, beſonders verehrter Herr! können mir's deshalb nicht verargen, daß ich Ihre ganze Gefälligkeit in Anſpruch nehme, um ſo weniger, da ich das feſte Zutrauen habe, daß Sie meinen begeiſterungsvollen Eifer teilen. Ihre großen Verdienſte um Hollands ältere Litteratur laſſen darauf rechnen, daß Sie auch noch jetzt fortfahren werden, dafür zu wirken.

Von Ihnen hoffe ich alſo einige Mitteilungen; mögen dieſe noch ſo unbedeutend ſein, ſie ſind mir lieb und willkommen! Wenn, wie mir Herr Profeſſor Siegenbeek*) ſchreibt, ſo vieles der Art in Privatbibliotheken iſt, ſo darf ich auch bei Ihnen ja wol ſo etwas ſuchen. Ich bitte Sie alſo nochmals recht dringend, mir alles zu dieſem Zwecke mitzuteilen, was Sie können. Ich ſende Ihnen alles nach der Benutzung ſchnell und ſicher zurück — unſere Poſten ſind ja ſchnell und ſicher.

In der Hoffnung, daß Sie meiner Bitte eingedenk ſein werden, ſage ich Ihnen ein herzliches Lebewohl!

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenſt

Hoffmann von Fallersleben,
Bibliothek-Aſſiſtent.

*) Mathijs Siegenbeek, Profeſſor der holländiſchen Sprache und Litteraturgeſchichte in Leiden (1774—1854).

4. An Jakob Grimm in Kaſſel.

Amſterdam, 13. Weinmond 1821.

Lieber Freund! Ein kaum geahnter glücklicher Aufenthalt zu Leiden hat mir die Erfüllung meiner Zuſage, Sie noch dies Jahr zu beſuchen, unmöglich gemacht. Wenn ich aber von Berlin aus künftigen Sommer in meine Heimat zu Mutter, Schweſter und Schwager reiſe, werd' ich wol einen Ausflug zu meinen Freunden über den Harz ins Weſerthal nicht unterlaſſen können.

Meine Ernte iſt ſehr geſegnet geweſen. Ich beſitze jetzt faſt alle zur altholländiſchen Litteratur gehörigen Bücher, ja ſogar Handſchriften nebſt Abſchriften von ſeltenen wichtigen Sprachdenkmälern. Sobald ich mehr Muße habe, vielleicht nach meiner Ankunft zu Hauſe — denn ich reiſe jetzt auf geradem Wege nach Berlin und verweile nur wenige Tage bei meiner Mutter in Fallersleben —, werde ich Ihnen eine Liſte ſenden und einige Nachrichten über meine hieſigen Bemühungen. So eben habe ich ein Verzeichnis vollendet von allen altholländiſchen Handſchriften, welche mir je vorgekommen ſind oder ſonſt erwähnt werden, als wirklich vorhanden. Dies Verzeichnis wird als Fortſetzung einer kleinen Abhandlung im Konſt- en Letterbode, 1821. N. 39. S. 162. pp. daſelbſt in einer der nächſten Stücke erſcheinen, und Sie erhalten einen beſonderen Abdruck davon. Dies mag dann die erſte Rechenſchaft ſein, die ich in der Eile geben kann, und dann wird ein größeres Werk folgen, wozu ich von Ihnen und andern deutſchen Ge-

lehrten, die ich alle öffentlich ſchon in Anſpruch genommen habe, gewiß noch manche Beiträge hoffen darf.

5. An Karl Hartwig Gregor von Meuſebach in Berlin.

Breslau, am 1. und 2. Oſtertage 1823.

*) Der Mittag kam heran, und die Freude über die frohen Erinnerungen an das ſchönſte Familienleben, was ich fünf Vierteljahre mitlebte, und über den heutigen Bücherſchatz war nur Eine Freude. Mit der Ahndung, daß mir der Verluſt jenes Lebens erſetzt würde, war ich von Berlin abgereiſet, und mit dem Bewußtſein, daß es mir heute einigermaßen erſetzt war, freute ich mich des blauen Himmels und wandelte zum Tore hinaus.

Die Richtung meiner Studien wird durch meine jetzige Stellung bedingt und durch die Verhältniſſe, worein ich mit der Univerſität zu treten gedenke. Ich kann alſo nur vorläufig meinem Studienplane folgen. Zwei Laufbahnen eröffnen ſich mir — Bibliothekar und Profeſſor. Welche von beiden ſoll ich betreten? Dieſe, worauf ich ſchon einen Fuß habe? oder die andere, welche mir einen beſſeren Wirkungskreis verſchafft? oder ſoll ich beide vereinen? und laſſen ſie ſich vereinen? Was das Miniſterium will, weiß ich nicht recht; will es nur einen Arbeiter für die Bibliothek haben? Gut, das kann geſchehen, auch länger als auf Ein Jahr.

*) Nach einer ausführlichen Schilderung ſeiner erſten Beſuche und einiger Bücher- und Handſchriftenfunde in Breslau.

6. An K. H. G. von Meusebach in Berlin.

Am 4. Mai 1823.

Briefe beantworten? Ist es doch nur eine schöne Zeit, Briefe zu empfangen! Die Bäume schlagen nicht aus, aber die Nachtigallen schlagen schon aus den Bäumen. Am frühen Morgen liegt Reif auf den Brücken, und die Tilken und Luhschen*) sind befroren. Ach Gott, wat will dat geven!

Meine Dienstarbeiten lassen mir kaum so viel Muße, alle meine Entdeckungen zu beheerschauen und zu bewundern, geschweige denn zu benutzen. Noch vor Pfingsten muß die ganze Politik umgearbeitet sein. Wie? Unsere Demagogen würden sich schlecht hiezu fügen; mir aber macht es viele Freude, diese Büchermasse nach der Zeitfolge zu ordnen, aufzustellen, alphabetisch zu verzeichnen und in Standkataloge zu bringen. Oft bin ich halbe Tage lang, besonders bei schlechtem Wetter, auf der Bibliothek, und da mir die deutsche Litteratur zugewiesen ist, so gibts auch hierfür manches zu tun, zumal wenn ich aus anderen Fächern etwas dafür wiedergewonnen und mir Zuwachs erbettelt habe.

So behalte ich nur die Sonn- und Festtage für mich und das auch eigentlich nicht, weil ich nach sechstägiger Mahnung mich doch jedesmal hinsetze und Briefe schreibe. Ein solcher Sonntag schmeckt dann süß, und ich schließe mich ein. Mein

*) Schlesische Ausdrücke für Gruben und Pfützen.

Zimmerchen iſt hell und freundlich; ſcheinet aber gar die Sonne, ſo tauſche ich ſelbſt mit der roten Stube nicht, und ich bin oft im Zweifel, was ich zuerſt tun ſoll, einen angefangenen Brief oder Aufſatz vollenden. Selten komme ich in die Stadt. Samſtags beſuche ich gewöhnlich die Antiquare, von der Hagen und die Rhedigerſche Bibliothek und ruhe dann plaudernd mit meinen heimzuführenden Schätzen bei einem Freunde aus, welcher der genannten Bibliothek gegenüber wohnet. In dieſer Familie behagt es mir, und ich gehe gewöhnlich nur erſt dann, wenn der Wächter zum zweiten Male anhebt zu pfeifen.

Am 9. Mai.

Wie ſchnell hat ſich das Wetter geändert! Vorgeſtern kam der Frühling, und ich habe ihn in Altſcheitnig geſucht und gefunden, ich einſam, verlaſſen. Geſtern blieb ich zu Hauſe und ſchrieb immerfort, und bei jeder Zeile wurde der Kaſtanienbaum hüben an der Brücke grüner und meine Sehnſucht größer. Woane?

Ein furcht- und fruchtbares Gewitter dieſe Nacht über hat nun vollends die ganze Herrlichkeit des Vorjahrs entfaltet, und manche weiße Wand ſehe ich dieſen Morgen nicht mehr. Es iſt etwas Schönes um den Frühling! Die Maikäfer ſchlafen in Blüten, die Nachtigallen ſingen im Laubdunkel, und die Rohrſperlinge hängen ihr Neſt an Schilfhalme, aber der Menſch träumet, ſingt und ſchwebt zwiſchen Himmel und Erde.

Reiſen noch Einmal und wenn tauſend Entdeckungen an Händen und Füßen laſten. Noch

Einmal reiſen, ehe ich mich im Bücherſtaube begrabe!

Was macht Ihr kleines Gärtchen? Es hat mit unſeren beiden Bibliotheks-Gärten die Ähnlichkeit, daß ſie am Fluſſe liegen und an einer ſchätzbaren Bücherei.

7. An K. H. G. von Meuſebach in Berlin.

Breslau, 11. Januar 1824.

Die Abendröte zwiſchen den Tannenbäumen blickte mich an, und mein Herz bebte, wie die Säule des Memnon. Meine Gedanken flogen zu den Häuſern alter Erinnerung und brachten den ſpäten Neujahrswunſch durch die Eisblumen der Fenſter. Wer aber mag ihn gehöret haben? — Niemand. Du mußt ſchreiben, rief ich, ſchreiben, ſonſt glaubt niemand, daß du noch nicht an Altersſchwäche geſtorben biſt!

Sie glauben doch auch, verehrter Freund, daß es ein Leben gibt, welches dem Totſein ähnlich iſt? Ich halte immer dasjenige dafür, worin die niederen Fähigkeiten unſerer Seele Tag ein Tag aus ſtreng beſchäftiget werden. O daß wir uns ſo lange mit dem Unbedeutenden plagen müſſen, um eine freie ſichere ſelbſtändige Ausſicht zu gewinnen! Es iſt nun einmal ſo und kann auch wol nicht anders ſein. Glücklich, wenn wir nicht untergehen in der litterariſchen Wüſte und doch einmal zu den Quellen des Nils gelangen! Ihren jüngſten Brief hab' ich mit Andacht geleſen und oft geleſen. In Berlin würde ich Sie

gebeten haben, ihn mir gefälligſt vorzuleſen. Ob ich ihn jetzt verſtanden, weiß ich nicht; zu ſolchen Worten laſſen ſich viele Melodien ſingen.

Von der Schickensfreude bin ich noch immer beſeelt; Sie können darüber ſpötteln, nur dürfen Sie nie daran zweifeln! Sie täten wahrlich Unrecht, wenn Sie mehr oder weniger dahinter fänden, als ein reines Wohlwollen und Dankbarkeit für jedwede Teilnahme Ihrerſeits an meinem bißchen Leben.

Fortſetzung, deſſelben Tages, nämlich Sonntags 11. Jan. 24 um 12 Uhr nachts.

So eben komme ich von Winterfelds; ich habe einen Teil der Souterliedekens*) gehört und weide noch unter dieſen ſüßen Tönen, wie König Salomon unter Roſen. Wahrhaftig, herrliche, überherrliche Weiſen mit dieſer unendlichen Sehnſucht — ich muß die Texte haben, und ſollte ich hundert Meilen danach reiſen! Ich lebe heute nach langer lieber Zeit zum erſtenmale wieder auf für die friſchen Natur- und Jugendtöne des Volksliedes; die Winternebel werden zu Goldwolken, und es ſchneiet mir Roſen und Lilien aufs Papier. Morgen, morgen können Sie lächeln und ſpötteln, wenn ich an dem großen litterariſchen Karren ziehe und den Roßtäuſchern die Straße ebene.

*) Souter Liedekens, ghemaect ter eeren gods . . . Antwerpen 1540 — eine Sammlung von Liedern des Pſalters im Strophenmaß beliebter Volkslieder überſetzt und mit deren Melodien verſehen. Dieſes Geſangbuch iſt daher eine wertvolle Quelle für den alten Volksgeſang.

Bittere Proſa iſt das Labſal meiner freien Stunden, und die Poeſie nagt wie ein heimlicher Schaden an meinem Herzen.

Beſitzen Sie das Lied: Laube, Lindlein, laube! Mir geht der ganze Frühling in dieſen Worten auf. Die Melodie iſt wirklich vorhanden vom Jahre 1559 und gleichet dem erſten Lerchentone, welchen wir im Märze auf dem ſonnigen Blachfelde hören.

8. An K. H. G. von Meuſebach in Berlin.

Breslau, Juni 1824.

Der Otfried hat mich ein Vierteljahr lang jetzt beſchäftigt. Die vollſtändige, genaue Abſchrift, welche ich genommen habe, gehöret mit zu meinen beſten Beſitztümern.

Darauf ſchrieb ich die Leidener und Breslauer Handſchrift vom Williram ab; beide Abſchriften ſind für den Abdruck noch in dieſem Jahre beſtimmt*) . . . Von meinen altholländiſchen Studien bin ich keineswegs abgekommen. Die holländiſchen Volkslieder ſind doch ſchön! Gelänge es mir nur endlich, meinen Schatz noch zu vermehren, um endlich eine Blütenleſe daraus zu halten! Ich werde immer mehr veranlaßt, dieſe Lieder für den Nachklang einer freien, von Süddeutſchland unabhängigen Kultur anzuſehen. Die altſächſiſchen

*) Erſt 1827 erſchienen unter dem Titel: „Willirams Überſetzung und Auslegung des Hohen Liedes in doppelten Texten aus der Breslauer und Leidener Handſchrift herausgegeben und mit einem vollſtändigen Wörterbuche verſehen".

Sprachdenkmale beweiſen genug, und hätten wir nur noch ein Dutzend, ſo gelangten wir gewiß zur Annahme einer höheren eigentümlichen Poeſie im ſächſiſchen Volke, als bei den Franken.

Sie werden nun ſchon fürchten, daß ich meine Hand vom 15. und 16. Jahrhundert etwas zurückgezogen habe. Keineswegs. Bedauren muß ich nur, daß man ſich keine Tage ſchaffen kann, ſonſt würde ich mir manchen Tag für dieſe Zeit ſchaffen, deren politiſche und litterariſche Geſchichte höchſt anziehend durch ſich ſelbſt und ihre hochwichtigen Ergebniſſe für uns bleibt.

9. An K. H. G. von Meuſebach in Berlin.*)

Breslau, 28. Dezember 1824.

Was Sie mir, Verehrteſter, mit Ihrer gewohnten herzlichen Teilnahme melden, iſt alles Bemühens wert und darf beſonders von mir durchaus nicht unberückſichtigt bleiben. Wie die Sachen hier in Breslau ſtehen, ſo kann ich vielleicht noch manches Jahr kuſtodieren, ohne ein Morgenrot zu ahnden, was Sie mir ſo freigebig vormalen.

Ich bin gezwungen, Profeſſor zu werden, um nur etwas mehr Gehalt zu erlangen, da ich als Kuſtos, oder wie das Miniſterium neulich ſchrieb, Kuſtus, und zumal jüngſter extraordinarius, weder auf Vermehrung meines Gehaltes, noch auf Ausſicht auf die Stelle eines Bibliothekars rechnen

*) von Meuſebach hatte ihn im letzten Briefe auf die freiwerdende Bibliothekarſtelle in Wolfenbüttel hingewieſen und ihm die Ausſicht, dieſes Amt zu erhalten, als eine neue „Morgenröte“ hingeſtellt.

kann. Durch das Streben nach einer Professur verderbe ich mir aber offenbar eine strenge bibliothekarische Laufbahn und erreiche am Ende weiter nichts als: Kustos mit 300 Tlr. zu bleiben und Extraordinarius mit 100, 150 oder höchstens 200 zu werden. Kurzum, die Sachen stehen nicht brillant.

Ein anderer Punkt Ihres Vorschlages enthält eine Auffoderung zur Teilnahme an den Geschäften der Hauptverwaltung unserer Bibliothek. Was diese Geschäfte nun anbetrifft, so kann ich versichern, daß ich allezeit mich darum bekümmert habe und soviel Einsicht drein gewonnen, daß ich durch freie Handhabung und Übung das mir jetzt notwendig noch Fehlende bald ersetzen würde. Die Akten und die Erfahrung standen mir immer zu Gebote, nebenbei aber war ich und bin ich noch immer durch das sehr freundschaftliche Verhältnis mit dem Bibliothekare und Oberbibliothekare so gestellt, daß ich mich von allem, was für unsere Bibliothek in Bezug auf Verwaltung wichtig ist, gehörig unterrichten kann.

[Beim Gedanken, nach Wolfenbüttel zu kommen:] ... ich dachte an die Nähe meiner Heimat, meiner Verwandten und Freunde, an ein ziemlich ungetrübtes Leben, an den matten wohltätigen Schimmer meiner künftigen Astrallampe, an Haus und Hof und Garten, woran meine Mutter sogleich teil nehmen müßte, an die Stunden, welche ich meiner Pflicht und meiner Erholung darbrächte, ich dachte*)

*) Glosse: Das Denken hat man frei.

(Anspielung Hoffmanns auf seine Wünsche, Arlikona's Hand zu gewinnen.)

— und verſank in ein tiefes Schweigen, was nur wie die ſtumme Memnonsſäule durch Morgenröte Rede wird.

30. Dezember 1824.

Ihre Morgenröte iſt recht ſchön und lieblich, und ich würde ihr ſogleich wie die Lerche im Frühlinge entgegenfliegen, wenn mich nicht neue und immer neue Zweifel an dem Erdboden zurückhielten.

Meine Ausſichten hier in Breslau ſind nicht ſonderlich, wenn ich nicht im künftigen Jahre Profeſſor zu werden ſtrebe. Ich habe mir aber zuvor Hoffnung zu einer Reiſe nach Wien gemacht und werde meine Studien dafür fortſetzen, wenn ich mit Wolfenbüttel in weiter keine Berührung komme. Nach zweijährigem Stillſitzen in Einer Stube und auf Einem Stuhle darf ich wol auf Urlaub rechnen.

10. An K. H. G. von Meuſebach in Berlin.

Breslau, 20. Dezember 1825.

Gott ſei Dank, daß Sie wieder wohl ſind! Wie freut es mich, daß Sie nicht mehr ſchweigen dürfen, ſogar ſcherzen mögen! Aber Krankheit halte ich wenigſtens nicht in dem Grade für einen Feind des Menſchen, wie ſo manche andere Dinge; Krankheit iſt nur meiſt ein unzeitiger Winter des Lebens, durch den der Geiſt doch endlich wieder wie ein ſchöner Frühling hervorbricht. Ich bin mit der Krankheit von Jugend auf näher als

Geſchwiſterkind verwandt und habe auch hier in Breslau dieſe Verwandtſchaft oft zum Überdruß dulden müſſen. Aber ich lebe heute noch und habe ebenſoviel Kraft, meinen Zuſtand zu ſchildern, wie Sie, aber zu etwas weiterm, ihm eine angenehme Seite abzugewinnen und ihn komiſch zu behandeln, dazu bringe ich es nicht. Geſund jetzt, mit feſtem Willen jetzt, und ohne Nahrungsſorgen ſtehe ich an der Thür des Glückes und klopfe an, und — keine Stimme gibt mir Antwort. Möcht' ich doch wiſſen, was er Glück nennt? hör' ich neben an. Das iſt's eben, daß man's nicht weiß und nur fühlen muß. Ich fühle es aber, daß ich nicht glücklich bin, ſo lebhaft, daß nur ein gleiches Nachgefühl in eines anderen Buſen den Schlüſſel zu meiner Klage finden könnte. Iſt denn nicht meine Unruhe, mein Sehnen, mein Erinnern, mein Wünſchen und Hoffen — was iſt es denn weiter, als ein Ringen nach etwas anderem, nach etwas Beſſerem? Zwingt mich doch endlich dies alles, zu ſchreiben, wie noch neulich meiner Mutter: wie außerordentlich wohl und glücklich ich bin!

Das Schickſal hat mich von einem Orte zum anderen verpflanzt, und ſo viel an mir lag, habe ich Ort und Zeit zu meinem Beſten verwendet, doch fürchte ich nun mehr und mehr jenem Bäumlein gleich zu werden, was Karl der Spielmann*) auf dem alten Hofe ſo lange umpflanzte, bis es endlich verdorrte.

Sein Sie mir ja nicht böſe, daß ich in das fröhliche Feſt ſo ernſt hineinrede. Es iſt ja nur

*) Ein Sohn von Meuſebachs.

ein anders ausgeſprochener Wunſch, wie gern ich mit Ihnen feierte, bei Ihnen wäre, und wie gern ich mich ſtatt der Schaugerichte, welche mich hier wie die Schemen der Erinnerung und der Fröhlichkeit Schatten umgeben, an dem Lebendigen freute!

Mein Bruder iſt wahrſcheinlich in Genthin, und ich ſende deshalb meinen ganzen heiligen Chriſt Ihnen zu, und weil unfrankierte Sachen ſchneller gehen, diesmal unfrankiert, das Porto wird mein Bruder im L'Hombre tragen. Ach, ich wollte, ich könnte wie Bruder Luſtig mich in meinen Ranzen wünſchen! Was hab' ich von allem Leben, wenn ich's nur eine ſchöne Vergangenheit nennen darf! Mir fehlt gar vieles — Teilnahme iſt die Bedingung alles beſſeren Lebens, ſein Anfang und Fortgang; und nur dies beſſere Leben, man mag es ſonſt nennen wie man will, nenne ich Glück. Nur ein ſolches Leben, unerſchöpflich reich in ſich, giebt Erſatz für die tauſenderlei Unannehmlichkeiten und Beſchwerden, welche jedes Geſchäft mit ſich bringt. Fröhlichen Mutes ertrüg' ich meine mechaniſchen Arbeiten, womit ich jetzt ſo geſegnet bin, wenn ich nur ein Gegengift gegen ihre ſchleichendtötende Einwirkung aufweiſen könnte. Gut! ich ertrag's, und zwei Jahre noch mit chriſtlicher Geduld, dann aber wahrhaftig nicht länger mehr. Ich bin von dieſem ewigen Einerlei ſo ſtumpf und nüchtern geworden, als ob ich das Nervenfieber gehabt hätte und mich immer noch nicht erholen könnte. Vorgeſtern trug ich anderthalb Stunden lang Bücherleihſcheine ein. — Winterfeld war bis 1 Uhr auf der Bibliothek geblieben. Wiſſen Sie, fragte ich endlich, was ich jetzt ſo

lange gemacht? — Ich habe Zettel eingetragen, und das geht so alle Tage, die Gott werden läßt. — Das gestehe ich, erwiderte er drauf, da sind mir die Akten doch lieber u. so.

Doch das sind Kleinigkeiten, und die werden ja auch teuer genug bezahlt. Aber mein hiesiges Leben verzettelt sich auch so und der Lohn dafür?

Nein, ich will und muß abbrechen, ich werde immer verwirrter, je länger ich an dieser scharfen Ecke verweile.

Alle schönen Grüße packe ich ein und wünsche, daß Sie selbige jedem einzelnen, wie aus meiner Seele geschnitten, darbringen.

Fröhliches Neujahr und Wiedersehen!

Heinrich.

11. An Jakob Grimm in Kassel.

Breslau, 21. Februar 1826.

Lieber Freund!

Früher hätte ich Ihnen schreiben sollen, viel früher, aber aufrichtig gesagt, ich schämte mich zu sehr, Ihnen nur ein Zeichen meines eingekerkerten eintönigen Lebens zu geben. Jetzt sehen Sie doch wenigstens etwas von meiner Tätigkeit, woran die dankbarsten Erinnerungen an Ihre Freundschaft und die schöneren Stunden meines Hierseins hangen.

Unter mancherlei Unterbrechungen ist nun endlich der Text des Williram beinahe fertig gedruckt. Das Wörterbuch dazu überreiche ich Ihnen jetzt zur Durchsicht, Platz habe ich hoffentlich genug

gelaſſen für Ihre Bemerkungen, möchten Sie doch auch eben ſoviel Geduld dazu finden!

Ich konnte halt keine ſchlimmere Zeit zum Briefſchreiben treffen, als gerade die jetzige. Es iſt heute der 21. Februar, ein aſchgrauer, naßkalter Tag. Wie hatte ich mich doch ſo lange auf dieſen Tag gefreut, wo ich nach langer Zeit Ihnen in voller Heiterkeit meines Herzens ſchreiben wollte! Aber wer weiß, es iſt noch nicht alles verfehlt — vielleicht trifft mein Brief bei hellem Sonnenſchein und Frühlingsſäuſeln in Kaſſel ein und findet Sie ſo froh, daß Sie ihm keine Spur von Traurigkeit anſehen oder wenigſtens alles der Art ihm gern verzeihen! Denken Sie nur, lieber Freund, wie ich hier leben muß! Hier hart an der polniſchen Grenze, getrennt von allen meinen Freunden, von allen meinen Verwandten, von ihren Leiden wie von ihren Freuden, allein, ohne Teilnahme für das, was man Menſch nennt, zu finden, noch Teilnahme für die Dinge zu erregen, welche ich lieb habe. Mein ganzer Verkehr mit der Welt liegt verkörpert in Büchern, Briefen, Treſorſcheinen und Zetteln auf dieſem Tiſche und den übrigen fünf Stühlen, die ich ſchon durchgeſeſſen habe. Je mehr ich über dieſen Zuſtand zum Bewußtſein komme, je unleidlicher wird er mir, und ich möchte wie Simſon die Mittelſäulen des Hauſes umarmen, damit es über die ganze Philiſterei herſtürzte. Drei Jahre ſind ſo vergangen, und ich habe wahrlich öfter im Ernſte gedacht, was ich jetzt beinahe nur ſcherzhaft ausſpreche. Ja, ich kann im Augenblicke auch nicht ſo arg mehr denken. Und wie ſich der Abend draußen lichtet, ein Gewölk nach dem andern

niedertaucht und der Mond wieder glänzt, so erheitert ſich mein langer Winter. Ich hege eine ſüße Hoffnung, deren baldige Erfüllung mich auf Jahre mit lebendigen Erinnerungen erquicken ſoll. Und ſie wird erfüllt werden; zu Pfingſten reiſe ich. Hören Sie weiter: zu Pfingſten alſo reiſe ich über Dresden und Prag nach Wien. Hier bleibe ich ſo lange, bis ich die Vergleichung des Otfried vollendet und vollſtändige Abſchriften aller deutſchen Handſchriften bis zum XIII. Jahrhundert genommen habe. Dann gehe ich nach München. Nun wird zwar mein Urlaub abgelaufen ſein, ich halte aber ſofort um Verlängerung an, denn wenn man einmal hinter den Bergen iſt, da geht alles gut! Von hier nehme ich meinen Weg auf Kaſſel und bleibe dort, bis ich Ihnen die geheimſten Pläne meines Herzens geoffenbart habe; und deren ſind gar viele! Dann will ich getroſt über Berlin in mein polniſches Elend zurückgehen, bis mir meine Kalbfleiſchſuppe — denn zu etwas weiterem bringe ich es hier doch nicht mit allem Bleiben und Arbeiten! — nicht mehr ſchmeckt. Nach Kaſſel muß ich nun einmal, ich habe zuviel mit Ihnen zu ſprechen und Ihnen zu zeigen.

12. An Daniel Hoffmann in Berlin.

Breslau, 3. März 1828.

Lieber Bruder!

Voll Ärger und Verdruß und noch dazu krank verließ ich im vorigen Sommer Breslau und brachte den ſehr natürlichen Wunſch mit nach Wien, nie

wieder zurückzukehren. Es ward aber aus dieſem Wunſche kein feſter Wille, und bei dem ſehr angenehmen Leben, was mir in Wien zu teil ward, vergaß ich Vergangenheit und Zukunft; Mitte Septembers war ich wieder hier, und der alte Hader- und Eiferteufel trieb von neuem ſein Spiel mit mir, bis ich endlich gezwungen ward, mich in drei Briefen auf einmal an das Miniſterium zu wenden, worin ich geſchichtlich darſtellte, wie es mir hier ergangen. Unterdeſſen ordnete ich meine Bücher, Papiere und Briefe, ließ alle Familienſachen hübſch einbinden und gab allen brieflichen Verkehr von nun an gänzlich auf, indem ich nicht unvorbereitet und gehindert ſein wollte, wenn es ſo weit gediehe, meinen Abſchied nehmen zu müſſen und fortzugehen. Da erhielt ich einen Brief vom Miniſter, worin mir meine Bitten ſehr artig abgeſchlagen wurden, und — das war leicht zu verſchmerzen. Aber kränken, ja empören mußte es mich, als einige Wochen ſpäter ein Schreiben des Miniſteriums erfolgte, worin meine Vorſtellung anmaßend und ſubordinationswidrig genannt wird und ich mit empfindlicheren Maßregeln bedroht werde pp. und man mir andeutet, ich müſſe eine *andere* Vorſtellung machen. Das aber werde ich *nie* tun, und kann es *nie* tun, weil ich mir bewußt bin, daß ich nirgend die Unwahrheit geſagt, nirgend ſubordinationswidrig gehandelt habe, und mag nun folgen, was da will, — beſſer ein ehrlicher Mann, und ſollte ich auch als Opfer einer niedrigen Kabale fallen! Ich bin auf alles gefaßt!

Noch ehe dies Schreiben einlief, hatte ich am Ende Januars an Geheimrat Schulze geſchrieben,

daß ich hier nichts zu verlieren hätte und doch über kurz oder lang meinen Abſchied nehmen müßte, wenn mir das Miniſterium nicht die feſte Zuſicherung einer beſſeren Stellung gäbe; übrigens ſchrieb ich auch, daß ich ohne ſeinen Rat nichts vornehmen würde. Und dieſen Rat erwarte ich nun.

Ich habe Dich von allem dem in Kenntnis geſetzt, damit Du eines Teils Dich nicht wunderſt, wenn Du in Bezug auf mich etwas hörſt, was Du ohne dieſen Brief nicht vermutet hätteſt; anderen Teils aber, damit Du nicht auf den Gedanken kommſt, ich habe nur aus Gleichgültigkeit und Liebloſigkeit meinen Briefwechſel ſo lange mit Dir unterbrochen — was Gott verhüten wolle!

Nach Berlin werde ich wol nie wieder kommen, und deshalb iſt mein ſehnlichſter Wunſch, daß Du Pfingſten zu mir kommſt, bei mir einige Tage wohnſt, die dritte Stadt Deutſchlands in Augenſchein nimmſt und mit mir ins Rieſengebirge reiſeſt, was ich, obſchon ich fünf Jahr hier lebe, doch noch immer nicht näher kennen gelernt habe.

Ich werde mich hier ſo lange halten, als ich's für rätlich halte und den Unternehmungen ſchuldig bin, die ich eingeleitet oder mitveranlaßt habe, und dann ziehe ich zu einem Freunde ins Gebirge und arbeite ein größeres Werk aus, das mir eine frohere Zukunft gewähren ſoll als dieſe verfluchte Hudelei hier.

Schreib aber nur Erfreuliches nach Haus, Mutter ängſtigt ſich ſonſt zu ſehr.

Dein H.

13. An K. H. G. von Meusebach in Berlin.

Breslau, 14. September 1828.

Es tut mir sehr wehe, daß unser und meiner Seits jeder Briefwechsel etwas gestört ward und daß nur *ich* die Ursache davon war. Ich *mußte* mir aber die ganze Welt fremd machen, um heimischer mit mir zu werden, in *mir* wiederzufinden, was mir für ewig geraubt zu sein schien. Diese Zerstörung alles Lebens außer mir, aller Wünsche, aller Hoffnungen, dies Streben nach eigenem Troste war die ganze Tatkraft meines betrübten Ichs; alle Schreibfinger schienen mir abgehauen und alles Blut nur in dem einen Herzen zusammengepreßt. Da haben Sie nun auch Veranlassung und Grundlage zur Muckiade*), welche sich zu einem lustigeren Humor, den Sie ihr wünschen, aus obigen Gründen nicht bequemen konnte. Als Muck flog ich auf zur Sonne hinweg von einer Welt, die für mich alles Erweckende und Freudige, alles Festliche und Heilige verloren hatte; und wenn meine Poesie mir doch noch Ein Wesen liebend nachfolgen ließ, so war *ich* doch mehr als meine Poesie, sie vermochte mich nicht auszusöhnen mit der Wirklichkeit, denn diese Wirklichkeit war *ohne* Liebe.

Andere Reisen als diese Sonnenfahrt habe ich seitdem gemacht, viel gesehen, mancherlei gelernt und nicht geringe Ausbeute davon getragen,

*) Ein Liederkreis Hoffmanns, erschienen Breslau 1828 unter dem Titel „Muckiade oder Herrn Mucks Sonnenfahrt und Tod."

aber eine trübe Stimmung und ein unfroher Ernst verläßt mich schwerlich mehr. Das heißt noch gar nicht: so soll es sein! Denn ich *will* ja nicht, daß es so sein soll; man giebt sich noch nicht auf, wenn uns das Glück aufgegeben zu haben scheint; ich lebe noch, weil ich strebe, und nur dann, wenn dies vorbei ist, ist's auch mit dem Leben aus.

Sie haben gut sagen: „Gegen ein gewisses Schicksal pp. vermögen wir wol etwas." Ich frage aber, wenn man keinen vierblättrigen Klee hat (siehe Castelli's Gedichte in niederösterr. Mundart S. 105), was vermag man denn da? Und i hân hâld koan fiarbladlad'n Gle!

Dennoch will ich mich redlich mühen, nach innen und außen mein Bestes zu erreichen. Ich arbeite jetzt viel und mit Lust. Zuerst erscheinen meine Fundgruben, die schon bis zum 13. Bogen fertig gedruckt sind, dann meine schlesische Zeitschrift, dann eine Abhandlung über Bibliotheken und ihre Verwaltung, letztere Schrift als ein Ultimatum, was ich dem Ministerium überreiche, denn als Kustos will ich hier *nicht* sterben, und soll ich einmal untergehen, soll's auch möglichst interessant geschehen.

Sie aber, lieber Freund, behalten mich unterdessen hübsch lieb, als einer der redlichsten „Rezensenten meiner Leiden und Freuden", und spannen an dem dunkeln Himmel meiner Hoffnungen fortan den Regenbogen Ihrer Gnade und Huld aus.

Übrigens schließe ich mit Ihren eigenen Worten: „Ja die Rosegilge! das ist was Erstaunliches, und ich bin ganz der alte Ihrige"

H.

14. An K. H. G. von Meuſebach in Berlin.*)

Am 2. und 3. Februar 1829.

Aus meinem Leben.

Für meinen künftigen Herrn Schlichtegroll.

1. Leiden und Liebe.

Ich ſaß im Schiffe, ich ſah noch Einmal die Türme und Dächer Leidens von der Morgenſonne beleuchtet und weinte. In meinen Ohren weilten noch die wunderlichen Worte, die eben Meieli's Brüder, die gar kein Deutſch verſtanden, mir zum Abſchiede geſagt hatten: „Lieben Sie wohl!“ Ich ſah noch immer Meieli vor mir, hörte ſie noch immer meine Mutterſprache reden, die Sprache unſerer Liebe, die ſelten einem anderen verſtändlich war; ſie ſprach ein wunderſchönes Deutſch.

Am Abend vorher war ich bei ihren Eltern eingeladen geweſen — ein wahres Feſt! Staatsbeamte, Profeſſoren und Künſtler umringten mich — ich wußte nicht wie mir geſchah. Meieli's Vater improviſierte einen ſchönen Segenswunſch auf meinen Abſchied, in holländiſcher Sprache.

*) Der Brief, in dem Hoffmann um Arlikona's Hand anhält, iſt von K. Th. Gaedertz am angeführten Orte mitgeteilt. Dieſem Briefe beigegeben waren das Bekenntnis: „Aus meinem Leben“ (auch von Gaedertz abgedruckt) und ein „Buch der Chronica“, ſieben Lieder, die ſeiner Liebe zu Arlikona entſtammen (vom Dichter bereits veröffentlicht in „Mein Leben“, Bd. II. S. 94—97).

Ich trank allen zu und ſang ein deutſches Abſchiedslied.

Es war ein ſchweres Scheiden! Meieli liebte mich, und die ganze Familie war mir herzlich gut, beſonders aber der Vater. Kemper*), dieſer hochherzige Mann, der ſo recht lebendig an die alten ehrwürdigen Republikaner Hollands im 16. Jahrhundert erinnerte, hätte den Sieg, den die Liebe begann, vollenden können, aber die Liebe zu meinem Vaterlande wollte es nicht — dieſe Liebe war zu groß, und ich ward kein Holländer. Kemper iſt ſchon längſt zu ſeinen Vätern heimgegangen, betrauert von ganz Holland; doch wenn er dort nur fortlebte als ein großer Gelehrter, tüchtiger Redner, als ein freiſinniger und biederer Miniſter ſeines Königs und braver Bürger Hollands, als ein liebenswürdiger Familienvater, ſo bewahre ich in mir das Andenken an den Freund, an den würdigen Vater Meieli's.

2. Liebe und Leiden.

So hatte ich denn mein Vaterland wiedergewonnen, aber meine Geliebte verloren, für immer verloren; ſie ſollte nur in meinem Herzen und meinen Liedern noch leben.

So heiter mich die nächſte Zukunft auch anblickte, mich konnte ſie nicht erheitern. Die lieblichſten Pläne und Entwürfe zu einem ſteten und ſorgloſen litterariſchen Leben, ſie konnten mich nicht tröſten, mich nicht beruhigen. Bald war ich in meiner Heimat. Die Freude über das Wieder-

*) Joan Melchior Kemper (1776—1824), liberaler Staatsmann und Profeſſor der Rechte in Leiden.

ſehn der Meinigen und die erwachende Erinnerung an die heiteren Tage der Kindheit beſeligte mich, aber alle Gegenwart und Vergangenheit verwandelte ſich nur in Ein Gefühl, in Einen Namen: überall und immer nur Meieli!

Schon gegen Ende des Jahres 21 traf ich in Berlin ein, trübe wie die grauen Dezembertage. Mein Bruder mühte ſich, mich zu erheitern, aber ich hatte weder Augen noch Ohren für das Große und Schöne Berlins und für ſeine mancherlei Eigentümlichkeiten. Hie und da machte ich Beſuche und kehrte mit einer größeren Gleichgültigkeit zurück, als ich hingegangen war. Für einen lebendigen litterariſchen Verkehr fand ich zu wenig Teilnahme, für einen freundſchaftlichen zu viel Kälte. Meine alte Art und Weiſe, mir ohne alle fremde Empfehlungen einen Weg zu gleichgeſinnten und geſtimmten Menſchen zu bahnen, auch jetzt zu verſuchen, ſchien mir bald am geratenſten.

Schon am Rhein hatte ich gehört, in Berlin lebe gegenwärtig ein Mann, deſſen Gemüt ebenſo kennenswert als ſeine Bibliothek ſehenswert ſei. Und dieſen Mann, obſchon ich ſeinen Namen nur noch ſo halb und halb wußte, ſuchte ich mir auf und fand ihn bald, es war der Geheime Oberreviſionsrat von Meuſebach.

Mehrmals war ich abgewieſen worden, und doch zog's mich immer wieder hin. Endlich öffneten ſich alle Türen zu den Büchern und zu den Herzen. Es iſt ein ewig denkwürdiger Tag in den Jahrbüchern meines Lebens. Ich blieb zu Mittage dort, zu Abend auch, und weil's für den Tag nur noch Eine Zeit gab, auch zu Mitternacht. Es

war mir zum erſten Male wieder heimiſch geworden in der Welt; ich fand alles wieder, was ich verloren hatte; wie war ich doch ſo glücklich! Denn auch Meieli lebte von neuem, und alle meine Liebe, meine Sehnſucht verklärte ſich in Roſegilge. Daß es niemand ahndete, niemand erfahren könnte, wer Roſegilge denn eigentlich ſei, daß ich von ihr die ſchönſten Lieder dichtete, die ich überhaupt jemals dichtete, und daß ſie es ſelbſt nicht wußte, auch nicht wiſſen durfte, und daß ich ſie ſelbſt täglich ſehen und ſprechen konnte — alles das veredelte, begeiſterte mein ganzes Wollen und Tun, gab mir eine kindliche Unbefangenheit im Genuſſe alles Guten und Frohen, aber auch einen Löwenmut und Trotz gegen das Schlechte und entwickelte überhaupt das, was man Charakter nennt, zur Klarheit und Beſtimmtheit. Wiſſen Sie, lieber Schlichtegroll, auch nirgend von meinem Glück zu reden, hier dürfen Sie es ganz getroſt, denn ich war glücklich.

Doch: „Die Stunde ſchlaht, es iſch verby!“ Mein Glück mußte ich da laſſen, aber meine Liebe nahm ich mit.

Seit Oſtern 23 war ich in Breslau. Von hier aus reiſte ich fleißig hinüber. Ich fand zwar den Garten nicht mehr, wo ich Roſegilge ſonſt unter den Blumen, ſie ſelbſt die ſchönſte, ſpielen ſah; auch war wol manches anders geworden, aber ſie war doch immer dieſelbe —

Du ſiehſt mich an und kennſt mich nicht,
Du liebes Engelsangeſicht!

heiter und milde, ſtill und anſpruchlos in ihrem Weſen, einfach und edel nach außen und innen,

nur durch dies alles bemerkbar unter ihren Gespielen, die schon klug taten und mit einer gewissen Zuversicht in die Welt schauten.

Auch ich blieb immer derselbe, und wenn ich auch durch Widerwärtigkeiten mancher Art ernster geworden war, hier lebte ich zur alten Fröhlichkeit wieder auf und träumte und dichtete von dem Glück meiner Liebe.

Doch genügte mir dies stille Glück nicht so ganz; auch glaubte ich, Rosegilge dürfe jetzt wissen, daß ich sie liebe.

An einem heiteren Sommertage des Jahres 26, als ich eben aus meiner Heimat zurückgekehrt war, ging ich mit ihr den schattigen Weinlaubengang ihres Gartens entlang und überreichte ihr ein frisch geschriebenes Gedicht (es steht seitdem trauernd und verwaist am Schlusse meiner lyrischen Gedichte S. 75). Ich ahndete nichts Arges dabei, und doch war mir so eigen dabei zu Mute. Rosegilge's Mutter erfuhr davon und —

Frau von Meusebach gehört zu den Frauen, die ich wie meine Mutter kindlich liebe und hoch verehre. Der Adel ihrer Gesinnung, das Zarte, Rücksichtsvolle in ihren Aeußerungen, Gewandtheit und Takt im geselligen Verkehr und eine gewisse Seelenruhe neben ebenso viel leidenschaftlicher Aufgeregtheit in Affären des Lebens, alles das war der Grund jener Liebe und Verehrung, und ich ertrug selbst ihren Tadel, den ich freilich oft genug verdiente, lieber als mancher Leute Lob.

Ich saß gegen Abend in des Herrn von Meusebach Studierzimmer ganz allein. Frau von Meusebach öffnete die Tür, kam zu mir her, gab mir das Gedicht

zurück und ſetzte ſich dann an einem Fenſter nieder in ziemlicher Entfernung von mir — es war eine Totenſtille überall und noch dazu ein zwielicht-artiges Grauen. — Da hub ſie einige, nur einige Worte an, die, ſo milde ſie aus ihrem Munde auch klangen, für mich ſo herbe, ſo herzzerſchneidend waren. Ich glaube, wirkliche Todesangſt kann nur dem Schmerze gleichen, den ich hier litt.

Sie iſt zerſtört, deine Welt! hallte es in meiner Seele wider. Fünf Jahre gebaut, und umſonſt, aber auf ihren Trümmern blüht dennoch Roſe und Lilie!

Aber da ſchwur ich: „ſie iſt dennoch mein, und wenn ſie's auch nicht ſein wollte, ſein ſoll! nummen Eini! anderſt keini! Du ſiehſt ſie nie wieder oder — ſie iſt dein!"

Nur noch Einen Tag war ich in Berlin, vielleicht zum letzten Male. Ich hielt mir Wort und kehrte nicht wieder. Das Streben nach etwas Bleibendem unter den bunten Erſcheinungen meines Lebens iſt ſeitdem nur noch feſter geworden, und ich kann leichter Wort halten, zumal ich keine Anſprüche an dieſe Welt mehr mache. Die Geſchichte meiner litterariſchen Bemühungen lehrt das ſeit jener Zeit und wird es auch ferner lehren.

Damit Sie aber wiſſen, lieber guter künftiger Schlichtegroll, wenn einſt der Kuſtos heimgerufen wird von ſeiner Bibliothek, der Gelehrte von ſeinen Fundgruben, der Dichter von ſeiner Liedertafel, der Praeſident von ſeinem Künſtlerverein und von ſeiner Zweckloſen Geſellſchaft, der Journaliſt von ſeiner Monatſchrift, der Herr von Fallersleben von dem Adel ſeiner Seele und der Bruder des Herrn Hoffmann von

ſeiner bürgerlichen Verwandtſchaft; wenn Sie aus den Zeitungen hören: Unſer Hoffmann iſt nicht mehr! oder: Uns traf ein unerſetzlicher Verluſt: geſtern um ꝛc.; damit Sie alſo dann wiſſen, wie der Stern meines Himmels hieß, zu dem ich nicht bloß dieſe ſieben Jahre, ſondern auch die noch übrigen liebend und hoffend, ja auch in der Stunde des Todes noch aufblickte — Herr, Sie haben kein Herz, wenn Sie jetzt am Schluſſe meiner Handſchrift und meines Lebens nicht weinen können — Karolina von Meuſebach.

15. An K. H. G. von Meuſebach in Berlin.

Breslau, 31. März 1829.

Das war der letzte ſchönſte Traum meines Lebens, den ich eben dieſen Morgen träumte, weil ich jeden Wunſch meines Herzens erfüllt und eine neue freudenreiche Welt vor mir aufgetan ſah.

Warum mußt' ich denn erwachen? hätte ich doch nie einen freudigeren Tod ſterben können!

Aber ich erwachte, und ein eben angekommener Brief (vom 27.) bewies mir klar, daß ich auch heute, ſo eben vor wenigen Minuten wie ſeit vielen Jahren nur geträumt habe.

Ha, mein armes Herz! es möchte vor Schmerz zerſpringen! und meine unglückliche Liebe — ich halte ihr eben jetzt feierlich das Totenamt und flehe inbrünſtig zu Gott, daß Er ſich ihrer erbarme und ihr recht bald ihre Heimat, die ſie hienieden nur hoffen durfte, drüben anweiſe. Denn meine Liebe iſt jetzt nur noch ein frommer Wunſch, der

mit der Welt in keiner weiteren Beziehung ſteht, als für Karolina alles Glück und Heil zu erflehen, wie ſie es wahrhaft verdient, — und ſollte ich das nicht anderswo noch beſſer können, als eben hier auf dieſem großen Tummelplatze der Vorurteile, Verirrungen und Leidenſchaften?

Wenn Sie Karolinen von mir nun weiter nichts erzählen dürfen, können und wollen, dies Eine bitte ich ihr nicht zu verſchweigen.

Ihnen aber, lieber beſter Freund, gebührt mein Dank auch für dieſe letzte Wahrheit, dieſe ſchmerzlichſte! ſchreiben Sie mir recht fleißig und gewähren Sie mir fortan die Überzeugung, daß Sie mir mit Liebe und Wohlwollen zugetan bleiben.

Mein Geburtstag iſt heute noch nicht, es iſt mir auch jetzt ganz gleichgültig, wann und ob er überhaupt iſt, denn ich kann ja vor der Hand zu keinen Freuden geboren werden. Wenn Sie mich aber auf dieſen Tag zu Sich einluden, ſo iſt das doch nur ein Scherz, denn wie könnte ich irgendwo hinkommen, um ſie nicht zu lieben?

Noch Eins! „— — ſo kommt doch ſehr leicht einſt die Zeit noch, wo Sie den Gang des Schickſals ſegnen werden". Segnen? niemals ſegnen, oder ich müßte mein halbes Leben vergeſſen wollen, müßte zum Lügner an mir ſelbſt werden können. Sie meinen es gewiß herzlich gut mit Ihrem „Gange des Schickſals", aber ich verſtehe das nicht. Mein äußeres Leben mag ſich geſtalten, wie es will, mag ſtrahlen in der Glorie der Ehre und des Ruhmes — wo's nicht von innen heiter und fröhlich herausglänzt, da bleibt's eitel Nacht, und es iſt halt nichts mit dem Segnen.

Seit geſtern ſtellt ſich hier der Frühling ein, wir haben das erſte milde Wetter; geſtern war mir noch ſo wohlig, ich war mir recht des Lebens und der Fülle der Geſundheit bewußt. Welchem Frühlinge geh' ich heut' entgegen? Was ſoll ich nun den Blumen, wenn ſie mich anlächeln, erzählen? was ſoll ich den Waldvögeln, wenn ſie mich ſingend fragen, erwidern?

Wenn auch meine Wangen blühen,
Wenn auch meine Lippen glühen,
Meine Augen feurig blinken,
Meine Wimpern freudig winken —
Nur ein Frühling übern Grabe
Sind die Freuden, die ich habe —
Unten tief in meinem Herzen
Winternacht voll herber Schmerzen!
Keine Antwort meinen Fragen,
Keine Träne meinen Klagen,
Und kein Mitleid meinen Leiden —
Ewig lieben, ewig meiden! —

16. An Johannes Schulze in Berlin.

Breslau, 30. Dezember 1829.

Hochgeehrter Herr Geheime Rat!

Seit vorletztem Herbſte hatte ich leider erſt jetzt eine erfreuliche Veranlaſſung, ein Zeichen meines beſſern Lebens zu geben. Meine Unzufriedenheit über meinen hieſigen Zuſtand iſt Ew. Hochwohlgeboren hinlänglich bekannt; wenn man in einer fernen Provinz lebt, wo ganz andere Intereſſen ſchalten und walten als Kunſt und Litteratur, wo es für einen Litterator nur alle mögliche Gelegenheit gibt, ſich nicht auszeichnen zu können, ſo kann man ja nur klagen, zumal wenn man mit ſiebenjähriger redlicher Mühe befliſſen geweſen iſt,

alle äußern Hinderniſſe zu beſeitigen und ein freies, würdiges wiſſenſchaftliches Leben und Wirken ſich zu gründen. Ich habe jetzt nur noch, ſo lange ich hier bin, den einzigen Wunſch, daß Sich Ew. Hochwohlgeboren ſo wie auch das Hohe Miniſterium von jenem meinen Streben überzeugen; nur dieſe Überzeugung kann mich tröſten für den vielen Kummer und Verdruß, den mir teils die Richtung meiner Studien, teils meine amtliche Stellung, teils die Tätigkeit, wozu mich der hieſige Künſtlerverein veranlaßt hat, teils meine Eigentümlichkeit in Denk- und Handlungsweiſe, dies unſchuldige Andersſein bereitet haben.

Die Monatſchrift mußte aus Mangel an Teilnahme geſchloſſen werden. Sie hat mir die Achtung vieler vortrefflicher Männer in der Stadt und in ganz Schleſien erworben, aber das iſt auch alles; wer erfährt in Deutſchland etwas davon? unſere geographiſche Lage iſt jedem litterariſchen Unternehmen ungünſtig. — Überdem habe ich anderthalb Jahr Zeit dabei eingebüßt, die ich nun für immer verloren erachte, da ich alle Beziehungen auf Schleſien gänzlich aufgegeben habe und mich lieber mit Dingen beſchäftige, wodurch ich wenigſtens etwas für meinen Namen tue und wovon ich eine Ausſicht in eine beſſere Zukunft hoffen darf.

17. An K. H. G. von Meuſebach in Berlin.

Breslau, 2. April 1830.

Lieber Freund!

Sie wiſſen ſelbſt recht gut, wie lange Zeit vergehen konnte, ehe Sie auch nur ein mündliches,

ſchriftliches oder gedrucktes Wort mir zukommen ließen. Ich war ſehr betrübt darüber und konnte mich nicht tröſten, weil ich am Ende keinen Grund davon wußte als mein eigenes Lieben und Leiden, was doch, wenn auch nicht Billigung und Beifall, doch wenigſtens Schonung hoffen durfte. Überdem wußten Sie Einziger ja einzig und allein alles und alles beſſer als irgend ſonſt jemand. Nun ſchwieg ich auch, ich wurde wirklich von Tage zu Tage trauriger, bis ich mich endlich in den mannigfaltigſten Qualen, womit mich das Jahr 29 heimſuchte, begrub.

Unterdeſſen ſtand mein äußeres Leben in ſeiner ganzen Unerträglichkeit vor mir; die alten Mängel und Gebrechen ſchienen mir ſo verjährt, daß ich mich nur zum Dulden veranlaßt fühlte, oder ich hätte denn in einer gewaltſamen Zerſprengung aller Verhältniſſe Heil ſuchen wollen. Schon hatte ich das Letzte gewählt, als mich ein Freund zu einem andern Entſchluſſe beſtimmte: ich ſteckte meine Fundgruben pp. in den Mantelſack, lieferte meine Bibliotheksbücher und Schlüſſel ab, ſchrieb, daß ich durch Familienangelegenheiten bewogen würde zu reiſen, legte meinen ſauber geſchriebenen Abſchied in die Brieftaſche, ſetzte mich auf die Schnellpoſt und reiſte.

Wie oft ſagte ich mir, wie oft dem Freunde: nein, es iſt jetzt nicht möglich, ich kann jetzt nicht nach Berlin reiſen. Nach allen meinen ſchmerzlichen Bedenklichkeiten blieb mir doch nur die Notwendigkeit der Reiſe übrig und ich reiſte.

Nun, Sie gehen wol jetzt gleich zu Meuſebach? fragte mich in der erſten Stunde nach meiner Ankunft in Berlin der gute B. — Ach nein, heute

nicht. — Nun, ſagte mein Bruder am folgenden Tage, heute gehſt du doch zu Meuſebach? — Heute? nein, heute nicht. — Am dritten Tage zu Morgen erging dieſelbe Frage an mich; laß doch, erwiderte ich, du weißt nichts. Mein Bruder ärgerte ſich, machte mir Vorwürfe, und ich ſchwieg. Denſelben Tag kam die Sache mehrmals zur Sprache; ich wich aus, ſchwieg, vertröſtete. Mein eigenes Verſprechen ſollte ich brechen! ich wußte noch zu gut, was ich Ihnen im Februar 29 geſchrieben hatte — mir war wunderlich zu Mute.

Schon war es Abend; ich ging mit meinem Bruder und meinen Reiſegefährten die große Friedrichsſtraße entlang, er war empört über mich, denn ich erklärte jetzt geradezu: und ich kann einmal nicht hingehn! und ſo ſchieden wir von einander.

Da hob ich die Hände gen Himmel: Gott, hilf mir! Voll Ruhe und Troſtes eilte ich weiter. Bald ſah ich Ihren Garten, es ſchien mir alles neu und fremd, ich trat ein, das Haus war erleuchtet, ich ahndete große Geſellſchaft, aber bald wurden einige Fenſter wieder dunkel, ich hörte Muſik, einzelne Lichter ſchienen ſich in dem Saale zu bewegen, nur die Eckſtube blieb gleichmäßig erleuchtet. Ich öffnete die Tür — und von dieſem Augenblicke an wiſſen Sie alles, was um mich vorging.

Ich ward mit ſo viel Unbefangenheit und Herzlichkeit empfangen, daß ich mich meines früheren Entſchluſſes ſchämte und in lauter Reue und Liebe aufgelöſt die Vergangenheit vergaß und der glücklichſten Augenblicke recht innig bewußt ward; ich war berauſcht in lauter Freude, ich hörte und ſah

kaum, ich bot jedem mein Herz, indem ich jedem die Hand reichte, bis mich Ihre Jenny zur Nüchternheit entzauberte. Noch drei Abende durfte ich die Wiedergeburt meines Herzens feiern; ob Ihre Akten dann, ob Zufallswörtchen, ob mütterliche Beſorgniſſe ſchuld waren — genug, ich lernte abermals, daß das Leben zu gern unſerer Poeſie feindlich in den Weg tritt.

18. An Johannes Schulze in Berlin.

Breslau, 6. Mai 1830.

Hochgeehrter Herr Geheime Rat!

Ew. Hochwohlgeboren haben mir einen neuen Beweis gegeben, wie ſehr Sie mit alter Gewogenheit meiner eingedenk ſind. Ihrer wohlwollenden Fürſorge fühle ich mich verpflichtet den wärmſten Dank darzubringen, und ich hege das freudige Vertrauen, daß ich mich Ihrer Teilnahme immer würdiger bewähre.

Meine ganze Stellung iſt jetzt von der Art, daß ich zu neuen Hoffnungen für mein litterariſches Leben aufatmen darf, daß ich mich eines erfolgreicheren Wirkens, einer größeren Anerkennung meines Strebens verſichert halten kann. So neu und ungewohnt mir auch mein jetziges Lehramt ſein muß, ſo ſehr es auch meine Zeit und meine Kräfte in Anſpruch nimmt, ich werde mich doch bald drein finden und allmählich die Schwierigkeiten überwinden, die aus den Vorurteilen gegen mein Studium und aus der Geringſchätzung

desſelben erwachſen; denn ich arbeite mit Luſt und Liebe und Beharrlichkeit und hoffe durch öffentliche Vorleſungen von allgemeinerem Intereſſe mir eine Zuhörerſchaft zu bilden und durch reinwiſſenſchaftliche Vorträge nebenbei zu gewinnen und zu feſſeln.

Künftige Woche werde ich ein Publikum und ein Privatiſſimum ankündigen; mehr kann ich dies halbe Jahr nicht leſen. Hingegen zu Michaelis leſe ich ganz gewiß deutſche Litteraturgeſchichte. Ob ich Glück haben werde, kann ich nicht beſtimmen; daß ich aber redlich arbeiten und mich mühen werde, kann ich verſprechen.

Meine Ruhe, denk' ich, wird man mir jetzt wol gönnen, ſeit man ſie nicht ſo leicht mehr ſtören kann wie früher. So ſehr die Nachricht von meiner Profeſſur überraſchte, hin und wieder ſogar niederſchlagend wirkte, ſo ſtehe ich mich doch recht gut dabei. Die philoſophiſchen Fakultiſten ſind mir alle freundlich entgegen gekommen, haben mich ihrer kollegialiſchen Freundſchaft verſichert, haben mir alle, bis auf Wachler, Glück gewünſcht, und wol die meiſten recht von Herzen.

Ew. Hochwohlgeboren dürfen alſo keine weiteren Beſorgniſſe hegen, daß die Breslauer, wie Sie Sich ſelbſt neulich äußerten, ſchreien werden. Man verſucht halt vieles in der Welt, bei mir machte man nur den Verſuch, mich zu vernichten. Ich bin ſiegreich erſtanden, und dieſe Schule harter 7 jähriger Prüfung hat mich beſſer, und mein Unglück hat mich glücklicher gemacht.

Während ich Ew. Hochwohlgeboren nun nochmals meinen innigen Dank wiederhole, füge ich

die Bitte hinzu, mir auch fernerhin Ihre Wohlgewogenheit zu bewahren, der ich die Ehre habe mit der ausgezeichnetſten Hochachtung und Verehrung zu verharren

Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebener Diener

Dr. Hoffmann.

19. An Ernſt Richter in Breslau.*)

Breslau, 18. Juni 1830.

Es iſt ein eigenes Ding um das Dichten. Ich glaube, wenn ich mich durch ein Gedicht auch vom Tode retten könnte, ich würde gewiß eher hundertmal ſterben müſſen als einmal lebendig davon kommen. Geſtern wollte ich durchaus dichten und ſchon heute morgen Ihnen ſchicken, was Sie wünſchten, es ging nicht. Heute glaubte ich, es ſei unmöglich, und im Nu war das Gedicht fertig. Ich hoffe, Sie ſind mehr Herr und Meiſter Ihrer Stimmung und überhaupt glücklicher darin als ich, dann geht ja morgen alles gut. Die Melodie werden Sie bald herausfinden, ich habe ſie gleichſam mit hineingeſungen, denn wie gewöhnlich habe ich auch dies Lied ſingend gedichtet.

*) Bei Überſendung eines Gedichts zum Komponieren an Ernſt Richter, Seminarlehrer in Breslau, Herausgeber der „Unterrichtlich geordneten Sammlung von ein-, zwei-, drei- und vierſtimmigen Sätzen, Liedern, Canons und Chorälen für Volksſchulen.“ (Breslau 1836—37), die außerordentlich viele Kinderlieder Hoffmanns enthält. Später gaben beide gemeinſam die „Schleſiſchen Volkslieder mit Melodien“ (Leipzig 1842) heraus.

20. An Jakob Grimm in Göttingen.

Breslau, 7. Dezember 1830.

Lieber Freund!

Sie haben mir eine große Freude bereitet. Und damit Sie ſehen, wie ſehr ich mich gefreut habe, beantworte ich Ihren lieben Brief auf der Stelle. Warum ich ſo lange nicht ſchrieb — es iſt zu langweilig, das alles zu erzählen. Von manchen Seiten gequält und beunruhigt, verfiel ich zuletzt in eine ſolche Selbſtquälerei, daß ich mich ſogar noch um die Freuden betrog, die mir ſonſt niemand hatte nehmen können. Jetzt habe ich keine Zeit mehr, mich traurigen Stimmungen ganz hinzugeben. Alles fordert mich zu friſcher Tätigkeit auf. Mich beſeelt eine neue Liebe zu der Wiſſenſchaft, und noch eine Liebe, die ſich freilich nur vorläufig in der Poeſie offenbaren darf. Dieſe doppelte Liebe hat mich mit mir und der ganzen Welt ausgeſöhnt.

Einer Anzeige meiner Fundgruben von Ihrer Hand ſah ich lange ſchon entgegen. Daß Sie Sich darin haben zuvorkommen laſſen, tut mir leid; es iſt mir aber ſchon recht, daß nur überhaupt etwas geſchieht. Warum wollen Sie aber nicht für die Wiener Jahrbücher oder für den Hermes einen ausführlichen Bericht darüber geben? Ich habe wirklich doch ein eigenes Unglück mit meinen Büchern!

Den 2. Theil der Fundgruben will ich einer ſpäteren Zeit aufſparen. Der erſte hat mich zu viel geplagt. Ohne gehaltreiche Beiſteuer bin

ich jetzt auch nicht imſtande, einen zweiten zu liefern, ich müßte denn vorher wieder reiſen.

Meine Profeſſur macht mir viel zu ſchaffen. Ich war garnicht darauf eingerichtet. Im vorigen Sommer las ich Handſchriftenkunde privatiſſime und ein Publikum: Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes bis auf Luther und Geſchichte der deutſchen Myſterien. Jetzt leſe ich zwei Publika: Geſchichte der deutſchen Sprachſtudien vor 30 Zuhörern und über das deutſche Volkslied vor 20. — Geſchichte der deutſchen Litteratur, privatim, hatte ich angeſchlagen, bekam ſie aber nicht zuſtande, weil ich 20 Zuhörer haben wollte und die Hörer zahlen ſollten. Nun, es war nur mein Glück, ich hätte mich ſonſt tot gearbeitet. Nun leſe ich noch mit vieler Luſt und Liebe Handſchriftenkunde, zweimal, jedesmal vor 6 Zuhörern. Ich habe mir ein neues Heft dazu ausgearbeitet, das Ganze iſt jetzt reichhaltiger, richtiger und ſyſtematiſcher.

21. An K. H. G. von Meuſebach in Berlin.

Breslau, 6. Mai 1831.

Lieber Freund!

So nenne ich Sie, ſo darf ich Sie nennen, ſo werde ich Sie immer nennen, immer und ewig. Ihr Brief hat mich tief bewegt. Wehe mir, wenn Sie zweifeln können.

— — Nein, Sie können nicht zweifeln, meine Liebe iſt unwandelbar wie die Sterne. Eben darum nehme ich mit ganzer Seele Ihren Glück-

wunſch an und ſage Ihnen für die willkommene Feſtgabe meinen innigen Dank.

O, daß Sie hören könnten die Geſprächſpiele meines Herzens, wie es Ihnen dankt, Ihnen glückwünſcht, für Sie bangt und hofft, mit Ihnen ſich freut und leidet! Daß Sie doch wüßten, wie ich Ihrer allezeit eingedenk bin; wie ich unter lieben Freunden erzähle, als ob Sie mich einſt auf den Armen getragen hätten und mich noch jetzt im Herzen trügen, als ob ich unter Ihren Augen einſt dort abermals meine Kindheit begonnen und glücklich verträumt hätte!

Und ich ſollte Ihren Glückwunſch nicht froh willkommen heißen! Nein, Sie können ſo etwas gar nicht ahnden. Hat doch alle Ferne der Zeit und des Orts, aller bittere Ernſt meines nachherigen Lebens keine jener lieben Erſcheinungen trüben, geſchweige denn vertilgen können. Ich habe in Wahrheit viel gelitten, Sie wiſſen mehr als mancher davon, aber niemand weiß es recht, was ich gelitten habe. Die letzten beiden Jahre beſonders war ich mehr tot als lebendig. Es folgte eine Zeit, eine lange Zeit, wo ich nur noch Eine Sehnſucht, Einen Wunſch hegte — zu ſterben. Der Himmel hat es anders gewollt. Gerade wo mir das Glück am fernſten ſchien, trat es mir recht unter die Augen. Waren Sie einſt der Gefährte meines Leides, der Tröſter meines traurigen Herzens, nun, ſo ſollen Sie auch mich jetzt begleiten, wo ſich das Leben aufheitert in mir und um mich. Ihr Glückwunſch iſt mir ein doppelter, ja, er ſoll ein väterlicher Segen ſein! Ich habe nicht allein an jenem 2. April, der Ihren Brief

hervorrief, meinen Geburtstag, ſondern auch meine Verlobung gefeiert. Was ich im vorigen Herbſte noch für unmöglich hielt, (Sie wiſſen doch, wie ich mit Ihnen damals darüber ſcherzte: „ich kann alles, nur das Eine nicht, ich kann Dei in Tunis werden, wenn ich will p.“) iſt jetzt erfüllt, ich bin wieder etwas geworden — Bräutigam, und meine Braut iſt Davida von Thümen, die jüngſte Tochter der Generalin von Thümen zu Potsdam.

Nun noch Einmal meinen herzinnigen Dank und tauſend herzliche Grüße an Ihre Frau Gemahlin, an Karoline, Otfrid und Karl und an alle, die meiner in Liebe gedenken.

Allezeit Ihr

H. H.

22. An Johannes Schulze in Berlin.

Breslau, 9. April 1833.

Ew. Hochwohlgeboren

fühle ich mich veranlaßt, auf Ihre neuliche Anfrage wegen meiner beabſichtigten Heirat die Geſchichte derſelben in wenigen Worten mitzuteilen, weil ich hoffe, wenigſtens vor Ihnen ſo gerechtfertiget zu ſtehen, wie ich es vor meinem Gewiſſen und meinen hieſigen Freunden bin, wenn ich auch den Verleumdungen in Berlin nicht entgehen kann.

Vor zwei Jahren, 2. April 1831, zu meinem Geburtstage verlobte ich mich mit Fräulein Davida von Thümen. Nachdem anderthalb Jahre vergangen waren, lebte meine Braut nicht mehr in Breslau, ſondern Berlin. Ich hegte die Hoffnung,

daß nach so langer Zeit und bei so weiter Entfernung von einander endlich unsere Verbindung festgesetzt und erfolgen würde. Ich hatte mich mündlich und schriftlich oft genug darüber geäußert, nie aber eine zufrieden stellende Antwort erhalten. Die Familie von Winterfeld, bei welcher meine Braut hier gelebt hatte und nun auch wieder in Berlin lebte, suchte alles anzuwenden, die Erfüllung meiner Wünsche zu hintertreiben. Man deutete darauf hin, meine Braut sei jetzt krank, ich hätte jetzt auch nicht Einkommen genug, sagte mir aber nie ehrlich und offen, daß deshalb nur meine Heirat verzögert werde.

Ich hatte mir unterdessen eine Wohnung für 140 Tlr. gemietet, zahlte also 80 Tlr. mehr, da ich seit 10 Jahren mich mit einer Wohnung für 60 Tlr. begnügt hatte. Ich war unterdessen in Berlin gewesen und hatte mich bemüht, Zulage zu bekommen; freilich vergeblich, denn auf ein Gesuch an Seine Excellenz den Herrn Minister von Altenstein erhielt ich nicht einmal Antwort, ebenso wenig auf ein Schreiben, welches ich nebst meiner Geschichte des deutschen Kirchenliedes*) auf Befehl des Herrn Ministers an Se. Majestät den König einreichen mußte. Ich hatte getan und tat alles, um den Anfoderungen von seiten der Familie zu genügen. Übrigens kannte mich die Familie Winterfeld sehr genau und bereits seit dem Jahre 1823; sie wußte, daß ich für mein Kustodiat 360 Tlr. und für meine Professur 200 Tlr. jährliches Einkommen hatte, und sie mußte vorherwissen,

*) Erschienen Breslau 1832.

was sich billiger Weise dereinst vom Staate für mich erwarten ließ. Jetzt schien sie nur zu wissen, daß ich ihre Ansprüche befriedigen, ihrer Laune und der Konvenienz genügen müsse. Wie hoch diese Ansprüche waren — Frau von Winterfeld hatte sich mündlich gegen eine hiesige Freundin geäußert: ehe ich nicht wenigstens 14 oder 1500 Taler Gehalt hätte, könne aus meiner Verbindung nichts werden. Ew. Hochwohlgeboren mögen nun als Familienvater und Staatsbeamter urteilen, ob ich unter solchen Umständen nicht ein Verhältnis aufgeben mußte, wozu nur von mir Opfer gefordert wurden, während es doch, wenn es das Glück des Lebens begründen soll, auf wechselseitigen Opfern beruhen muß. Und ich scheute kein Opfer; gern hätte ich mit Entbehrungen aller Art, mit Not und Kummer ein neues Leben begonnen, wozu mich nur Liebe und sonst nichts geleitet hatte! Leider mußte ich zuletzt noch die Überzeugung gewinnen, daß meine Braut die Ihrigen mehr liebte als mich und willenlos, wie sie es von Jugend auf aus zärtlicher Rücksicht gegen jene gewohnt war, jetzt ein Verhältnis zerstören half, worin ich statt Freude nur Vorwürfe und Verdruß einerntete, alle Lust an litterarischer Tätigkeit verlor und den letzten Rest angeerbter Heiterkeit einbüßte.

Jetzt habe ich Ruhe und Frieden wiedergewonnen. Ich habe keine Ansprüche dieser Art mehr an die Welt; ich gehöre ganz der Kunst und Wissenschaft und suche nichts für *mich*, nur für *jene* habe ich Hoffnungen, Wünsche und Bitten. Und nur aus dieser Gesinnung dürfen es Sich Ew. Hoch-

wohlgeboren erklären, wenn ich neulich um das Direktorat der hiesigen Kunst- und Altertümer-Sammlung einkam.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung
Ew. Hochwohlgeboren ganz gehorsamer Diener
Dr. Hoffmann.

23. An Leocadia von Nimptsch auf Jäschkowitz bei Breslau.

Breslau, 14. September 1833.

Jugend! ich kenne auch den Zauber, der in diesem Worte liegt, und doch wie wenig bin ich der Tage froh geworden, die man Jugend nennt! Meine Jugend war ein Kampf gegen Not und Kummer, ein Streit mit dem Ererbten und Aufgedrungenen in Kunst und Sitte, eine Notwehr gegen die Feinde meiner Ruhe, meiner Heiterkeit, meines wissenschaftlichen Strebens, gegen die Neider des bißchen Glückes, was mir der Himmel ließ und gab p. Jetzt habe ich Friede geschlossen, aber ich habe keine Jugend mehr und will keine mehr haben, weil ich keine Hoffnung mehr haben will; nur in diesem Gedanken, der Ihnen fürchterlich klingt, geht mir ein neues, reiches Leben auf, und ich kümmere mich wenig darum, ob es die Welt Jugend nennt oder nicht, bin ich doch jünger dabei als ich einst war.

24. An Karl Milde in Breslau.*)

Breslau, 12. Januar 1834.

Ja, Schickſal, ich verſtehe dich!
Mein Glück iſt nicht von dieſer Welt —

Wenn ich auch nur einen Augenblick den Gedanken faſſen könnte: Du biſt ein Egoiſt! ſo wäre dieſer Augenblick genügend, mich ſelbſt zu vernichten. Aber ich bin mir des ernſtlichen Strebens bewußt, nur für andere zu leben und zu wirken, nur inſofern etwas zu ſein, als ich jenes verfolge und erreiche.

Die Frucht dieſes Strebens iſt meine Vaterlandsliebe und meine Poeſie; wie ich mit jener das Gebiet der Wiſſenſchaft und Kunſt umfaſſe, ſo mit dieſer die geſelligen Verhältniſſe. Mein wiſſenſchaftliches Tun und Treiben läßt man ziemlich gewähren, mein poetiſches gar nicht. Mit meiner Poeſie gehe ich noch immer unbefangen ins Leben und begegne nur der Unempfänglichkeit, dem Widerſpruch, dem Verkennen und Mißkennen.

Je weniger mir die äußere Welt genügt, je mehr lebe ich nach innen. Schon lange ſehe ich, wie alles um mich verblüht und verwelkt. Da iſt es Zeit, das was ich gerettet habe gegen die Welt zu ſichern.

Für Deine Teilnahme danke ich Dir herzlich.

---

*) Milde hatte in offener, aber durchaus freundſchaftlicher Weiſe Hoffmann den Kopf zurechtgeſetzt: er ſolle ſeinen täglich wachſenden Egoismus ablegen und ſeiner ſelbſt würdig in der Außenwelt auftreten; er werde von den Leuten ein Geizhals geſcholten uſw.

Du willſt gern mein Arzt ſein, aber kennſt meine Krankheit nicht.

Wenn es Geiz iſt, daß ich ſeit 1823 alle alten Schulden bezahlt und mir eine Bibliothek geſammelt, etwa 200 Tlr. zu einer Reiſe geſpart, vielerlei Geſchenke gemacht, mancherlei unterſtützt und jetzt im Augenblicke, wenn ich die letzten Rechnungen bezahlen will, für 3 Monate (Januar, Februar, März 1834) keinen Pfennig Geld, kein ganzes Hemde, keinen heilen Strumpf mehr habe — nun, wenn das Geiz iſt —

Doch ich will bei den vielen Beſchuldigungen ſchweigen; ich erkenne eine unſichtbare Macht, die ſich immer noch meiner erbarmt hat, wenn mich das Unglück erdrücken wollte, und warum ſollte ſie jetzt verſtummen!

Wenn ich heute nicht komme, vergib mir. In meiner traurigen Stimmung möchte ich weder Dir noch den Deinigen ſonderlich willkommen ſein.

Herzlich grüßt

Dein

H.

25. An Johannes Schulze in Berlin.

Breslau, 26. Februar 1834.

Hochgeehrter Herr Geheime Rat!

Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich, anbei meinen Reineke Vos*) zu überſenden, wie er eben

*) Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausgabe vom J. 1498. Mit Einleitung, Gloſſar und Anmerkungen. Breslau 1834.

frisch aus der Druckerei kommt. Ich hege die Hoffnung, daß Ew. Hochwohlgeboren auch darin etwas von dem erfüllt sehen, was ich Ihnen im Jahre 1823 versprach auf Ihre mündliche Äußerung: „Zeichnen Sie Sich aus und machen Sie uns Ehre!“ Bei minder drückenden Amtsgeschäften würde ich mein Versprechen besser erfüllen können, ich würde Zeit und Kräfte konzentriert und schon etwas Bedeutenderes geleistet haben. Meine tagtägliche Bibliotheksarbeit ist eine tagtägliche Unterbrechung jeder wissenschaftlichen Forschung und die daraus doch endlich hervorgehende Zerstreutheit und Unbehaglichkeit wirkt nicht eben günstig auf litterarische Bestrebungen. Dennoch suche ich alles Ungemach zu überwinden und ich kann mit Recht von mir sagen, ich versehe mit Lust und Eifer die mir übertragenen Ämter und leiste daneben so viel, als es auch nur einem anderen in meiner Lage möglich ist. Ebendeshalb hoffe ich aber auch, daß dies mein reges Streben, mir in vielfacher Beziehung einen Wirkungskreis zu gewinnen, von Einem Hohen Ministerio anerkannt und gefördert werden wird, und daß ich mit Zuversicht auf den nachgesuchten Urlaub rechnen darf, wofür ich Seiner Excellenz dereinst meinen Dank besser zu betätigen gedenke, als ich jetzt vermag, wenn ich nächstens auch dem Herrn Minister meinen Reineke einsende.

Ew. Hochwohlgeboren werden es mir verzeihen, daß ich bei dieser Gelegenheit nochmals die Bitte wiederhole, Sich meines Gesuchs wohlwollend anzunehmen, damit ich endlich die lange Jahre ersehnte Reise antreten kann.

Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung und Verehrung

Euer Hochwohlgeboren ganz gehorſamer

Dr. Hoffmann.

26. An Jakob Grimm in Göttingen.

Wien, 10. Auguſt 1834.

Lieber Freund!

Ihr Brieflein, was ich aus Kopitars*) Händen auf der Hofbibliothek empfing, fiel wie ein Tröpflein Frühlingstau labend und erquickend auf meine arbeitsmüde Seele. Wenn das ſo fortginge, wie ich es dieſen Sommer getrieben habe, ſo wäre ich über kurz oder lang ein Opfer meines Eifers. Ich kam ziemlich heiter, aber doch leidend 24. Mai in Wien an. Ich lebte noch in den ſeligſten Erinnerungen an den Frühling, der mich von St. Florian durch alle Klöſter in dem paradieſiſchen Ober- und Niederöſterreich begleitete. Aber bald war Frühling und alle Erinnerung und alle Heiterkeit dahin. Am folgenden Tage traf mein Freund und Wirt Dr. Endlicher, Skriptor an der Hofbibliothek, von Preßburg ein, und vom 26. Mai an bis zum 31. Auguſt beſuchte ich nun ununterbrochen täglich 5 Stunden die Hofbibliothek, ich verzeichnete viele hundert deutſche Handſchriften nach ihrer jetzigen neuen Nummer, ſchrieb vieles ab,

*) Bartholomäus Kopitar (1780—1844), ſlaviſcher Philologe und Konſervator der kaiſerlichen Bibliothek in Wien.

ſammelte die Sommerlatten*) und ließ ſie drucken und brachte mit Endlicher aus den Vorſetzblättern und Heftſchnitzeln ehemaliger Monſeer Handſchriften*) 26 Quartblätter zuſammen. Leſen, Zuſammenſetzen, Reagieren, Abſchreiben, Ergänzen, Korrigieren, jedes, alles hat uns unſägliche Mühe und Arbeit gemacht und ein volles Vierteljahr gekoſtet. Nur der Wert des Fundes und das Lehrreiche der Beſchäftigung kann mich tröſten. Ich bin matt und nervenſchwach und bedarf der Erholung. Gott gebe, daß ich ſie bald finde! Sobald ich mit der Korrektur fertig bin, ſetze ich nach dem urſprünglichen Plane meine Reiſe fort: ich gehe über Gráz nach St. Paul, St. Lambrecht, Admont, Kremsmünſter, Lambach, Salzburg, München. Leider muß ich die Schweiz für diesmal aufgeben. Stuttgart wird wol der äußerſte weſtliche Punkt ſein, dann kehre ich über Heidelberg, Frankfurt pp, Göttingen, Wolfenbüttel, Berlin nach Breslau heim. Zu meiner großen Freude hatte mir unſer Miniſter meinen Urlaub um 3 Monate verlängert, ſonſt hätte ich jetzt ganz geruhig den Rückweg antreten können. Ich freue mich ganz außerordentlich, Sie, Wilhelm und Benecke**) in der Mitte Oktobers in Göttingen zu ſehen. Ich

*) „Sumerlaten. Mittelhochdeutſche Gloſſen aus den Handſchriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien". Wien 1834.

„Fragmenta theotisca versionis antiquissimae evangelij S. Matthaei et aliquot homiliarum. E membranis Monseensibus bibliothecae palatinae Vindobonensis ediderunt Stephanus Endlicher et Hoffmann F. Vindobonae 1834.

**) Germaniſt Georg Wilhelm Benecke (1762—1844), Bibliothekar und Univerſitätsprofeſſor in Göttingen.

bringe Ihnen alles Handschriftliche mit, den Bücher-erwerb schicke ich von hier aus nach Breslau.

27. An Jakob Grimm in Göttingen.

Breslau, 29. August 1835.

Die nahe bevorstehende Ankunft der allerhöchsten Herrschaften macht hier, wie Sie leicht denken können, großen Wirrwarr, und ich wollte, es wäre alles ruhig schon vorüber gegangen. Der Haß gegen die Russen zeigt sich überall, und die Polizei kann doch nicht verhindern, daß öffentlich mancher seinem deutschen Herzen Luft macht. Unsere Bibliotheks-Angelegenheiten sind immer noch nicht in Ordnung. Sie wissen doch, daß die Frau meines Kollegen, des Dr. Friedrich, fuderweise bei nächtlicher Zeit die Bücher gestohlen und verkauft hat? Das Ministerium hat den Dr. Friedrich für die Vergehen seiner Frau suspendiert und zwar bei vollem Gehalte, und ich habe die Bibliotheksschlüssel abliefern müssen. Ja, lieber Freund, Sie glauben nicht, wie es bei uns zugeht. Ich würde alles, alles hier aufgeben, wenn ich nur so viel eigenes Vermögen hätte, daß ich einige Jahre mich fristen könnte. Unsere Universität macht nächstens Bankerott. Ihre Besitzungen, die alten Frankfurter Universitäts-Güter in den Marken, tragen immer weniger ein, und Zuschüsse werden nicht bewilligt. Wir haben jetzt mehrere Professoren ohne Gehalt und mehrere wieder mit 2, 300 Tlr. Es täte not, daß man abends noch mit der Drehorgel umherginge. Ja, wir tun viel, viel für die

Wiſſenſchaft und freien Künſte, und unſere ſtehenden Heere und unſere Schulen haben uns ſchon längſt zum Liegen und zur Einſicht gebracht. Beglücken Sie mich mit einer ſchnellen Antwort und grüßen Sie herzlich die lieben Ihrigen und alle Freunde und Bekannte

von Ihrem

H.

28. An Unbekannt.

Breslau, 18. Mai 1838.

... Ich würde eine ſolche wirkliche Laſt*) Ihnen gewiß nicht zumuten, wenn ich irgend jemanden wüßte, der ſich meiner überhaupt annähme und mir Nachrichten der Art erteilen möchte — niemand antwortet mir ſeit Jahr und Tag, und ich mag nun auch weder meinen Bruder noch auch ſonſt ſeine Freunde um ein ſchriftliches Wort bitten, weil ja doch alles nur vergeblich iſt.

Meine Bibliotheksfehden dauern nun ſchon Jahre lang; ſeit 1. April 1837 iſt mir mein Kuſtodiats-Gehalt zurückgehalten, ganz widerrechtlich, beiſpiellos! ſeit einem Vierteljahre habe ich dreimal mein Geſuch um Entlaſſung aus dem Bibliotheks-Dienſt eingereicht, ſeit dem 1. Mai 1838 bin ich endlich freiwillig ausgeſchieden, weil es endlich ſo weit gekommen war, daß ich es meiner Ehre und meiner Subſiſtenz ſchuldig war, nicht länger auf der Bibliothek zu amtieren und der teufliſchen Ungewißheit ein Ende zu machen

*) Vorhergegangen iſt die Bitte, ſich zu erkundigen, ob der Miniſter einen von Hoffmann erbetenen Reiſeurlaub bewilligt hat.

— und dennoch keine Zeile Antwort, nichts was aussieht wie ein Bescheid! Ich denke jetzt nur an die nächste Zukunft, an einen sorgenfreien Aufenthalt, und der ist mir, Gott sei Dank! im Kreise meiner Freunde gewährt worden. Ich hoffe doch nicht, daß man meinem Entschlusse: nicht verhungern zu wollen*) und auch ferner im Dienste der Wissenschaft zu leben, Schwierigkeiten entgegensetzen wird. Das Ministerium hat für sein endloses Schweigen, womit ich seit Jahren wirklich gestraft, ärger als ein zu ewiger Untersuchung Verdammter, keinen weiteren Grund als die verfluchte Kölner Geschichte.**) Gott gebe nur, daß ich nicht gar aus Versehen in diesen großen Topf geworfen werde, denn sonst ist erst gar kein Ende abzusehen.

In der Hoffnung, daß Sie meine zwar unbescheidene, aber aus wirklicher Not hervorgerufene Bitte erhören, verbleibe ich Ihr ganz ergebener

Dr. Hoffmann.

29. An Gottlieb Friedländer in Berlin.***)

„Da die Verhältnisse nicht gestatten, Ew. Wohlgeboren die alleinige Leitung und Verwaltung der

*) (Anm. Hoffmanns.) Ich habe als Prof. ordinarius 300 Tlr., also etwa so viel, daß ich in Breslau 4 Monate auskomme.

**) Gemeint sind wohl die Streitigkeiten des Kölner Erzbischofs Droste zu Vischering mit der preußischen Regierung.

***) Bibliothekar, später Archivar und Geh. Archivrat in Berlin (1805—1878). Das folgende Schreiben des Ministeriums teilt Hoffmann abschriftlich seinem Freunde Friedländer mit.

dortigen Königlichen und Univerſitäts-Bibliothek zu übertragen: ſo will das Miniſterium Sie auf Ihr Geſuch vom 1. v. M. aus Ihrem bisherigen Verhältniſſe als erſter Kuſtos mit dem Schluſſe dieſes Jahres hierdurch unter der von Ew. Wohlgeboren Selbſt geſtellten Bedingung entlaſſen, daß Sie von den Einkünften, welche Sie als Kuſtos bis jetzt etatsmäßig beziehen, zweihundert Taler Preuß. Kurant jährlich behufs der Remunerierung des ſtatt Ihrer anzunehmenden Kuſtos vom 1. Januar k. J. ab abzugeben haben. Der außerordentliche Regierungs-Bevollmächtigte, Geheime Ober-Regierungs-Rat Heinke, iſt von dieſem Beſchluſſe in Kenntnis geſetzt, auch an ihn wegen der Verwaltung der dortigen Königlichen und Univerſitäts-Bibliothek das weiter Erforderliche verfügt. — Von dem von Ew. Wohlgeboren handſchriftlich eingereichten Entwurfe, die Verwaltung der dortigen Königlichen und Univerſitäts-Bibliothek betreffend, hat das Miniſterium mit einem beſonderen Intereſſe nähere Kenntnis genommen und beabſichtigt, denſelben bei den weiteren, in der fraglichen Hinſicht zu erlaſſenden Beſtimmungen zu benutzen. Das Miniſterium wird Ew. Wohlgeboren dieſen handſchriftlichen Entwurf demnächſt zurückſenden und dankt Ew. Wohlgeboren vorläufig für deſſen gefällige Mitteilung.

Berlin, den 22. November 1838.

Miniſterium der Geiſtlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.

Altenſtein.

An den Profeſſor Herrn Dr. Hoffmann, Wohlgeboren, in Breslau."

Breslau 22. Dezember 1838.

Somit habe ich denn meine 16jährige bibliothekarische Laufbahn — wol für immer — beschlossen. Gestern war der kürzeste Tag und dieser der letzte meiner ehemaligen Amtstätigkeit. Ich hatte noch die letzten Bücherreste für den Index accessionum verzeichnet und das Dublettenverzeichnis abgeschlossen. Nachdem ich mein ganzes Inventarium, als Bleistift, Rötel, Lineal, Federmesser und Schere übergeben hatte, zog ich ab, fröhlich und wohlgemut.

II.

Sturm und Drang.

Breslau. Heimatlos (1840—1849).

Wenn man Hoffmanns äußere Schickſale überſchaut, kann man zweifeln, ob es richtig iſt, bei ihrer Darſtellung und der Anordnung ſeiner Briefe mit dem Jahre 1840 einen neuen Abſchnitt beginnen zu laſſen oder erſt mit dem Jahre 1843; denn bis zu dieſem Zeitpunkte iſt Breslau ſein Wohnort, iſt er akademiſcher Lehrer an der dortigen Univerſität geweſen. Aber eine Tat des Jahres 1840, deren innere Vorbedingungen wir bereits kennen gelernt haben, iſt der Grundſtein, auf dem ſich ſein künftiges Leben aufbaut: die Herausgabe der „Unpolitiſchen Lieder", deren erſter Teil im Juli 1840 erſchien, während der zweite ein Jahr ſpäter folgte. So bildet das Jahr 1840 den eigentlichen Wendepunkt in Hoffmanns Leben, wie es auch für die Geſchichte Deutſchlands ein bedeutſames und folgenſchweres Ereignis gebracht hat: den Thronwechſel in Preußen.

Welche Hoffnungen erfüllten das gebildete, freidenkende Bürgertum, zu dem ſich auch Hoffmann bekannte, beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV.! Und wie berechtigt erſchienen ſie auf Grund ſeiner erſten Äußerungen und Maßnahmen! Wie loderte die Flamme nationaler Begeiſterung himmelwärts, von Frankreich unvorſichtigerweiſe angefacht! „Sie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein", erſcholl durch alle deutſchen Gaue. Von Helgolands Klippe ließ Hoffmann am 26. Auguſt 1841 ſein

„Deutſchland über alles“ erklingen. Hatte das „Junge Deutſchland“ im vierten Jahrzehnt weltbürgerlichen Ideen gehuldigt und für Paris geſchwärmt — jetzt brauſte die Liebe zum Vaterland wie ein Sturmwind durch die deutſchen Herzen und fand ihren Sänger vor allem in Hoffmann. Vorausgeſchickt hatte er dem „Liede der Deutſchen“ andere Vaterlandslieder: 1824 „Zwiſchen Frankreich und dem Böhmerwald“, 1839 bei der Heimkehr aus Frankreich „Wie ſehn' ich mich nach deinen Bergen wieder“, „Deutſche Worte hör' ich wieder“ und „Treue Liebe bis zum Grabe“. Bald ließ er andere folgen: „Wie könnt' ich dein vergeſſen“ und „Frei und unerſchütterlich“. Und alle dieſe Klänge aus treuem deutſchen Herzen fanden in die „Unpolitiſchen Lieder“ und in deren Fortſetzung, in die 1843 erſchienenen „Deutſchen Lieder aus der Schweiz“, Aufnahme. Hierauf muß beſonders hingewieſen werden, um das nationale Gepräge der politiſchen Lyrik der vierziger Jahre im Gegenſatze zu den Tendenzen des „Jungen Deutſchland“ hervorzuheben und den innerſten Beweggrund der politiſchen, aber für den preußiſchen Staatsbeamten höchſt unpolitiſchen Lieder Hoffmanns ſcharf und deutlich erkennen zu laſſen.

Wenngleich Friedrich Wilhelm IV. beim Antritt ſeiner Regierung den nationalen Aufſchwung förderte, ſo zeigte er ſich doch in der Folge den Aufgaben nicht gewachſen, deren Löſung die Zeit erheiſchte, das Bürgertum von ihm erwartete. Ihm fehlte der Wirklichkeitsſinn, ihm fehlte bei manchem guten Willen doch der klare, feſte Wille, der zur Tat ſchreitet. Daher trat bald in weiten Kreiſen des Volkes an die Stelle hoffnungsfroher Erwartung bittere Enttäuſchung.

Mit der Zeit zeigten ſich unvereinbare Widerſprüche in den Anſchauungen und Handlungen des neuen Königs. Seiner anfänglichen Hinneigung zu liberalen Ideen ſtanden die Überzeugung vom Gottesgnadentum und eine ſtreng kirchliche Richtung gegenüber. Derſelbe Fürſt, der Ernſt Moritz Arndt in ſein Bonner Lehramt zurückführte, der die Brüder Grimm nach ihrer Abſetzung in Göttingen nach Berlin zog, fühlte ſich nicht bewogen, dem Verdammungsurteil, das die preußiſche Beamtenhierarchie über den Sänger der „Unpolitiſchen Lieder" fällte, ſeine Unterſchrift zu verſagen.

Gewiß hatte Hoffmann mit Schärfe und einem Spotte, der ſich gelegentlich zum Sarkasmus ſteigerte, alle die Mängel des damaligen Beamtenſtaates Metternichſcher Obſervanz bloßgeſtellt, hatte gegen Polizei, Zenſur und Militarismus, gegen Muckertum in Kirche und Staat, gegen Fürſtenwillkür und Adelsherrſchaft, gegen allen möglichen Zopf im öffentlichen und bürgerlichen Leben ſeine Pfeile gerichtet. Aber gerade die Tatſache, daß ſeine Lieder in Deutſchland ſo gewaltig zündeten, war doch ein deutlicher Beweis dafür, daß ihr Inhalt dem Denken und Fühlen weiteſter Kreiſe entſprach und ein Niederſchlag der allgemeinen Volksſtimmung waren. Und die warmen vaterländiſchen Klänge, die in manchem Liede angeſchlagen wurden, legten Zeugnis dafür ab, daß die „Unpolitiſchen Lieder" nicht dem Hirne eines verbiſſenen Umſtürzlers und Staats- und Vaterlandsfeindes entſprungen, ſondern quellendes Blut aus dem verwundeten Herzen eines deutſch empfindenden Mannes waren. Aber dieſes erkannten und würdigten Friedrich Wilhelm IV. und ſeine perſönlichen Berater

ebenſowenig, wie die Regierungsmänner, die über dem kühnen Sänger zu Gericht ſaßen.

Als Hoffmann ſich wegen des Drucks der „Unpolitiſchen Lieder" an die Hamburger Verlagshandlung von Hoffmann und Campe wandte, die ſchon manchen Strauß mit der Zenſur, beſonders mit der preußiſchen, auszufechten gehabt hatte, lebte er ſtill ſeinem akademiſchen Amte und ſeinen wiſſenſchaftlichen Studien. Mit ſeinem Freunde Ernſt Richter bereitete er eine Sammlung der ſchleſiſchen Volkslieder vor, die 1842 erſchien. Im Sommer 1840 und 1841 weilte er, um ſeine angegriffene Geſundheit zu ſtärken, auf Helgoland.

Unterdeſſen taten die „Unpolitiſchen Lieder" ihre Wirkung und fanden einen Abſatz und Erfolg, der für den Sänger ſelbſt verführeriſch und gefährlich war. Wie hatte von jeher ſein Ehrgeiz nach Anerkennung gerungen! Aber dieſe war weder ſeinen tüchtigen wiſſenſchaftlichen Arbeiten noch ſeinen lyriſchen Gedichten geworden. Nun ſah er auf einmal ſeine „Unpolitiſchen Lieder" in Tauſenden von Exemplaren überall in Deutſchland verbreitet, ſah ſeinen Namen in den Zeitungen genannt und in weiten Kreiſen gerühmt. Sein Selbſtbewußtſein, das in Breslau manche Demütigung erfahren hatte, mußte in die Höhe ſchnellen, der augenblickliche Erfolg ihn zur Überſchätzung ſeiner ſelbſt und ſeiner politiſchen Dichtung verführen und ihn gegen die Gefahren blind machen, die ſeine kühnen Verſe gegen ihn heraufbeſchworen. Selbſt die verhängnisvollen Folgen einer möglichen Abſetzung erwog er nicht ernſtlich genug und ſpielte mehr mit dem Gedanken, ſein Amt zu verlieren.

Im Spätſommer 1841, während Hoffmann noch auf Reiſen war, zog ſich über ihm das Ungewitter zuſammen. Am 25. Auguſt, dem Vorabend des Geburtstags von „Deutſchland über alles", zeigte der Breslauer Univerſitätskurator und Polizeipräſident Heinke dem Kultusminiſter Eichhorn (1779—1856) das Erſcheinen des 2. Teils der Unpolitiſchen Lieder und ihre außerordentliche Wirkung in Breslau an. Er folgte damit einer kurz vorher ergangenen Anweiſung Eichhorns, den erſten Fall, daß Breslauer Profeſſoren unziemliche Äußerungen über die beſtehenden ſtaatlichen Verhältniſſe tun ſollten, ihm mitzuteilen. Einen Monat ſpäter meldete Heinke dem Miniſter des Innern und der Polizei, daß er den buchhändleriſchen Vertrieb des 2. Teils der Unpolitiſchen Lieder in Breslau unterſagt habe. Mitte Oktober beantragte Eichhorn das Debitverbot dieſes 2. Teils. Anfang Dezember folgte das Verbot des geſamten Verlags von Hoffmann und Campe für Preußen, eine Maßregel, die erſt Anfang Juni 1842 aus Rückſicht auf den Hamburger Brand wieder aufgehoben wurde. Auch in anderen Bundesſtaaten wurde der 2. Teil der „Unpolitiſchen Lieder" verboten, ſo in Hannover bereits am 22. November 1841.

Nicht minder nachdrücklich ging Eichhorn gegen den Dichter ſelbſt vor. Dieſer mußte bald ſpüren, daß ein anderer Wind im Kultusminiſterium wehte. An der Stelle des milden und nachſichtigen von Altenſtein, der ihm und ſeinen Studien Wohlwollen bewieſen hatte, ſtand ein energiſcher Verwaltungsbeamter, der, einſt zwar ein Freund und Anhänger Schleiermachers, jetzt durch ſeine Abkehr zum Pietismus viele liberalen Hoffnungen zerſtörte, zumal da er ſich ent-

ſchloſſen zeigte, alle fortſchrittlichen und freiheitlichen Regungen des Zeitgeiſtes beſonders auf den Univerſitäten unnachſichtlich zu unterdrücken. Eichhorn ordnete die protokollariſche Vernehmung Hoffmanns durch Heinke an, die am 3. November 1841 wenige Tage nach der Rückkehr des Dichters von ſeiner Helgolander Badereiſe ſtattfand.

Damit beginnt Hoffmanns Staatsprozeß, der über ein Jahr gedauert hat. Im April 1842 wurde ihm vorläufig die Ausübung ſeines akademiſchen Amtes unterſagt. Den Sommer über war er auf Reiſen; ſchon begannen ſich da und dort Geſinnungsgenoſſen um ihn zu ſammeln und ihn als den Sänger der Freiheit und des Vaterlandes zu feiern, und er dankte bei ſolchen Zuſammenkünften durch Trinkſprüche und Lieder, was ihm von anderer Seite arg verübelt wurde. Doch vermied er abſichtliches Hervortreten und lebte auch die letzten Monate des Jahres in Breslau zurückgezogen und ſtill, ganz ſeinen Studien gewidmet. Zu Anfang des neuen Jahres 1843 wurde ihm ſeine Entſetzung ohne Penſion amtlich mitgeteilt, die am 4. Dezember 1842 vom Staatsminiſterium in Gegenwart des Prinzen Wilhelm von Preußen beſchloſſen und am 20. Dezember vom Könige beſtätigt worden war.

Ohne klaren Plan für die Zukunft verließ Hoffmann bald darauf Breslau. Damit begann ſein Wanderleben, das ihn aus ſeiner gewohnten wiſſenſchaftlichen Tätigkeit herausriß und ſechs Jahre ruhe- und heimatlos von Ort zu Ort führte. Schon die nächſte Zeit brachte ihm mancherlei bittere Erfahrung. Aus ſeiner Heimat Fallersleben, wo er im Hauſe ſeiner Schweſter Minna Boës zu Beſuch weilte, mußte

er entweichen; denn ihm wurde bekannt gemacht, daß ihm der Aufenthalt im Königreiche Hannover auf königlichen Befehl verboten ſei, und er hatte ſeine Verhaftung durch die Landdragoner zu befürchten.

Herber war ihm der Verluſt mancher Freunde, beſonders der Familie Milde und der Gebrüder Grimm. Ende des Jahres 1843 weilte er auf Karl Milde's Einladung noch einmal bei ihm in Breslau zu Beſuch. Aber er paßte wohl nach dem freizügigen Leben der letzten Monate nicht mehr in dieſes Haus und die Breslauer Luft. Er fühlte ſich dort, wo er mancherlei Rückſichten nehmen mußte, wie ein Gefangener, er glaubte ſich hier und da zurückgeſetzt, ja gekränkt und ward empfindlich, und ſo ſchrieb er jenen Abſchiedsbrief vom 1. Januar 1844, der ihm eine bittere Pille einbrachte. Milde antwortete nämlich unter anderem: „Seitdem Du Dichter, politiſcher Dichter von Profeſ„ſion — ohne politiſche Anſchauung und Vorbildung — „ſein willſt, biſt Du ein Sklave deſſen, was Du ſein „möchteſt und nicht biſt. Deine Harmloſigkeit, Deine „Gutmütigkeit, Dein Gemüt, alles iſt fort — weil „Du eine politiſche Perſon zu ſein Dir einbildeſt, die „Du nie ſein kannſt und ſein wirſt. Durch dieſe „ſchiefe Stellung, in welche Du Dich durch Deine „Eitelkeit und die Kurzſichtigkeit anderer gebracht ſiehſt, „iſt die liebenswürdige Seite Deines alten Ich tot „geſchlagen worden. Schade, Jammerſchade!“ — So und ähnlich antwortete Milde. Es war nicht feinfühlig von ihm, dem in der Not befindlichen Freunde ſo ſchonungslos gegenüberzutreten, wenngleich manchen Vorwürfen des Briefes und beſonders dem Urteile, daß Hoffmann kein politiſcher Charakter ſei, die Berechtigung nicht abzuſprechen iſt. Das Band der

zwanzigjährigen Freundschaft war aber mit diesem Briefe zerrissen und hat sich nie wieder geknüpft.

Noch schmerzlicher, weil sie vor der Öffentlichkeit erfolgte, war für Hoffmann die Erklärung der beiden Grimms gegen ihn. Wir wissen aus den Briefen, wie große Stücke er auf sie, vor allem auf Jakob, gehalten hat. Nun sagten sich beide im März 1844 von ihm los, wegen eines unliebsamen Vorfalls, den Hoffmann höchstens durch eine Taktlosigkeit, sicher nicht absichtlich herbeigeführt hatte. Was half es, daß die öffentliche Meinung vorwiegend für ihn Partei nahm und den Schritt der beiden Grimms tadelte! In seinem Herzen saß doch tief der Stachel, von Männern, die er verehrte und liebte, so behandelt zu sein. Nach acht Jahren suchte er eine Wiederanknüpfung und fand bei Jakob freundliches Entgegenkommen, während Wilhelm jede Annäherung ablehnte.

Doch für solche schmerzlichen Verluste gab es mancherlei Ersatz: neue Freunde boten sich an, neue Kreise, vorwiegend natürlich aus dem liberalen Lager, öffneten sich ihm.

Schon 1843 und in der Folgezeit wiederholt weilte er in Althaldensleben bei Philipp Nathusius (1815—1872) zu Gaste, der ihn kurz nach seiner Absetzung auch im Namen seiner Frau Maria (1817—1857), der bekannten Schriftstellerin, zu sich eingeladen hatte. Nathusius huldigte damals freieren politischen und kirchlichen Anschauungen, als diejenigen waren, die er später als Herausgeber des „Volksblattes für Stadt und Land" verfocht. Sonst wäre auch sein freundschaftliches Verhältnis zum Dichter der „Unpolitischen Lieder" höchst auffallend. In diesem gastlichen Hause fand Hoffmann reiche wissenschaftliche und schöngeistige Interessen, einen an-

regenden zwangloſen Verkehr und ein trauliches Familienleben, das ihn ja ſtets ſo anheimelte. Maria's kleine Kinder, mit denen er gern ſpielte, haben manches neue Lied aus ihm hervorgelockt.

Ganz anders geartet war der Mecklenburger Kreis, in den er durch eine Einladung des Gutspächters Rudolf Müller (1813—1890) in Holdorf bei Brüel eingeführt wurde. Müller ſelbſt war ein lebensluſtiger junger Mann, voller Friſche, Frohſinn und Humor, auch Verehrer eines guten Tropfens, ein Freund von Dichtung und Muſik, dabei ein überzeugter Fortſchrittsmann, der auch für Mecklenburg den Anbruch einer neuen Zeit erſtrebte. Hoffmann hat oft und lange bei Müller, mit dem und deſſen Frau er eng befreundet wurde, gewohnt und hat dort zu dichteriſchen und litterariſchen Arbeiten mitunter die Ruhe gefunden, die ihm in jener Zeit ſonſt gemangelt hat. Indem ihn der Rittergutsbeſitzer Dr. Schnelle (1803—1877) als Hinterſaſſen aufnahm, gewann er in Mecklenburg Heimatsrechte, die ihn hier vor all den polizeilichen Plackereien, Verhören und Ausweiſungen ſchützten, denen er in den meiſten deutſchen Bundesſtaaten damals ausgeſetzt war. Von Holdorf aus iſt er aus feſtlichen Anläſſen, bei denen auch kräftig geredet, geſungen und gezecht wurde, oder zu politiſchen Zwecken weit im Lande Mecklenburg herumgekommen und hat eine Fülle von Bekanntſchaften gemacht, unter denen nur die des damaligen Studioſus und ſpäteren Germaniſten und Univerſitätsprofeſſors Friedrich Zarncke (1825—1891) erwähnt ſei.

Von Mecklenburg aus beſuchte er bisweilen ſeine politiſchen Freunde in Hamburg und im Lande Hadeln. In Weſtfalen fand er die freundlichſte Aufnahme beim Hauptmann Voerſter (1791—1865) im Haus Hove bei

Wetter an der Ruhr, dem zweiten Gatten seiner Jugendfreundin Henriette von Schwachenberg, die sich dem Entamteten edelmütig und hilfreich wieder genähert hatte. Am Rhein hatte er seine erste Begegnung mit Ferdinand Freiligrath und verlebte mit ihm jene denkwürdige Nacht im Riesen zu Koblenz, in der der Grund zur Freundschaft beider so fühlensverwandter Männer gelegt wurde. Im Rheingau wohnte er oft im Hause des Weinhändlers Dresel zu Geisenheim, der mit den süddeutschen Liberalen in enger Verbindung stand. Sein Sohn Karl Dresel (1812—1852) wurde ein naher Freund Hoffmanns. Wiederholt weilte unser heimatloser Dichter in Baden und Württemberg im Kreise der dortigen Fortschrittsmänner. Bis in die Schweiz dehnten sich seine Reisen und seine freundschaftlichen Beziehungen aus. Stand er doch in naher Verbindung mit Julius Fröbel (1805—1893) und dem litterarischen Comptoir in Zürich und Winterthur, das einige seiner späteren Sammlungen politischer Lieder herausgab, da ihr Erscheinen in einem deutschen Bundesstaate infolge der Zensurverhältnisse ausgeschlossen war.

Nicht minder zog ihn das politische Leben Leipzigs an, wohin er sich, schon um mit Buchhändlern wegen verschiedener Werke in Verbindung zu treten, mehrfach wandte. Und endlich ist noch Berlin zu nennen, wo er für den Verlust der Grimmschen Freundschaft in Bettina von Arnim und Ludwig Erk (1807—1883) Ersatz fand.

Jene impulsive Frau, die sich bei Friedrich Wilhelm IV. noch zu einer Zeit einen Einfluß zutraute, wo ihre Rolle als dessen Beraterin längst ausgespielt war, hatte Hoffmann in ihr Herz geschlossen

und ſuchte den Ankauf ſeiner Bibliothek durch den preußiſchen Staat in die Wege zu leiten. Als ihr dies nicht gelang, faßte ſie vorübergehend den Plan, den Dichter durch den Ertrag eines Buches, das ſie erſcheinen laſſen wollte, für die ihm entgangene Einnahme ſchadlos zu halten. Später hat ſie ihm dann bei ſeiner Überſiedelung nach Weimar durch ihre Empfehlung wichtige Dienſte geleiſtet.

Sehr wertvoll war für Hoffmann die Bekanntſchaft mit dem Liedermeiſter Ludwig Erk. In ihrem Denken und Fühlen ſchlicht und echt volkstümlich und in ihren politiſchen Anſchauungen einander nahe verwandt, dabei feine Kenner und eifrige Erforſcher des Volksliedes und des Volksgeſanges und fleißige Arbeiter auf dieſem Gebiete, ergänzten ſich beide, der Germaniſt und Dichter ſowie der Muſiker, auf das glücklichſte. Seit 1842 entwickelte ſich zwiſchen beiden Männern eine Arbeitsgemeinſchaft und herzliche Freundſchaft, die angehalten haben, bis der Tod ſie trennte. Freilich wurde ihnen ein mündlicher Verkehr in der erſten Zeit ſehr erſchwert, weil Hoffmann wiederholt der Aufenthalt in Berlin verboten wurde. Da trat das geſchriebene Wort an Stelle des geſprochenen. Ihr Briefwechſel iſt außerordentlich reichhaltig und intereſſant.

Überblicken wir Hoffmanns viele Reiſen, ſowie die Perſonengruppen und einzelnen Perſönlichkeiten, mit denen er in den Jahren 1843—1849 in engere Beziehung getreten iſt, ſo liegt auf der Hand: an Verkehr und Anregung hat es ihm in jener Zeit nicht gefehlt. Herzliche Teilnahme, die er früher in Breslau ſo oft vermißt hatte, fand er jetzt in reichem Maße. Und doch täuſchte er ſich über ſeine wirkliche

Lage. Ruhelos und etwas oberflächlich wurde ſein Leben. Beſonders der häufige Aufenthaltswechſel zeitigte für ihn ſchlimme Früchte.

Indem er von Breslau aufs ungewiſſe hinwegzog, mußte er ſich von ſeiner Bibliothek und ſeinen wiſſenſchaftlichen Sammlungen und Vorarbeiten trennen und verlor damit die Möglichkeit zur gediegenen Fortſetzung ſeiner wiſſenſchaftlichen Tätigkeit. 1844 erſchienen zwar noch ſeine „Deutſchen Geſellſchaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts“ und 1845 ſeine „Spenden zur deutſchen Litteraturgeſchichte“. Aber beide Werke waren doch das Ergebnis früherer Arbeit. Zu neuen umfänglichen und gründlichen Forſchungen fehlte ihm in dieſen Jahren äußerlich wie innerlich viel, wenn nicht alles. Daher wurde er ſeiner Wiſſenſchaft entfremdet, womit er ein gut Teil ſeines eignen Selbſt aufgab — ein bedauerlicher Verluſt, vor dem ſchon Milde in ſeinem letzten Briefe ihn zu bewahren verſucht hatte. Wiſſenſchaftliche Arbeit hätte ſeine innere Unraſt vermindert und ihn eher ſeßhaft gemacht, hätte ihm Gelegenheit zu manchem Verdienſt, auf den er angewieſen war, wenn er ſich von fremder Unterſtützung frei machen wollte, und vielleicht zu einer neuen Anſtellung geboten, hätte ſeinem damaligen Leben einen tieferen Inhalt gegeben. Statt deſſen ſpielte er eine öffentliche Rolle, in der er nichts Poſitives ſchaffen konnte, wurde in den Strudel des politiſchen Lebens, in die Verſammlungen und Feſtlichkeiten der liberalen Kreiſe hineingezogen, wurde als Märtyrer des Fortſchritts ſtürmiſch begrüßt und dankte mit Trinkſprüchen und ſeinen neueſten Liedern. Aber das unſtete Wanderleben konnte ihm keine Befriedigung gewähren.

Wohl fand er in mancher ihm nahe ſtehenden Familie Wochen der Ruhe und Sammlung. Wohl hatte er manche glückliche dichteriſche Stunde. Aber ſeinem Leben mangelte ein innerer Halt und ein feſtes Ziel. Es war eine Wartezeit. Wann und in welcher Weiſe würde ſie ein Ende finden?

In der Teilnahme am Familienleben ſeiner Freunde bot ſich wenigſtens für ſein Gemüt Nahrung. Merkwürdig, daß ſich gerade in jenen Jahren ſeiner Sturm- und Drangperiode ſeine Kinderliederdichtung zu neuer, reicher Blüte entfaltete! Es war, als ob ſein innerſtes Weſen gegen ihn ſelbſt unbewußt Oppoſition machte, indem es ſeine ſchöpferiſche Kraft in dieſen ſchönſten und unvergänglichen Früchten offenbarte. Drei Sammlungen ſeiner Kinderlieder nach Original- und Volksweiſen mit Klavierbegleitung, zwei von Ernſt Richter bearbeitet, erſchienen in den Jahren 1843—1847 und fanden großen Beifall und weite Verbreitung. Ihnen folgten 1848 die von Ludwig Erk herausgegebenen „Hundert Schullieder". Mit Erk plante er auch eine Sammlung deutſcher Volkslieder mit ihren Melodien; die Arbeit kam aber aus erklärlichen Gründen nicht von der Stelle. Nur ſein „Deutſches Volksgeſangbuch" brachte er 1848 mit Erks Hilfe zum Abſchluß.

Das Verlangen nach Ruhe verdichtete ſich während dieſes unſteten Wanderlebens mehrfach zu der Sehnſucht nach einer eigenen Familie und Häuslichkeit, für die er wie geſchaffen war. In Mecklenburg, wo er am längſten weilte, ſtiegen derartige Wünſche ſchon zu Anfang des Jahres 1845 in ihm auf und kehrten gelegentlich wieder. Aber wie konnte er in ſeiner unſicheren Lage daran denken, ein fremdes Schickſal an das ſeinige zu feſſeln! Im folgenden Jahre lernte

er in der Familie Nathuſius ein Mädchen kennen, das durch ſeine freien politiſchen Anſchauungen ihm innerlich verwandt und dazu heimatlos wie er war. Aber Elvira Détroit (1821—1896), dies iſt ihr Name, war beſonnener als er und deutete ſeine werbenden Briefe als Äußerungen dichteriſchen Empfindens. 1847 endlich erfaßte ihn eine tiefe Neigung zu der geiſtig bedeutenden und politiſch radikal denkenden Heidelberger Profeſſorentochter, der unglücklichen Johanna Kapp (1825—1883), die, von unſeliger Liebe zu einem verheirateten Manne, dem Philoſophen Ludwig Feuerbach, ergriffen, Hoffmanns Bewerbungen, wie ſpäter die Gottfried Kellers, abwies*). Hat dieſer ſeiner nicht erhörten Liebe zu Johanna ein köſtliches Denkmal in dem „Landvogt von Greifenſee" geſetzt, ſo zeugen von Hoffmanns ſtarker Neigung ſeine Johannalieder, die 1851 unter dem Titel „Liebeslieder" erſchienen ſind.

Bald neigte ſich Hoffmanns fünfzigſtes Lebensjahr ſeinem Ende zu, da kamen die Märzereigniſſe des Jahres 1848. Sie ergriffen auch ihn auf das tiefſte und erweckten in ihm die zuverſichtlichſten Hoffnungen auf die Neugeſtaltung aller deutſchen Verhältniſſe. Eigentümlicher Weiſe aber nahm er an der politiſchen Entwicklung jener Sturmzeit mehr einen beſchaulichen als tätigen Anteil. Die ihm angetragene Wahl in die Frankfurter Nationalverſammlung, die Aufforderung Adolf Dieſterwegs (1790—1866), Mitarbeiter der neu gegründeten Nationalzeitung zu werden, lehnte er ab.

*) Zu vergleichen ſind die Kellerbiographie von Bächtold Bd. I S. 323 ff., Geſammelte Werke Hoffmanns v. F. Bd. VIII S. 343 ff., endlich W. Bolin, Ausgewählte Briefe von und an Ludwig Feuerbach. 1904 Bd I S. 100 ff. Bolins ablehnendes Urteil über Johanna iſt, wie uns ſcheint, zu ſtreng.

Als Dichter die Ideen der politiſchen Freiheit zu feiern und zu verbreiten, war ihm gegeben. Jetzt wo es galt, mit ſcharfem, nüchternen Verſtande und mit kräftiger Hand einzugreifen und die Träume der Vergangenheit zu verwirklichen, jetzt verſagte er, und wir ſehen, wie recht Mildes Urteil geweſen iſt, das ihm einen politiſchen Charakter abſpricht. Zudem war des Dichters Gemüt zu weich und empfindſam, um nicht von einer Zeit, in der es auf Kraftproben ankam und Bürgerblut floß, abgeſchreckt zu werden. Dieſe erforderte ſtärkere Nerven.

So zeigt uns Hoffmanns Stellungnahme zu der Märzrevolution und ihren Folgen ſeine Stärke und Schwäche zugleich. Seine politiſche Rolle war ausgeſpielt, ſobald die Zeit Taten forderte.

Bald nach dem 18. März eilte er von Mecklenburg nach Berlin. Eins mußte er an Ort und Stelle vertreten: ſeine Wiederanſtellung auf Grund des königlichen Amneſtie-Erlaſſes vom 20. März. Er war auch vorübergehend in Breslau, wo die Wogen der politiſchen Erregung beſonders hoch gingen und man ihm riet, einfach das Katheder zu beſteigen und ſo von ſeiner akademiſchen Würde wieder Beſitz zu ergreifen. Er zog den ſicherern Weg vor, die Entſcheidung des Miniſteriums abzuwarten, und erlangte nach wiederholten Eingaben im Oktober 1848 wenigſtens das Eine, daß ihm ein Wartegeld von 375 Talern bewilligt wurde, das allerdings an den Nachweis eines feſten Wohnſitzes in Preußen geknüpft wurde. Über Wiedereinſetzung in ein akademiſches Lehramt erhielt er nur unbeſtimmte Zuſagen. Auf dieſe Weiſe war die bitterſte Not von ihm genommen, und er brauchte nicht mehr ſeinen Freunden zur Laſt

zu fallen. Andererſeits erfüllte ihn die Not des Vaterlandes, das Scheitern der freiheitlichen Bewegungen und die Fortſchritte der Reaktion mit tiefſter Enttäuſchung, ſodaß er ſogar an Auswanderung dachte. Aber wie hätte er aus ſeinem Vaterlande ſcheiden können! Er würde ſich vor Sehnſucht verzehrt haben. So zog er ſich aus Mißvergnügen und Verzweiflung von dem politiſchen Leben ganz zurück und beſchloß, ſich in Bingerbrück anzuſiedeln. Hier hoffte er in ſtiller Arbeit Sammlung, Troſt und Vergeſſenheit zu finden. Aber das Glück, das im untreu geworden zu ſein ſchien, ſchenkte ihm bald mehr: ein liebes Weib am eignen Herd.

---

30. An Julius Campe in Hamburg.*)

Breslau, 16. März 1840.

Ew. Wohlgeboren

biete ich beifolgende Sammlung unpolitiſcher Lieder zum Verlag an. Die Gründe, warum ich mich gerade nach Hamburg und an Sie wende, werden Sie ſelbſt leicht finden, wenn Sie bedenken, daß ich ein Norddeutſcher, ein Proteſtant, ein geborener Hannoveraner und ein königlich preußiſcher Staatsbeamter bin.

In Betreff des Druckes wünſche ich: wo möglich etwas breites 8°-Format (wie bei den Cottaſchen Ausgaben von Uhland etc.), damit nirgend eine Zeile gebrochen werden darf, neue ſcharfe deutſche Lettern, feſtes nicht zu dünnes Papier, da-

*) Inhaber der Buchhandlung von Hoffmann und Campe (1792—1867).

mit nirgend die Buchſtaben der andern Seite durchſchimmern; auf jeder Seite womöglich ein Gedicht, von längeren Gedichten nur 4 oder höchſtens 5 Strophen; ſorgfältigſte Korrektur — Druckfehler ſind mir überall verhaßt und könnten hier gerade großes Unheil anrichten.

Ferner wünſche ich, daß die Auflage nicht zu ſtark wird (etwa 1000 Exemplare), auch nicht zu teuer, damit ich in einer bald folgenden zweiten Auflage auf die gewiß nicht ausbleibenden vielfachen Angriffe antworten kann.

Da Sie mit den dortigen Zenſoren gewiß perſönlich bekannt ſind, ſo werden Sie wol den für mich beſtimmten darauf aufmerkſam machen, 1. daß ich mich genannt habe, und 2. daß jede hamburgiſche Rückſicht auf Preußen hier unnötig iſt, indem ich als königlich preußiſcher Profeſſor ordinarius leicht zur Verantwortung gezogen werden kann. Sollte jedoch eins oder das andere geſtrichen werden, ſo würde ich dafür andere einſchalten, damit jede Sitzung ihre 20 behält. Ich denke, die Zenſur wird gnädig ſein. Da Sie keine Zeitung wie den Korreſpondenten herausgeben, ſo haben Sie von Hannover nicht viel zu fürchten.

Gut wird ſein, daß Sie nirgend vorher eine Bekanntmachung erlaſſen, ſondern die nötigen Exemplare alle auf Einmal nach Leipzig zur Verſchickung an die einzelnen Sortimentshandlungen ſenden. Doch es iſt unnütz, in dieſer Beziehung Ihnen Rat zu erteilen.

Was nun das Honorar anbetrifft, ſo wünſche ich eine runde, erkleckliche Summe, die ſich vor dem Miniſterium, welches mich doch am Ende zur

Rechtfertigung zieht, mit als Grund meiner höchſt unpolitiſchen litterariſchen Beſchäftigung anführen läßt.

Sollten Sie wider Vermuten auf mein Anerbieten nicht eingehen, ſo ſenden Sie mir das Manuſkript gefälligſt mit nächſter Poſt zurück.

Im Fall Sie Sich aber ſofort zur Erfüllung der obigen Wünſche entſchließen können, ſo laſſen Sie denn nur den Druck auch ſofort beginnen, ich bin überzeugt, daß wir uns dann unterdeſſen ſchon vollſtändig einigen. Suchen Sie nur mit der Zenſur ins Reine zu kommen. — Sieveking und Lappenberg*), die doch beide öffentliche Ämter bekleiden, können wol nichts in dieſer Beziehung tun? Beide kenne ich ſonſt gut.

Auf jeden Fall erwarte ich baldigſt Nachricht.

Hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeboren ergebenſter

Dr. Hoffmann.

31. An Julius Campe in Hamburg.

Breslau, 11. April 1840.

Ew. Wohlgeboren

geehrtes Schreiben habe ich erſt heute erhalten, obſchon es drei Tage bereits in Breslau war. Ich wünſche, daß, wenn Sie künftig nicht direkt durch die Poſt ſchreiben, dann für Hrn. H. meinen lieben Freund und Landsmann Alderholz**) zu Ihrem Beſorger machen, aus vielerlei Gründen.

*) Syndikus Karl Sieveking (1787—1847) und Archivar Johann Martin Lappenberg (1794—1865).

**) Vgl. S. 282.

Es freut mich, daß Ihnen mein Anerbieten genehm war. Ich bedauere nur, daß Sie nicht alles geleſen haben, Sie hätten Sich ſonſt überzeugen müſſen, daß der Druck unverzüglich zu beginnen und möglichſt geheim zu halten iſt. Ich bitte Sie alſo, zu dieſer Überzeugung gelangen und dann ſofort das Ganze der Preſſe übergeben zu wollen. Zu Anfang Juni muß nach meiner Meinung alles ſchon verſendet werden, damit zum Buchdruckerfeſte (24. Juni) Exemplare in Leipzig vorrätig ſind.

Sie ſind ein Kaufmann, und ich bin ein Gelehrter, aber wir ſind beide Deutſche und wollen beide das Wohl unſeres Vaterlandes, doch ich kann mit meinen geringen Kräften vorläufig ohne Sie nichts dafür tun; ich wünſche demnach, daß Sie mich darin unterſtützen. Da wir aber beide nicht von der Luft leben können, ſo iſt es billig, daß wir beide gewinnen, wenn zu gewinnen, obſchon ich gern bereit bin zu verlieren, wenn es nicht anders ginge, und das wäre für mich ſchon, wenn ich auf Honorar verzichten müßte. Meinen Wunſch nach Honorar werden Sie natürlich finden, wenn Sie bedenken, daß ich jetzt nur einen vierteljährlichen Gehalt von 116 Tlr. beziehe; ich habe nämlich, weil man mich nicht zum Oberbibliothekar machen wollte, meine bisherige Stellung bei der Bibliothek aufgegeben und 200 Tlr. und eine Wohnung jährlich eingebüßt. Scheint es Ihnen wegen der Ohrfeigen, deren Sie gedenken, mit Poeſien mißlich, ſo bitte ich, entſchließen Sie Sich in Betreff des Honorars der meinigen erſt dann, wenn Sie Sich vom guten Erfolge überzeugt haben.

Sobald das Buch fertig iſt, ſchicken Sie mir gefälligſt Ein Exemplar zur Poſt und die übrigen über Leipzig; eins aber über Leipzig an Hofrat Jakob Grimm in Kaſſel. Mit 7 Exemplaren bin ich zufrieden.

Schließlich flehe ich inbrünſtig, daß der Druck ſchon in der Oſterwoche beginnt, ſchnell fortſchreitet und baldigſt vollendet wird. Mögen die vielen heurigen Krebſe nicht hinderlich dazwiſchen kriechen!

Herzlich grüßt Ihr ergebenſter

Dr. Hoffmann.

32. An Gottlieb Friedländer in Berlin.

Breslau, 4. Januar 1841.

Proſt Neujahr!

Seit 14. Tagen fühle ich mich beinahe ſo wohl wie in Helgoland, nur leider bin ich zu ſehr ein Sklave der Laune unſers ſchleſiſchen Wetters; ſo wie es ſchlecht wird, und das geſchieht oft, fühle ich mich gleich unwohler. Nun, ich hoffe doch dereinſt dieſem abſcheulichen Klima und ſonſtigen hieſigen Widerwärtigkeiten entzogen zu werden. Ich habe zwar auf mein Verſetzungsgeſuch vom 30. Juni v. J. *) keine Antwort, aber da ich nichts mehr vom Miniſterium begehre, ſo wird mir doch wol dieſe einzigſte Bitte gewährt werden.

Meine Mitteilung über alte Berliner Komödien

*) Nach Bonn.

muß ich vorläufig aufſchieben. Durch die Sammlung ſchleſiſcher Volkslieder und meine Vorleſung: Geſchichte des deutſchen Volksliedes, bin ich zu ſehr in Anſpruch genommen.

Meine hochverehrte Freundin, Frau von Nimptſch, wird mit Gemahl und Tochter einige Monate in Berlin verweilen. Ich erſuche Sie, lieber Freund, dieſe geiſtreiche und liebenswürdige Frau mit den Schätzen Ihrer Bibliothek bekannt zu machen. Zeigen Sie ihr doch auch unſere Fragmenta theotisca!

Mut und Hoffnung habe ich genug, aber kein Geld. Nachdem ich von meinen 116 Talern vierteljährlichen Gehalts meine Schulden einigermaßen beſtritten habe, bleibt mir noch 10 ggr. täglich zu verzehren, und davon ſoll man auch noch die Geſundheit Seiner Majeſtät des Königs trinken!

Nun, Gott beſſer's!

Ich werde wol nächſtens nach Berlin kommen müſſen, weil ich ſeit Jahren damit umgehe, eine Geſchichte der deutſchen lyriſchen Poeſie des 16. Jahrhunderts zu ſchreiben. Schleſien habe ich dafür ſchon ausgebeutet.

Die Logau'ſchen Stammbuchverſe ſind hübſch und beſonders zu jetziger Zeit die Worte:

Herrſcht der Teufel heut auf Erden
Morgen wird Gott Meiſter werden.

Mit den herzlichſten Grüßen

Ihr

H. v. F.

33. An Julius Campe in Hamburg.

Breslau, 15. Dezember 1841.

So eben 7 Uhr abends empfange ich Ihren Brief, und einige Stunden vorher, 4 Uhr nachmittags, iſt ein Brief an meinen Vetter*) abgegangen, worin ich ihn als meinen Bevollmächtigten beauftrage, mit Ihnen wegen der 2. Auflage zu verhandeln, und ihn bitte, den Bericht in den Sächſiſchen Vaterlandsblättern entweder durch Wille**) in der Neuen Zeitung oder in beſonderen Abdrücken zu verbreiten. Ich ſtimme ganz Ihrer Anſicht bei und wünſche die Verbreitung des Berichts auf dem von Ihnen beabſichtigten Wege, ſende aber doch ein Exemplar mit Korrekturen, weil am Schluſſe arge Druckfehler ſind.

Was nun die neue Auflage des 2. Teils betrifft, ſo kann ich dieſen zweiten Teil ſo nicht aus Händen geben. Allerdings iſt noch nichts weiter als das durch die Vaterlands-Blätter Bekannte gegen mich geſchehen, aber ich fühle mich keineswegs ſicher, und nach den Mitteilungen aus Berlin über das dortige Regieren und meinen Miniſter muß ich doch glauben, daß ich über kurz oder lang abgeſetzt werde. Was ſoll ich dann machen? Ich kann durch meine wiſſenſchaft-

*) Kaufmann Fritz Wiede in Hamburg (vgl. S. 110).

**) Dr. François Wille (1811—1896), damals Publiziſt in Hamburg, ſpäter in Mariafeld am Züricher See. — Die Sächſiſchen Vaterlandsblätter nahmen in einem Berichte über die Breslauer Ergebniſſe offen für Hoffmann Partei. Dieſer Bericht wurde dann als Sonderabdruck verteilt („Mein Leben" Bd. III S. 235).

lichen Sachen mir nicht ſoviel verdienen, daß ich jährlich ein erträgliches Auskommen hätte. Meine Gedichte alſo ſind mein letzter Anker. Oder ſoll ich von der Gnade anderer leben? das mutet mir niemand zu, der es mit mir gut meint. Überdem iſt mein Geſundheitszuſtand der Art, daß ich leicht zu anhaltenden geiſtigen Arbeiten, wie ſeit Jahren wirklich der Fall war, unfähig werden kann, und wie dann?

Nun, Sie werden ſich mit Wiede einigen. Ich mag mit Geſchäftsſachen gar nichts zu tun haben, und überhaupt, wo ich nur in meinen Angelegenheiten handele, ziehe ich immer den kürzeren.

34. An Leocadia von Nimptſch auf Jäſchkowitz. *)

Breslau, am Charfreitage 1842.

Unvergeßliche Freundin!

Jäſchkowitz iſt nicht mehr, für uns nicht mehr. Ich ſagte es damals, als wir uns zum letzten Male ſahen, ich ſah es ſeitdem nicht wieder und ſehe es vielleicht nie wieder. Und darin liegt mehr, als ich Ihnen ſchreiben kann. Wer ſich mit Möglichkeiten tröſten will, der hat in dieſer Welt Troſtes genug. Freilich, was iſt nicht alles möglich! Hat doch erſt vor einigen Tagen eine Freundin **) und noch dazu eine reiche, was beinahe noch ſeltener

*) Einige ſtockfleckige und unleſerlich gewordene Stellen des Briefes ſind nach dem Sinne ergänzt.

**) Henriette von Schwachenberg.

iſt als überhaupt Freundinnen und Freunde, meiner in innigſter Teilnahme gedacht. Ja, wenn man noch oft 20 Jahre lebte, ſo könnte man noch vieles erleben, und ſo ſähen denn auch wir uns wieder und erheiterten uns auf gut Jäſchkowitziſch. Nun, ich habe ſchon ſo viel im Leben verloren, daß ich mich über gar keinen Verluſt wundere. Und wenn ich nächſtens mein ehrenvolles Amt (denn die Ehre iſt das Beſte daran) verliere, ſo wundere ich mich auch nicht.

Welch ein hübſches einſames Leben kann man doch in Breslau führen! Ich habe mir noch nie ſo ganz gehört, wie eben dieſen Winter. Ich habe die Wahrheit der Lamenais'ſchen Worte: „L'exile est partout seul", recht beſtätigt gefunden. Deshalb bin ich aber nicht etwa unglücklich geweſen, keineswegs. Wenn ich mich nur ſonſt wohl fühlte, habe ich mich auf meine eigene Hand ganz gut ergötzet und viel, ſehr viel gedichtet. Es iſt ein albernes Geſchwätz, wenn öffentlich Blätter mich einen Malkontenten, griesgrämlichen Menſchen nennen. Ich bin 99 Prozent luſtiger als alle meine Kollegen, und nehme es mit jedem andern auf, wenn es ſich um gute Laune handelt.

Morgen reiſe ich nach Sachſen und Thüringen und kehre erſt zu Anfange der Ferien heim. Ich nehme viele litterariſche Sachen mit, die bald ans Licht treten ſollen. Meine ſchleſiſchen Volkslieder, 300 an der Zahl, ſind auch mit darunter.

Wie lange bleiben Sie noch in Rom? Wenn ich nur bald abgeſetzt würde, daß ich nicht erſt noch eines Urlaubs bedürfte! Doch was nicht iſt,

wird bald werden. Die Reaktion iſt im furchtbarſten Fortſchreiten. Sie werden auch in Rom ſchon einige Erdſtöße ſpüren.

Nun ade! Frau Marie*) und Ihrem Herrn Gemahl meine herzlichſten Grüße.

Mich ſoll doch wundern, wie Sie von Rom heimkommen? Ein deutſcher Dichter Burkard Waldis in der Mitte des 16. Jahrhunderts ſagte:

Doch ward ich auf der Reis nit bieder,
Trug Zwiebeln hin, bracht Knobloch wieder.

Über mich ſelbſt weiß ich nichts weiter, ich wollte, andere wüßten auch nichts. Die Unterſuchung ruht. Aber

Sans liberté je ne peux vivre.
Pauvres pêcheurs, priez pour moi!
Béranger, L'épitaphe de ma Muse.

H. v. F.

35. An Ludwig Walesrode in Königsberg.**)

Breslau, 25. Mai 1842.

Herzlichen Dank für Ihre überaus herrliche Gabe! Ich kann mich an dem Buche nicht ſatt leſen. Ich habe es auf allen Wegen in der Taſche gehabt und daraus vorgeleſen, im Freien und in der Stube, ſogar im Wagen. Jetzt eben nehme

*) Leocadia's Tochter, damals verheiratet mit dem preußiſchen Miniſterpräſidenten in Rom, Leopold Auguſt von Buch.

**) Ludwig Walesrode (1810—1889), Tagſchriftſteller von ſtark radikalen politiſchen Anſchauungen in Königsberg, deſſen 1842 im Druck erſchienenen Vorleſungen „Gloſſen und Randzeichnungen zu Texten aus unſerer Zeit" damals großes Aufſehen erregten.

ich es mit ins Gebirge und werde unendliche Freude verbreiten. Sorgen Sie nur dafür, daß wenigſtens 500 Exemplare hieher kommen. Ich hätte allein 100 bereits verkaufen können.

Ja, das Buch packt und packt gerade den guten Michel, dieſen verflucht ehrlichen Kerl, dem gar nicht anders beizukommen iſt als auf die Weiſe, die auch Sie nun, und mit großem Glücke, gewählt haben.

Aber wie iſt es möglich, daß ſo etwas mit königlich preußiſcher Zenſur — Brendeke, halte mir, ick werde ſlimm!

Über meine Angelegenheit nichts Neues. Preußiſche Zeitungen dürfen, wie es ſcheint, nichts veröffentlichen, und andere leſe ich, außer der miſerabelen Leipziger Allgemeinen, nicht. So viel ſteht feſt: durch Beſchluß des Staatsminiſteriums bin ich vorläufig vom Amte ſuspendiert und darf keine öffentlichen Vorleſungen halten. Übrigens habe ich einige Tage nach meiner Rückkehr, den Mittwoch nach Pfingſten, meinen vollſtändigen Gehalt für April, Mai und Juni bezogen, aber natürlich keine Zulage gekriegt. Auch gut!

36. An Fritz Wiede in Hamburg.

Breslau, 16. Januar 1843.

Lieber Fritz!

Der Tod meiner guten Mutter hat mich in tiefe Trauer verſetzt. Sie ſtarb den 3. Dezember und hat alſo den folgenden Tag, den Tag meiner Abſetzung nicht erlebt. Ich hatte mich zu einem Freunde aufs Land begeben, um das Neujahrsfeſt hieſelbſt nicht

mitfeiern zu müſſen. Als ich vorgeſtern wiederkehrte, wurde ich ins Senatszimmer eingeladen und von meiner Abſetzung ohne Penſion in Kenntnis geſetzt. Ich habe alſo hinfort weiter kein Geld, als was ich mir durch Schriftſtellerei verdiene. Doch Gott wird weiter helfen.

37. An Karl Milde in Breslau.*)

Braunſchweig, Charfreitag 1843.

Lieber Karl!

Den Abend vor meinem Geburtstage kam mein Vetter Behne zu mir und ſagte: nimm Dich nur etwas in acht, Du wirſt beobachtet — das weiß ich aus guter Quelle. Nun, das war mir gar nicht weiter auffallend. Acht Tage darauf (8. April) erhielt ich ein ſehr artiges Briefchen von unſerm Droſten, worin er mich zu ſich einlud, er habe mir „kraft höheren Auftrages Erörterungen zu machen". Ich war ſehr geſpannt auf dieſe Erörterungen. Ich wurde ſehr freundlich aufgenommen und von einem Allerhöchſten Beſchluſſe in Kenntnis geſetzt: wenn ich keine Domizilrechte nachweiſen könne, ſolle ich ſofort über die Grenze geſchafft werden. Der Droſt meinte, ich hätte ja wol ſolche Rechte nachzuweiſen, und er würde das an die Landdroſtei in Lüneburg ſchreiben. Den Dienſtag darauf ging mein Schwager zu ihm. Der Droſt meinte, die Sache ſtünde bedenklich, er habe unſere Aus-

*) Dieſe Schilderung bezieht ſich auf Hoffmanns Ausweiſung aus Fallersleben, wo er im Hauſe ſeiner Schweſter zu Beſuch weilte.

einanderſetzung, die auf dem Amte liegt, geleſen, darauf ließen ſich keine Domizilrechte gründen, er könne nicht raten zu einem weiteren Verbleiben. Ich wollte nun die Antwort der Landdroſtei abwarten und dann, wenn es ſein müßte, kurz nach Ankunft der Gifhorner Poſt, Mittwoch morgen nach Oſtern, abreiſen, ſo könnte ich denn noch den Ball in Sülfeld, worauf ſich meine Nichten ſehr freuten, mitmachen. So ſtand die Sache am vergangenen Dienſtag. Ich lebte harmlos in den Tag hinein. Ich beſchäftigte mich viel im Garten und hatte große Freude, daß ich die Wege mit friſchem Sand beſchütten konnte, damit auch der Garten zum bevorſtehenden Feſte ein feſtliches Anſehn gewinne. Am Mittwochnachmittage kam eine große Kutſche vor unſerm Hauſe an. Der Lieutenant der Landdragoner ſtieg aus, und ſeine erſte Frage war, ob ich noch da ſei. Meine Schweſter ahndete nichts Gutes. Die Landdragoner liefen unruhig umher. Der Lieutenant ließ ſich gar nicht blicken in unſerer Familie. Seine Wohnung war dicht neben der meinigen. Ein Hausfreund wollte gern erfahren, ob dieſer Beſuch mir gelte. Der Lieutenant erwiderte nein. Das beruhigte die Meinigen nicht, denn er hatte befohlen, um 4 Uhr ſolle man ihn wecken. Bald darauf erhielt mein Schwager von jemandem einen Wink für mich: es ſei geraten abzureiſen. Die Stube war voller Gäſte, die gar nicht weichen wollten. Wir berieten hin und her, was zu tun. Meine Nichten ſahen die bedenklichen Geſichter der Eltern und weinten. Ich ſpazierte in meinen Geburtstagspantoffeln umher und ſuchte alle zu beruhigen. Als es ſtiller im Hauſe und draußen

wird, ziehen wir meinen Vetter Behne ins Geheimnis. Er wohnt draußen ein Viertelſtündchen vom Orte. Ich ſage: Du mußt mir einen Liebesdienſt erweiſen und ſofort anſpannen laſſen. In einer Stunde bin ich bei dir. Er geht ſofort hinaus und beſorgt den Wagen. Es iſt 11 Uhr. Die Landdragoner ſpazieren auf den Straßen, endlich bemerken wir ſie an einem Fenſter gegenüber. Mantel und Stiefel werden gebracht, ich bin reiſefertig. Mein Schwager begleitet mich. Wir gehen über den Hof in den Kuhſtall, brechen einige Steine aus der Wand und kriechen durch. Meine Schweſter war uns nachgeeilt; ſie nimmt tränenvollen Abſchied von mir zwiſchen der durchbrochenen Wand. Der Mond ſcheint hell auf den friſchgefallenen Schnee. Wir ſchlagen uns durch die Gärten über Hecken und Stakete und gelangen ins Freie. Wir gehen an den Gärten entlang, die am Ehmer Wege liegen, verfolgen dann einen Feldweg rechts und gelangen ſo auf der Ziegelei unſers Vetters an. Es iſt 12 Uhr. Ich ſteige in den Wagen und fahre ab; Schlag 3 bin ich zu Braunſchweig im deutſchen Hauſe.

Am anderen Morgen werden meine ſämtlichen Sachen gebracht, die in der Nacht gepackt waren. Gleich darauf läßt ſich unſer Droſt bei mir anmelden; er wohnte dicht neben mir im deutſchen Hauſe. Er hatte ſich abſichtlich ſchon nachmittag um 2 den Tag vorher aus Fallersleben entfernt, um einem unangenehmen Auftrage auszuweichen. Er meint, ich hätte zwar nicht nötig gehabt, ſo ſchnell abzureiſen, aber das müſſe er mir doch anzeigen: geſtern ſei der ſtrenge Befehl bei ihm eingegangen,

mich nur noch in Begleitung eines Landdragoners ausgehen zu lassen.

Das war die Flucht des Propheten aus seiner Heimat! Ich bitte Dich recht dringend, teile niemandem etwas davon mit, als Deiner Frau, Resch*) und M.! Ich will durchaus nicht, daß die Namen unserer Beamten genannt werden, weil sie sich wirklich (wie ich Dir schon früher sagte) so benahmen, daß ich nur zufrieden sein kann. Es sind in Bezug auf mich vier Erlasse ausgegangen: 1. schon im Dezember Beaufsichtigung, 2. Verweis, warum meine Anwesenheit in Fallersleben nicht angezeigt, 3. Spezialbefehl des Königs (von Berlin aus), wenn ich keine Domizilrechte nachweisen könne, mich sofort über die Grenze zu schaffen und 4. Befehl der Landdrostei, mich nur in Begleitung eines Landdragoners ausgehen zu lassen.

Hier in Braunschweig hoffe ich sicher zu sein. Ich habe mir sofort eine Aufenthaltskarte genommen.

Ostersonntag.

Ich bleibe diese Woche noch hier, dann gehe ich zu Philipp Nathusius in Althaldensleben. Dort ist es gar hübsch — ein wundervoller Aufenthalt. Ich werde botanisieren, dichten, Briefe schreiben, Béranger lesen und dergleichen.

Nathusius hat eine schöne Bibliothek. Es fehlt mir dort durchaus nicht an Hülfsmitteln. Auch kann ich ganz ungestört meinen Neigungen leben.

Während ich diese Zeilen schreibe, verläßt mich eben eine Deputation der hiesigen Studenten: sie wollen mir durchaus ein Ständchen diesen Abend

*) Vgl. S. 121.

bringen, was auch die hieſige Liedertafel beabſichtigt. Ich ſtelle ihnen vor, daß es unter den jetzigen Verhältniſſen für mich beſſer ſei, alle öffentlichen Beehrungen zu vermeiden. Wenn ſie mir eine Freude machen wollten, ſo möchten ſie mir lieber in irgend einem Hauſe etwas vorſingen Das wird denn morgen abend geſchehen. Ich werde dann mehrere Kompoſitionen meiner Lieder kennen lernen, die mir bis jetzt noch unbekannt geblieben ſind.

Meine Schweſter hat mir einen langen rührenden Brief geſchrieben. Die Landdragoner haben die ganze Nacht auf mich gepaßt — der Vogel war ausgeflogen.

Leb recht wohl und grüß alle Freunde, beſonders aber die lieben Deinigen recht herzlich von

Deinem H.

NB. Ich habe von Breslau aus ſeit meiner Abreiſe nicht eine Zeile von Freundeshand erhalten! — Frau von Nimptſch und Maria meine beſten Grüße!

38. An Frau Emilie Milde in Breslau.

Dresden, 21. Juni 1843.

Die Kinderlieder*) ſind alſo erſchienen, ich habe eine kindiſche Freude daran, und ich ſende Ihnen ſchon jetzt ein gewöhnliches Exemplar, damit Sie zuerſt dies kleine Stück meiner Seele vor Augen haben können. Die Kinderwelt iſt eine ſchöne Welt! Glücklich, wer in ihr ſein ganzes Leben zu

*) Fünfzig Kinderlieder. Nach Original- und bekannten Weiſen mit Klavierbegleitung von Ernſt Richter. Leipzig 1843.

leben vermag! Wenn ich die Kinder ſingen höre, ſo iſt es mir immer, als ob irgend ein Engel vom Himmel herabkäme, um den armen Erdenſöhnen in ihren mancherlei Geſchäften, Sorgen, Kümmerniſſen und Ängſten eine Freude zu machen. Ich kann es gar nicht vergeſſen, wie mich Emiliens Geſang entzückt hat, wenn ſie mit ihrer ſilberhellen Stimme und den großen freudigen Augen vom Mond und von ſeinen weißen Schäfchen, den Sternen, ſang! Leider höre ich jetzt gar keinen Geſang als meinen eigenen, aber ich danke Gott, daß ich noch ſingen kann.

Wo man ſinget, laß dich ruhig nieder!
Böſe Menſchen haben keine Lieder.

An Karl ſchreibe ich noch dieſe Woche. Ich bin ſehr beſchäftigt. Ich will noch, während ich hier bin, mancherlei vollenden oder doch der Vollendung nahe bringen. Leider vermiſſe ich ſehr ſchmerzlich meine Bibliothek. Ich kann aber nie unbeſchäftigt ſein, und ſo dichte ich dann und dichte mit ganzer Seele.

Ich bin dieſen Sommer geſunder als in den vorhergehenden. Die Ärzte haben mir viel Bewegung geraten, das ſei das Mittel zu meiner Geneſung, und ſo wandere ich denn viel im Freien, auf den freundlichen Dörfern, in den hohen Kornfeldern und im großen Garten, der Schatten und Kühle durch ſeine ſtattlichen Buchen und Eichen reichlich gewährt. An heißen Tagen trinke ich viel Struveſchen Selters, der mir denn auch gut ſchmeckt und wie Champagner wohltätig auf mich wirkt.

Grüßen Sie alle recht herzlich und bewahren Sie ein heiteres Andenken dem fernen Freunde! Ade!

H. v. F.

39. An Emilie Milde in Breslau.

Dresden, 21. Juni 1843.

Liebe Emilie!

Der Frühling iſt vorbei, und der Sommer hat begonnen, und die Nachtigallen ſingen ſchon lange nicht mehr. Aber das iſt eben auch mit ein Vorzug des Menſchen: er kann froh ſein und ſingen das ganze Jahr hindurch, und das kannſt auch Du, denn der liebe Gott hat auch Dir wie allen guten Kindern einen fröhlichen Sinn gegeben, und ihr wiſſet noch nicht, wie für uns Erwachſene jeder Tag ſeine beſondere Plage hat — frag nur einmal Deinen lieben Großpapa! Sei alſo fröhlichen Sinns, liebe Emilie, und ſinge! Jetzt fehlt es Dir nicht an Liedern, Deine gute Mutter hat gewiß ſchon das Büchlein in Händen, welches ich für ſie beſtimmt habe. Bitte ſie nur ſchön, daß ſie Dir noch dieſen Sommer recht viele Lieder einübt, ſie laſſen ſich alle gut ſingen, ſie ſind nach hübſchen Volksweiſen und mit einer leichten Begleitung.

Sollte das Büchlein mit den 50 Liedern noch nicht da ſein, ſo kauf Dir ſelber eins, es iſt ſo billig, daß viele Kinder es bezahlen können, das Lied koſtet nur einen Pfennig, die Melodie einen Pfennig und die Klavierbegleitung auch nur einen Pfennig, alſo das ganze Büchlein mit den 50 Liedern nur 150 Pfennige. Ich weiß, in Deiner

Sparkaſſe iſt viel mehr Geld, und Du gibſt gewiß für Deine Puppe manchmal noch mehr aus, wenn Du ihr eine Freude machen willſt. Wende alſo den halben Taler dran, lerne die hübſchen Lieder auswendig und ſinge ſie fleißig, ich weiß, wie ſehr Du Deinen lieben Papa und das ganze Haus damit erfreueſt.

Euer Garten muß jetzt recht hübſch ſein. Die vielen jungen Bäume haben dies Jahr mehr Nahrung als im vorigen Jahre, denn es regnet viel und iſt dabei doch warm. Wie ſchön müſſen jetzt die Roſen blühen, ich möchte ſie gar gern mit Dir ſehen. Aber ſo ſchöne Roſen habt ihr doch nicht als in meines Vaters Garten ſtehen: die blühen des Jahres zweimal. Ich will meiner Schweſter ſchreiben, daß ſie auch Dir und Deiner Schweſter Maria zwei Ableger im Herbſte ſchickt, dann könnt ihr ſie fleißig pflegen und begießen, und wenn ſie dann im Herbſte blühen, wenn andre Leute gar keine Roſen mehr haben, ſo habt ihr noch den Frühling im Garten und könnt dabei meiner gedenken.

Ich habe keinen Garten, aber der liebe Gott hat mir die Ausſicht in viele Gärten verliehen, und ſo freue ich mich ebenſo wie ihr, ich ſehe von meinem Fenſter aus wol in fünfzehn Gärten, die alle mit Büſchen und Bäumen bepflanzt ſind, und zwiſchen dem friſchen grünen Laube blicken die bunten Blumen ſo freundlich hervor, als ob ſie mich grüßen wollten.

Ich wohne wie auf dem Lande. Meine ſtündliche Geſellſchaft ſind die Sperlinge, die an meinen Fenſtern ihre Neſter haben und mit ihren Jungen

mir was vorzwitschern und bis in mein Zimmer fliegen und dann ihr Frühstück und Mittagsmahl halten: sie sind so kirre, sie holen mir die Semmelkrumen vom Teller und fliegen oft mit ganzen Scheiben ins Freie. Das sind närrische Kerle, die Spatzen!

So eben als ich dies schreibe, erhalte ich zwei recht liebevolle Briefe und denk Dir 'mal von wem? Von Deinem lieben Vater und von Deiner lieben Mutter. Du glaubst gar nicht, wie mich das freut und rührt, daß ich in so herzlichem Andenken bei ihnen fortlebe.

Nun leb recht wohl und grüß' alle recht herzlich von

Deinem treuen Freunde
H. v. F.

40. An Karl Milde in Breslau.

Waltdorf, 1. Januar 1844.

Das Neue Jahr ist angebrochen. Was wird es bringen? Mir bringt's den alten Ausspruch: Das Beste hoffen, auf das Schlimmste gefaßt sein. Ich werde gute, gleichgesinnte Menschen suchen und auch finden; ich werde wirken, so gut es geht. Leider ist das sehr abhängig von meiner Eigentümlichkeit.

Ich muß in fortwährender Bewegung leben, in geistiger und leiblicher. Die letztere kann ich mir selbst verschaffen, habe sie auch in Breslau gefunden und finde sie ziemlich überall. Die geistige muß mir verschafft werden, und die eben fehlt mir

in Breslau. Ich bedarf zu meinem Gedeihen Teilnahme und Anregung. Die Breslauer Verhältniſſe gewähren zu wenig. Die Zurückgezogenheit macht mich träge und endlich verſtimmt. Auch gewährt ſie mir bei Euch gar nicht einmal, was ſie ſonſt gewährt. Ich habe ſo zurückgezogen gelebt als möglich, und doch bin ich nicht vor abſichtlichen und zufälligen Kränkungen geſichert geweſen. Darum iſt es beſſer, ich wandere weiter.

Ich danke Dir für die Liebe, die Du und Deine Familie mir bewieſen haben. Dieſen Dank kann ich nicht ſchöner ausſprechen, als es meine neuen 50 Kinderlieder*) tun. Ohne Dein Haus und ohne Deine Kinder wären ſie ſchwerlich entſtanden. Nur in dieſer häuslichen Ruhe, nur durch den ſteten Blick in ein heiteres Kinderleben ward es mir möglich, mit Richter die frühere Sammlung wieder fortzuſetzen. Wenn einſt Millionen Kinder ſich daran freuen, dann haſt auch Du Deinen Anteil daran, und das iſt eben mein Dank. Ich werde dieſe heiterſten Stunden meines Dichtens zu den ſchönſten des vorigen Jahres zählen.

Über meine baldige Abreiſe wirſt Du wol weiter nichts ſagen. Still, wie ich kam, wünſche ich zu ſcheiden, das iſt für einen Verbannten und Heimatloſen das Würdigſte, ganz wie Werther: „kein Geiſtlicher hat ihn begleitet“.

Herzlich grüßt Dein

H. v. F.

*) Fünfzig neue Kinderlieder. Nach Original- und bekannten Weiſen mit Klavierbegleitung von Ernſt Richter. 1845.

41. An Ernſt Reſch in Breslau.*)

Eichberg am Bober, 19. Februar 1844.

Lieber Reſch!

Wohnung, Eſſen und Trinken iſt viel, ſehr viel, ja für die meiſten Menſchen alles, aber für mich nur ſehr wenig. Der Freund hat etwas Edleres, Beſſeres dem Freunde zu geben, ſeine Liebe. Alle Gaben der Welt können dieſe nicht erſetzen. Nur über den Mangel dieſer Liebe kann ich klagen, aber ich ſollte es eigentlich nicht, denn ich wußte, daß ein Verhältnis, das meiner Seits über zwanzig Jahre lang die innigſte Teilnahme und Anhänglichkeit bewahrte und bewies, anderer Seits längſt zu einer bloßen Ruine geworden, dran nichts Lebendiges als das Immergrün der Erinnerung. Ja, ich wußte es, ich hätte den erſten Eingebungen meines Herzens folgen und ganz für mich leben ſollen. Ich tat es nicht und habe nun reichlich dafür gebüßt. Iſt es nicht bejammernswert, daß mich der bloße Gedanke: „nicht mehr in Breslau zu ſein“ tröſten und erquicken konnte! Iſt es nicht ſchrecklich, daß ich heute vor Freude aufjauchzen kann, wenn ich ausrufe: „ich bin nicht mehr in Breslau!“ Jean Paul hat von dem Immergrün unſerer Gefühle geſchrieben; ich weiß vom Verſchießen menſchlicher Gefühle zu ſchreiben. Was einſt für mich grünte, iſt jetzt verſchoſſen, bleich und aſchgrau geworden. Es iſt, als ob ich alles,

*) Maler, Breslauer Freund Hoffmanns (1808—1864). Der Brief bezieht ſich auf H.s Verhältnis zu Karl Milde.

was ein Menſchenleben Süßes und Bitteres, Böſes und Gutes hat, ſelbſt durchleben ſoll. Gut, ich werde es, und es wird mir auch hinfort der Mut nicht fehlen, den Kampf mit dem Widerwärtigen ſiegreich durchzukämpfen. Und gehen die Freunde meiner Jugend mir alle verloren, der Freunde des Vaterlandes und der Freiheit werden immer mehr, und ſie ſind meine Freunde. Sie werden mich verteidigen und ſchützen, wenn es etwas der Art bedarf, und mit mir lachen über den kläglichen Vorwurf, daß ich nur aus Eitelkeit und um der Genußſucht willen mein Amt aufs Spiel ſetzte.

Leb wohl!

42. An Rudolf Müller in Holdorf i. Meckl.

Oranienburg, 22. Juni 1844.

Unter Vorurteilen geboren, in Vorurteilen erzogen, ſchleppen wir uns unſer ganzes Leben mit Vorurteilen herum. Es iſt Pflicht für jeden Staatsbürger, ſich frei zu machen von allen Vorurteilen, dieſen Hemmniſſen und Beſchränkungen des Staatslebens. Nur in dem Freiſein iſt ein Wirken zum Beſſeren möglich, ohne Freiheit keine Tugend. Wie weit ſind wir davon noch entfernt, wie weit! Wir müſſen mit eigenen Ohren hören, daß jemand das Vorrecht verteidigt, daß jemand die Lernfreiheit verwirft, daß jemand überhaupt noch ſagen kann: ich habe einmal meine Anſicht und laſſe mir dieſe meine Anſicht durchaus nicht nehmen, und wenn mich die ganze Welt für unklug, dumm und verrückt hält. Es iſt ein ſchönes

Ding um die Überzeugung — wenn ſie aber auf nichts als Vorurteilen ruht und ſich dann doch noch als unfehlbar hinſtellt, ſo hole ſie der Teufel! Da hört alles auf. Müßte ich glauben, daß die Welt in ihrem Tun und Treiben ſich für unverbeſſerlich und unfehlbar hielte, da wäre es doch jammerſchade, daß ich in Worten und Reimen mich und andere ſo oft aus ihrem Traumleben und ihrer Duſelei geweckt hätte.

Grüß Deine liebe Frau herzlichſt und alle Hausgenoſſen nach Rang und Würden!

Nur tot anders.

H. v. F.

43. An Rudolf Müller in Holdorf i. Meckl.

Geiſenheim, 26. Auguſt 1844.

Ich leſe nochmals Deinen Brief. Einige Zeilen betrüben mich mehr, als ſein übriger Inhalt mich erfreut. Ich ſetze die Zeilen hieher, damit Du genau weißt, was mich in dieſe Stimmung gebracht hat. „— und dabei bin ich recht böſe auf Dich, das iſt wahr, wie konnteſt Du in Mecklenburg wirken! Du konnteſt das ganze Land für Dich hinreißen, Du konnteſt der Einziggeprieſene in dieſem ſein, wie die Sachen ſtanden, wie alles für Dich ſchwärmte, wenn Du nur mit etwas mehr Würde auftrateſt und Dich hinſichtlich der Unterhaltung nur einigermaßen in die Menſchen fügteſt, aber das läßt ſich nun einmal nicht mehr ändern“ pp.

Das iſt doch wunderlich! Ihr wollt, ich ſoll mit mehr Würde auftreten, ſoll mich nur einigermaßen in die Menſchen fügen. Was heißt das, mit Würde auftreten, ſich fügen? Weiter nichts, als ſo ſein wie die meiſten Menſchen ſind: immer in den herkömmlichen Formen ſich bewegen, nie eine eigene Meinung und Anſicht ausſprechen, nie mit Wärme für ſeine Überzeugung erfüllt ſein, nie rückſichtslos, was man für Recht und Wahrheit erkannt hat, verteidigen.

Ich kam nach Mecklenburg und ward überall mit Liebe und Vertrauen aufgenommen. Ich fühlte mich dadurch heimiſch und betrachtete alle, die mir nahe traten, als Gleichgeſinnte. Ich ahndete nicht, daß dieſer und jener noch ſo ſehr am Äußern hing und in politiſcher Beziehung unentwickelt war. Kein Wunder, daß ich verletzte und verletzen mußte, daß perſönlich genommen wurde, was ich nur als Schäden und Gebrechen des deutſchen Staats- und geſelligen Lebens darſtellte, beſpöttelte und beſang.

Wie erbärmlich! Ich habe es nie mit Perſonen zu tun. Die Sache, der ich mein beſtes Sein, meine ganze Tatkraft gewidmet, iſt die große Sache der Zeit und des Vaterlandes, iſt mehr und verlangt mehr als eine Rückſicht auf Perſonen, auf Einzelweſen, ein Schonen philiſterhafter Erbärmlichkeiten und Lumpereien. Ich habe in niemandem das Edle und Beſſere verkannt oder beleidigt und ſollte es irgendwo geſchehen ſein, ſo geſchah es nur wider meinen Willen. Ich habe nicht zu tun mit dem Zenſor, mit dem Edelmann, mit dem Prieſter, wol aber mit der Zenſur, mit dem

Adel, mit dem Pfaffentume. Ich unterſcheide überall den Menſchen von ſeinem Stande und Staatsberufe, die Sache von der Perſon. Freiligrath*) hatte mich nie beleidigt. Ich haßte ihn nie, aber ich haßte in ihm ſeine Richtung und das Anlehnen an Leute, die Feinde meiner Sache ſind, und darum darf es keinen wundern, daß es von ihm in meinem Liede heißt:

Willkommen, Bruder Geibel,
Und Bruder Freiligrath!

In Mainz fanden wir uns jetzt wieder bei einem Freunde. Ich hatte eine Stunde vorher erfahren, daß er ein ganz anderer ſeit Jahr und Tag geworden ſei und es nächſtens ſogar öffentlich zeigen würde, daß er ganz zu uns gehöre. Von dem Augenblicke an waren wir die beſten Freunde. Wir ſahen uns dann ſpäter oft, in Soden, wo ich, und in Kronthal, wo er die Kur gebrauchte. Ich habe es ihm bald geſagt, daß wieder ein Lied von mir gegen ihn losgelaſſen wäre — er konnte darüber nicht weiter böſe ſein. Ließe ich es jetzt drucken, durfte er mich eines perſönlichen Angriffes anklagen.

Nun, für diesmal genug davon. Du wirſt ja doch nächſtens wieder einmal wider mich auf Deinem Gaule zu Felde ziehen, aber ich werde dann der Frachtwagen ſein, der Dir in den Weg tritt, und Du wirſt mit aller Deiner Weisheit herunterpurzeln.

Nun noch einige Erlebniſſe und Neuigkeiten!

*) Vgl. des Herausgebers Aufſatz „Hoffmann von Fallersleben und Ferdinand Freiligrath“ in der Deutſchen Rundſchau 1906 Jahrg. 33 S. 258—286.

In Soden ſchenkte mir der Schauſpieler Baiſon*) ſeines und meines Freundes Prutz**) Schauſpiele: Moritz von Sachſen und Karl von Bourbon. Vor einiger Zeit las ich den Moritz unſerem Familienkreiſe, wozu ſich auch noch einige Rüdesheimer eingefunden hatten. Das Stück machte gewaltige Wirkung. Ich las aber auch, als ob es mein eigenes Werk wäre, mit einer Begeiſterung, daß mir der Schweiß ausbrach. Ich freue mich darauf, auch Euch dieſen Genuß zu verſchaffen. Das Stück iſt nur als Manuſkript gedruckt und nur an die Bühnen verſchickt, die es aufführen wollen. Wie erfreulich, daß nun auch das Schauſpiel eine zeitgemäße Richtung einſchlägt und der Sache des Vaterlandes werden will, was die lyriſche Poeſie längſt ſchon war. Lade die Schweriner nur ein auf den Moritz, ſie müſſen ihn hören!

Es war draußen ſo freundlich, und ich ſaß im leichten Sommerrock. Nun iſt es wieder unfreundlich, und ich muß den alten Flauß anziehen — Du nimmſt es doch nicht übel, daß ich im Flauße fortfahre?

Ach, ich wollte, ich hätte nicht nötig, mich an Wind und Wetter zu kehren. Leider aber iſt mein Körper noch immer ſo reizbar, daß ich nicht ungeſtraft dem Anſtande zuliebe mich kleiden kann.

Da komme ich wieder auf Anſtand. Auch ein Lieblingskapitel in Holdorf. Ja, der Anſtand und das Übelnehmen, das ſind zwei überaus ſchöne Sachen, die ja nicht aus dem Leben eines echten deutſchen Philiſters ſchwinden dürfen! Als ich mit Vater Dreſel in Soden war, erhielten wir beide eine

*) Jean Baptiſte Baiſon (1812—1849).
**) Vgl. S. 133.

Einladung zu der Schwiegermutter seiner Tochter in Frankfurt. Diese wußte, daß es eine große feine Gesellschaft geben würde, und benachrichtigte brieflich ihren Vater: doch ja im Frack zu erscheinen. Die Sache machte mir Spaß — Du weißt, ich habe seit vielen Jahren keinen Frack mehr. Ich sagte gleich: ich kann nicht kommen — ich war nämlich schon vorher zu demselben Tage anderswo in Frankfurt eingeladen, aber der Alte mußte nun schon erscheinen, und im Frack. Ich gab ihm ein Gedicht mit über — den Anstand, das hat er denn vorgelesen, und es hat viel Vergnügen gemacht. Die alte Frau hat denn doch gemeint: ich hätte immer kommen können, ich wäre in jeder Kleidung willkommen. Wenn ich mich nun gefügt hätte, würde ich dann wol so einen schönen Erfolg erzielt haben? Der Schluß lautete:

So beherrscht auch mich der Anstand,
Und das gibt mir heute Mut,
Denn ich komm' im schwarzen Fracke,
Mit dem schwarzen runden Hut.
Und zum Überflusse trag' ich
Auch sogar Glacéhandschuh
Und so seh ich festen Blickes
Jetzt dem Spiel des Lebens zu.

Ihr seid doch wunderliche Leute! Wenn ich wäre, wie mich dieser und jener haben wollte, so wäre ich eben nicht, der ich bin, sondern ein anderer, und es fragt sich sehr, ob sich gerade noch ein anderer (wie R. M. zu H.) aus diesem anderen dann noch sonderlich viel machte.

Dienstag, den 27. August.

Wohin ich zunächst gehe, weiß ich noch nicht. Ich muß in die Schweiz. Fröbel schreibt mir, daß

erſt mit dem 6. Oktober ſeine Gefängnisſtrafe zu Ende geht. Ob ich nun dann oder vorher ihn beſuche, darüber bin ich noch unentſchloſſen. Ich warte auf gutes Wetter, wie der Schiffer auf guten Wind.

Vorläufig habe ich hier genug zu tun, und ich bin auch ziemlich fleißig. Seit vielen Jahren hat mich ein Plan beſchäftigt, der mir jetzt immer klarer geworden iſt, ſo daß ich jetzt endlich an ſeine Ausführung gegangen bin. Ich dächte, ich hätte ſchon mit Dir darüber geſprochen, es iſt eine politiſche Blumenleſe. Ich will das politiſche Wiſſen, was uns heute not tut, das zeitgemäße, zuſammenfaſſen in einer chronologiſchen Reihe von Ausſprüchen, Anſichten, Meinungen und Überzeugungen, Ergebniſſen der Erfahrung und des Nachdenkens von Männern in den verſchiedenartigſten Verhältniſſen ſeit 1740 bis heute. Ich will den Fortſchritt in der Entwicklung des Staatslebens beweiſen; ich will den Weg zum Wahren, Guten und Rechten zeigen und die Geſinnung dafür kräftigen.

Das Buch *muß* wirken. Vetter Michel hat einen gewaltigen Reſpekt vor Autoritäten. Es darf etwas noch ſo wahr und richtig ſein, er betrachtet es mit Schüchternheit, wenn es nicht aus dem Munde eines hochgeſtellten oder anerkannt gelehrten Mannes kommt; der Reſpekt wächſt, wenn der Mann längſt tot iſt, ihm alſo kein Ehrgeiz, kein Eigennutz in der heutigen Welt zugeſchrieben werden kann.

Das Buch wird mir viel zu ſchaffen machen. Was ich dazu brauche, iſt ſehr zerſtreut, ich muß es an vielen Orten zuſammenſuchen. Das Ganze iſt eine Aufgabe für die nächſten Jahre.

44. An Ferdinand Freiligrath in Brüſſel.

Geiſenheim, 1. Dezember 1844.

Lieber Freund!

Schon in Rom erfuhr ich, daß Deine Zeitgedichte*) erſchienen ſeien. Meine Bekannten wunderten ſich, ich nicht. Ich hätte ja das mir zugedachte Exemplar ſchon mit auf die Reiſe nehmen können, es war das erſte gebundene. Als ich in Zürich war, Mitte Oktobers, ging der Lärm los. Dein Buch mußte gewaltiges Aufſehen machen, da man auf jeder Seite darüber verwundert und überraſcht war. Mich freut, daß die Preſſe ſich im ganzen gut benahm. Der Rheiniſche Beobachter iſt vielleicht das einzige Blatt geweſen, welches Deine Geſinnung angegriffen und verdächtigt hat. Aber darüber wollen wir uns tröſten. Wenn behauptet wird: ſo lange jemand eine Penſion bezog, war er ein bedeutendes poetiſches Talent, und nachdem er die Penſion aufgibt, iſt er weder ein Talent noch ein ſelbſtändiger Charakter — ſo müſſen wir uns freuen, daß unſere Feinde ſo lächerlich und abgeſchmackt ſind. Dein Buch hat ſeine Früchte getragen und wird noch mehr tragen.

Ob Deine Perſon in Preußen gefährdet iſt, kann ich vorläufig nicht berichten. Ich bin ſchon ſeit einem halben Jahre dem Norden fern und weiß nicht, wie weit der Polizeiſtaat vorgeſchritten iſt. Ich würde mir in Deiner Lage jedenfalls ſicheres Geleit verſchaffen. Sobald ich etwas Näheres höre, melde ich es Dir. Übrigens glaube ich, daß Du unangefochten in allen ſonſtigen Bundesſtaaten

*) Ein Glaubensbekenntnis. Zeitgedichte von F. Freiligrath. 1844.

leben kannſt, und ich wünſche, daß Du Dich in künftigem Jahre zur Heimkehr entſchließeſt. Du wirſt bald ſelbſt einſehen, daß ſich vom Auslande aus gar nicht wirken läßt. Ebendarum mag ich nicht einmal einen uitstap nach den Niederlanden machen. Ich will die Leiden und Freuden meines Vaterlandes teilen, ſo lange als ſich meine perſönliche Sicherheit behaupten läßt.

So weit hatte ich geſchrieben und konnte nicht weiter: der Kopf war mir ganz eingenommen, ich fühlte mich an allen Gliedern gelähmt. Ein ſtarkes Schnupfenfieber war in vollem Anmarſch. Das Schlimmſte habe ich hoffentlich überſtanden. Es iſt heute nun der 4. Dezember, und ich will den begonnenen Brief ſuchen zu vollenden.

Wir haben heute ſeit langer Zeit den erſten heiteren Wintertag, reinen Himmel, Sonnenſchein, nur 3 Grad Kälte. Der Rhein mit ſeinen drübigen Bergen zeigt ſich gar prächtig. Es ſieht ſich gar luſtig an. Ich bin um Mittag draußen geweſen und habe in der ſchönen Ausſicht das Frankfurter Journal geleſen und im Garten die letzten Blumen zu einem Sträußchen gewunden. Jetzt ſitze ich daheim und freue mich, daß ich wieder einigermaßen lebe. Auch freut mich, daß es im Vaterlande rings umher ziemlich lebendig iſt. Das geharniſchte Sendſchreiben des katholiſchen Prieſters Johannes Ronge*) an den Biſchof Arnoldi zu Trier wegen des ungenähten Rocks bewegt alle Köpfe und Herzen. Auch wir ſind tätig und bereiten eine Dankadreſſe vor. Wie hübſch, wenn etwas der Art auch in Brüſſel

*) Begründer der Sekte der Deutſchkatholiken (1813—1887).

geſchähe! Die Université libre und die Freimaurer dürften nur aufmerkſam gemacht werden. Verſuch's! Ich habe eben in die Schweiz geſchrieben, daß man auch von dort aus ſich für Ronge vernehmen läßt. Was könnte jetzt auch für uns Belgien ſein, wenn es nicht ſo verflucht pfäffiſch wäre! Ich habe gar keine Freude mehr an dem Lande, das ich einſt ſo lieb hatte. Ich habe meine Studien für ſeine Sprache und Litteratur mit dem 7. Teile der Horae belgicae wol aufgegeben und werde alle meine niederländiſchen Werke, Sammlungen und Pergament- und Papierhandſchriften verkaufen. Ich ſtehe mit der Berliner Bibliothek ſeit Jahr und Tag in Unterhandlung.

Oken*) meinte neulich, es ſei doch hübſch, wenn ich wieder eine Profeſſur annähme; eine regelmäßige Tätigkeit mit einem beſtimmten Wirkungskreiſe, eine geſicherte Lage pp. müſſe mir doch wünſchenswert ſein, Belgien oder die Schweiz dürfte dazu Gelegenheit geben. Ich antwortete ihm: ich teile die Freuden und Leiden meines Vaterlandes und werde es gerade jetzt nie verlaſſen, wenn ich nicht vertrieben werde. Es iſt eigen, daß ſich Leute, die man doch gar nicht zu den Philiſtern rechnen mag, gar nicht denken können, daß man nichts ſein will und mag! Das Streben in Deutſchland, auch äußerlich etwas zu ſein, hat ſchon manchen edlen Menſchen verdorben, manches Talent gemeinen Zwecken hingeopfert und richtet täglich noch Unheil an. Ein Volk von unabhängigen Menſchen müßte

*) Den Naturforſcher Lorenz Oken in Zürich (1779—1851) kannte Hoffmann bereits ſeit einem Beſuche in Jena 1818.

Gewaltiges wirken, aber unſer Volk von geiſtreichen, gelehrten und wohlhabenden Bedienten — es iſt ein Jammer! Jeder tüchtige Menſch ſollte ſich ſchämen, dieſer deutſchen Nationalität zu huldigen. Ich freue mich, daß Du weißt, daß Deine Hand ebenſogut Gedichte ſchreiben kann als Rechnungen und Handlungsbriefe, und daß Dich dies Bewußtſein mehr adelt als ein Orden pour le mérite Friedensklaſſe, wovor wir beide ſicher ſind. Deiner lieben Frau meine herzlichſten Grüße.

H. v. F.

45. An Friedrich Zarncke in Leipzig.

Holdorf, 25. November 1845.

Ich muß annehmen, daß mir durch Engelmann*) mehrere Briefe verloren gegangen ſind, wenigſtens einer, auf den ſich Philipp Nathuſius beruft, den ich aber nicht empfangen habe. Die Leipziger Buchhändler haben ſo viel um die Ohren, daß ſie ſich um Freundſchaftsdienſte nicht bekümmern können, weil die nichts einbringen. Schade, daß ich nicht ſelbſt nach Leipzig gekommen bin. Aber wie darf es unſer eins wagen, jetzt zu kommen. Nach den Leipziger Ereigniſſen**) habe ich meine Reiſe dahin ſofort aufgegeben. Ich war darüber — und bin es noch — ſo empört, daß ich oft ernſtlich an Texas gedacht habe. Unſer armes unglückſeliges Vaterland! Wir ſind zum

*) Der Leipziger Buchhändler Wilhelm Engelmann (1808—1878), Verleger mehrerer Werke Hoffmanns.

**) Die Unruhen des Auguſt 1845, die ſich gegen den Prinzen Johann richteten und dieſen zur Flucht aus Leipzig zwangen.

Dulden und Schweigen verdammt und ſollen bei lebendigem Leibe verfaulen. Ein Deutſcher muß einen Straußenmagen haben, um dieſe harte, ſteinharte Zeit zu verdauen.

Hin und wieder ein Hoffnungſtern, aber was will das heißen? Gott beſſere es!

Behalten Sie lieb Ihren

H. v. F.

46. An Robert Prutz in Berlin.*)

Althaldensleben, 24. Juli 1846.

Seit ſechs Wochen lebe ich hier auf dem friedlichen und freundlichen Ritterſitze meines Freundes Philipp Nathuſius. Ich bin ziemlich fleißig geweſen; ich habe einiges vollendet, anderes weiter geführt. Philipps Bibliothek iſt ſehr bedeutend und gewährt unſer einem die mannigfaltigſten und ausreichendſten Hülfsmittel. Die erſte Frucht meines hieſigen Aufenthalts iſt das Verzeichnis meiner Bibliothek, deſſen Druck binnen 14 Tagen vollendet iſt. Alle meine Handſchriften und ſonſtigen litterariſchen Schätze biete ich nun der Welt für 2000 Tlr. an.

Freiligraths Überſiedelung nach London iſt mir in einer Hinſicht lieb. Wenn ich ihn nun einmal beſuche, ſo lerne ich England kennen. Ich denke, künftiges Jahr, etwa im September, einen Abſtecher dahin zu machen und dann den Verkauf meiner Bibliothek ſelbſt zu betreiben, da ich auf Deutſchland wol nicht rechnen darf. Von London gehe ich dann ein bißchen nach New York und von da nach

*) Litterarhiſtoriker und politiſcher Dichter der vierziger Jahre (1816—1872).

Teras,*) um einmal zu ſehen, wie es ſich ohne Polizei und Zenſur lebt und ſchreibt.

Haben Sie ſich Hillebrands dritten Teil ſeiner deutſchen Nationallitteratur angeſehen? Wir kommen alle ſchlecht weg — das ließ ſich erwarten. Das Buch hat eine ſehr gefährliche Seite: Hillebrand ſpielt den Unparteiiſchen, und ſo etwas findet Anklang bei Micheln.

Als ich dieſen Winter meine Bibliothek ordnete, fand ich unter meinen vielen Papieren einiges für Sie — ich lege es bei, vielleicht iſt Ihnen etwas daraus willkommen.

47. An Rudolf Müller in Holdorf i. Meckl.

An der Ruhr, 25. September 1846.

Im Herzogtum Sachſen geriet ich in die religiöſen Bewegungen hinein, im Bielefeldſchen war ich nun mitten in den ſozialiſtiſchen und kommuniſtiſchen. Jene konnten mich nicht weiter reizen, ich blieb ihnen ſo fern, wie ich es von jeher war. Dieſe hingegen ergreifen mich immer wieder von neuem, ich habe längſt ihre Bedeutung erkannt und ſehe darin eine weltbewegende Idee. Die weſtfäliſchen Kommuniſten wollen wie die franzöſiſchen und ſchweizeriſchen das Glück aller als letzten Zweck, alſo freie Entwickelung des Menſchentums und Berechtigung zu gleichem Anteil an Genuß. Ein eigentliches Syſtem liegt ihren Beſtrebungen nicht zum Grunde. Über die Mittel ſind ſie ſich nicht einig, ſie ſehen aber alle in der Auf-

*) Alle dieſe Pläne ſind nicht zur Ausführung gekommen.

hebung des Privateigentums, in Gleichheit des Unterrichts und dem Gebrauche der Preßfreiheit ein Hauptmittel zur Erreichung ihrer Zwecke. Wenn diese drei Dinge erreicht sind, meinen sie, würde sich alles andere von selbst finden; sie rechnen dabei auf die menschliche Natur, die ihr inwohnenden verschiedenen Neigungen und das Bedürfnis, tätig zu sein. Ihre Teilnahme betätigen sie jetzt hauptsächlich dadurch, daß sie über diese allgemeinen Ideen sprechen und streiten, unter sich und mit ihren Feinden, das Volk für diese Ansichten empfänglich, überhaupt bildungsfähig machen und durch freiwilligen Unterricht wirken, ferner diejenigen Blätter halten und lesen, welche sich als Organe dieser Richtung aufgeworfen haben.

Ob sich jemals ein so schöner Traum verwirklichen läßt — — Ich bleibe lieber bei dem Erreichbaren stehen und halte es für menschenfreundlicher, etwas Gutes zu *tun* als nur ewig und allein zu *denken* (diese deutscheste Eigentümlichkeit!), daß und wie man das Einzig-Beste tun wolle, und daß alles nichts sei, wenn es nicht dies Einzig-Beste sei. Da die Kommunisten den ganzen status quo, jede Form, unter der die jetzige Gesellschaft lebt, verwerfen, so befürchte ich, können sie leicht auch uns in unserm Fortschrittsstreben feindselig entgegentreten, wenn sie bei ihren allgemeinen Ideen sich bloß auf die Theorie beschränken. Doch werden auch sie wol, wie am Ende *jede* Partei, zu der Einsicht gelangen, daß gewisse Dinge von allen Parteien zugleich erst erstrebt werden müssen, wenn jede Partei (also auch die sozialistische) erfolgreich für ihre Zwecke wirken will.

Eine gewaltige Bewegung iſt in unſerm Vaterlande; das iſt nicht zu verkennen. Aber wann und ob ſich dieſe mannigfaltigen Strömungen und Brandungen je in Ein Bette leiten laſſen, daß daraus ein großer wohltätiger Strom wird? Es fehlt uns nur Hunger und Peſt, und die Welt hat ihren Schwerpunkt verloren, und alles geht drunter und drüber, und kein preußiſcher Gendarm kann helfen. Ich hoffe bis dahin meinen Mut und meine gute Laune zu behalten und werde es machen wie jener, der auf der Donau mit einem Floße ſcheiterte. Als er mit den übrigen ſank, nahm er ganz höflich den Hut ab und rief den am Ufer Stehenden zu: Meine Herren, ich habe die Ehre, mich Ihnen ganz gehorſamſt zu empfehlen!

48. An Bettina von Arnim in Berlin.

Geiſenheim, 25. November 1846.

Verehrte Freundin!

Daß Sie mir ein ſo treues liebevolles Andenken bewahren, hat mich gefreut und gerührt, und ich würde Ihnen dafür den herzlichſten Dank ſagen, wenn ich mich nicht ſcheuen müßte, in Ihnen den Gedanken zu erwecken, als ſähe ich das Ihrer Natur Gemäße als eine außergewöhnliche Erſcheinung an. Noch einmal alſo nur: es hat mich gefreut und gerührt, daß Sie meiner gedenken. Leider gehört es zu den ſeltenen erquicklichen Erſcheinungen unſerer Zeit, daß ein Allerhöchſt-Mißliebiger ſich alter freundſchaftlicher Beziehungen geheim und öffentlich rühmen darf. Ich habe in Breslau Erfahrungen gemacht, die ſo eigentlich ins

Aſchgrau gehen: Leute, mit denen ich 20 Jahre freundſchaftlichſt verkehrte, kannten mich kaum, als ich abgeſetzt war, den beſten Freunden war ich zuletzt unbequem, und als ich endlich die Feigheit und Erbärmlichkeit der Menſchen bei meinem letzten Aufenthalte nicht mehr ertragen wollte und abzog, hätte ich nicht mehr in die Zeitung rücken laſſen können, was ich bei meinem erſten Abgange (Faſtnacht 1843) getan hatte: „Feinden und Freunden ein herzliches Lebewohl!“

Meine Bibliothek macht mir jetzt beinahe ſo viel Mühe, ſie los zu werden, als früher, ſie zuſammen zu bringen. Damit Sie Sich davon überzeugen, ſo will ich Ihnen ganz kurz erzählen, wie es mir damit ergangen iſt.

Den 23. Februar 1844 kam ich nach Berlin in der Abſicht, meine Handſchriften der Königlichen Bibliothek zu verkaufen. Auf dem Grimmſchen Geburtstagsfeſte traf ich Pertz*) und ſetzte ihn von meinem Vorhaben in Kenntnis. Den folgenden Tag (den 25. Februar) teilte ich den Grimms meine Kataloge mit: ſie fanden die Sammlung bedeutend genug und meine Forderungen billig und wollten es ihrerſeits nicht an Empfehlungen fehlen laſſen. Wir aßen bei Wilhelm Grimm zu Mittag, ich begleitete Sie durch den Tiergarten bis vor Ihre Wohnung, und wenn ich mich recht erinnere, ſprach ich unterwegs auch von dieſer Angelegenheit. Den folgenden Morgen wurde ich aus Berlin gewieſen. Ich konnte nun nicht mehr den Verkauf der Handſchriften perſönlich betreiben, eilte auf die Königliche

*) Oberbibliothekar Georg Heinrich Pertz in Berlin (1795—1876).

Bibliothek zu Pertz und zeigte ihm an, daß ihm meine Handschriften ausgeliefert werden würden. Mehr konnte ich nicht tun — ich glaubte die Sache in den besten Händen. Im Sommer darauf lebte ich im Rheingau, später in Italien und zu Anfange des Winters in der Schweiz. Meine Bücher standen unterdessen in Breslau, und die Handschriften lagen ruhig auf der Berliner Bibliothek. Mitte Dezembers traf ich in Leipzig ein. Acht Tage nachher lud mich Pertz nach Berlin ein. Ich war dann vier Stunden dort. Wir kamen mit einander überein: Pertz wollte bei Sr. Majestät einen Antrag machen auf 1700 Tlr. für meine Handschriften und niederländischen Bücher. Ich wartete nun ruhig im Mecklenburgischen den Ausgang ab. Um Ostern 45 erhielt ich dann eine Antwort. Der Oberbibliothekar Geheime Rat Pertz schrieb mir, Se. Majestät habe den Antrag nicht genehmigt, er biete mir nun aber 1000 Tlr. aus den Bibliothekfonds. Ich dankte ihm verbindlichst für sein gütiges Anerbieten und bat, die Handschriften einem Freunde, der bereits von mir zur Entgegennahme bevollmächtigt war, zu überantworten. Damit endigte die ganze Geschichte.

Ihren Vorschlag in Betreff meiner Bibliothek, wie Sie ihn jetzt an Philipp mitgeteilt haben, kann ich nur billigen und wünsche ihm den gedeihlichsten Erfolg.

Leben Sie nun recht wohl, und senden Sie dahin, wo doch gewiß Ihre Gedanken dann und wann gern weilen, nach dem zauberisch lieblichen Rheingau, einige Zeilen Ihrem

H. v. F.

49. An Ferdinand Freiligrath in London.

Geiſenheim, 29. November 1846.

Lieber Freiligrath!

„Fortſetzung folgt“ dachte ich mir, als ich Dich ſcheiden ſah. Aber leider läßt die Fortſetzung lange auf ſich warten oder kommt am Ende — nie. Wäre unſer Leben in Kronthal und in Soden wie ein ſchlechtes Buch geweſen, das Schickſal hätte gewiß längſt eine Fortſetzung zum Beſten gegeben, das Schlechte läßt nie lange auf ſich warten.

Ich las dieſer Tage Joh. Weitzels Rheinreiſe und darin: „In dem Menſchen iſt nichts ewig als der Schmerz. Er wird mit dem Wunſche geboren, begleitet den Beſitz und überlebt den Verluſt.“ Und das fühle ich und fühlte ich oft — mein Leben iſt ein ewiges Abſchiednehmen. Ich ſchwimme am Strande umher; eine Welle wirft mich dann wol an ein blumiges Ufer, und ich habe kaum Zeit, mich daran zu freuen und zu laben, ſo kommt eine andere Welle und wirft mich ſchadenfroh wieder in die Brandung zurück.

Ich hatte Dir mal nach Brüſſel geſchrieben. Der Brief iſt wol nie in Deine Hände gekommen. Ich weiß nur noch, daß ich mich freute über ein Wort, das Du nach Mainz geſchrieben haben ſollteſt: „Ich kann immer wieder Kaufmann werden, das habe ich gelernt.“

Ich kann leider weiter nichts mehr werden: mein Leben war abgeſchloſſen, als ich den unglückſeligen Gelehrten-Beruf wählte, einen Beruf, der auch ohne politiſche Mißliebigkeit und Verfolgung

mich nicht einmal ſo weit brachte, daß ich mir einen eigenen Herd gründen und eine heitere Zukunft hoffen konnte. Das deutſche Gelehrtentum iſt ſelbſt unter günſtigen Verhältniſſen nur immer ein glänzendes Elend, reich an Hoffnungen, noch reicher an Entbehrungen und Bedürfniſſen aller Art. Ich ſtieg zu der höchſten Höhe, die ein deutſcher Gelehrter erreichen kann, ich war Profeſſor ordinarius und fiel wieder herab und wurde nur glücklicher dadurch, nachdem ich Amt und Gehalt verloren hatte. Nun lebe ich freilich frei von amtlichen Beziehungen, von jedem Staatszwange, aber bin abhängig geworden von der Güte meiner Freunde, denn auf eigene Hand vermag ich nicht zu leben. Ob ich mich wieder emanzipieren werde und dabei dann ebenſo ſorgenfrei wie jetzt leben kann, ich weiß es wahrlich nicht. Mit Schriftſtellerei bringe ich es nicht zu Wege. Ein Kapital von 10000 Tlr. wäre dazu nötig, das mir im beſten Falle 500 Tlr. abwürfe, und das läßt ſich von unſer einem in Deutſchland ſchwer erwerben. Meine Bibliothek habe ich zu 2000 Tlr. ausgeboten. Wenn mir aber auch dieſe Summe zukommt, ſo fehlt mir aber an den 10000 Tlr. noch ſehr viel. Da bin ich nun eben dieſen Augenblick auf einen Gedanken gekommen, der mir ein unabhängiges Daſein gründen kann. Ich will nach New-York gehen und den dortigen Deutſchen öffentliche Vorleſungen über deutſche Litteratur bis auf die neueſte Zeit halten. Ich brauche dazu nur meine alten Hefte fortzuſetzen und zu ergänzen und werde dann Belege ſammeln und die neueſten Hülfsmittel durchſtudieren. Das kann in den nächſten drei Viertel-

jahren geſchehen. Dann will ich den Winter 47 in Frankfurt meine Weisheit auskramen. Dadurch hoffe ich ſo viel Geld einzunehmen, daß ich meinen Plan weiter zu verfolgen im ſtande bin. Ich lerne unterdeſſen Engliſch, halte mich zwei Sommermonate 48 in London auf, um mich in der Sprache zu vervollkommnen, und gehe nach New-York.

Wie gefällt Dir dieſer Lebens- und Reiſeplan? Ich hörte gern Deine ausführliche unumwundene Meinung darüber!

Sollte ich bis dahin meine Bibliothek noch nicht verkauft haben, ſo würde ich perſönlich in London den Verkauf betreiben, und Du könnteſt mir dann durch Deine ausgebreiteten Bekanntſchaften mit den Lords des Landes wichtige Dienſte leiſten.

Haſt Du den Katalog meiner Bibliothek ſchon zu Geſicht bekommen? Er iſt dieſen Sommer erſchienen: Bibliotheca Hoffmanni Fallerslebensis, Leipzig 1846. 8°. Ich habe hier einige Exemplare und kann Dir eins ſchicken, wenn Du mir nur den Weg angeben willſt, auf welchem es am beſten an Dich gelangen kann. Schücking*) habe ich gebeten, Dir vorläufig eine Anzeige aus der Kölner Zeitung mitzuteilen.

Nun noch einiges über meine Irrfahrten, ſeit wir uns nicht mehr geſehen haben. Ende Auguſts 44 ging ich mit dem Grafſchaftsbeſitzer Tenge (Schwiegervater von Karl Dreſel) nach Italien. Ich ging über den Splügen nach Mailand, von da an der Küſte

*) Levin Schücking (1814—1883), damals Redakteur der Kölniſchen Zeitung.

entlang: Genua, Livorno, Civitavecchia nach Rom. Den 1. Oktober trafen wir in Florenz ein und kehrten an den Apenninen entlang über Piſa nach Livorno, Genua und Mailand zurück. Ich blieb dann den Vorwinter in Zürich, war ſpäter im Badenſchen und im Rheingau und zu Weihnachten wieder in Mecklenburg. Im Sommer 45 beſuchte ich Hamburg und das Nordſeebad Cuxhaven. Meine Freunde lockten mich ins Land Hadeln, ich war ganz vergnügt dort drittehalb Wochen und wurde dann von der hannöverſchen Regierung ausgewieſen. Ich beſuchte das Itzehoer Sängerfeſt und blieb wieder einige Zeit in Hamburg. Darauf machte ich eine Reiſe durch Schleswig und Holſtein. Zu Anfang des Jahres 46 holte ich meine Bibliothek aus der Nähe Berlins, beſuchte Glaßbrenner*) in Neuſtrelitz und einige Freunde im öſtlichen Mecklenburg und blieb dann bis zum Mai in Holdorf. Den 6. Mai ging ich nach Hamburg, beſuchte meine Hadeler Freunde in Cuxhaven und reiſte mit ihnen nach Mecklenburg. Seit dem 16. Juni war ich in Althaldensleben bei Philipp Nathuſius, ſeit dem 25. Juli bei ſeinem Bruder Wilhelm in Königsborn. Ich ging dann in der Mitte Auguſts über Leipzig nach Braunſchweig. Hier ſah ich meine beiden Schweſtern und ihre Kinder; ich hatte ſie dahin beſcheiden müſſen, weil ich das Hannöverſche, worin ſie wohnen, nicht berühren darf. In Holzminden war ich bei meinen alten Univerſitäts-

*) Adolf Glaßbrenner (1810—1876), humoriſtiſcher Schriftſteller, der ſeine Satire in den Dienſt der demokratiſchen Bewegung in Mecklenburg ſtellte.

freunden Steinacker*), (Präſident der braunſchweigiſchen Kammer) und Dauber**). Darauf lebte ich drei Wochen im Lippiſchen, drei Wochen an der Ruhr und drei auf Haus Roland bei Düſſeldorf. Seit dem 2. November bin ich wieder in meinem geliebten Geiſenheim bei Karl Dreſel, der Dich mit den Deinigen herzlich grüßt. In Hallgarten beſuchte ich neulich Vater Itzſtein***). Er hat mich zu ſich nach Mannheim eingeladen. So werde ich denn wol den Winter nicht nach Mecklenburg, wo ich jetzt Bürgerrecht beſitze (ich habe nämlich die Ehre, nicht mehr Preuße zu ſein), wandern.

Leb nun recht wohl und grüße Deine liebe Frau herzlichſt von Deinem

H. v. F.

50. An Friedrich Zarncke in Berlin.

Holdorf, 3. Februar 1848.

In der erſten Zeit meines dichteriſchen Auftretens (1821) haſchte ich nach jeder öffentlichen Äußerung, ohne mich jedoch weiter dadurch beſtimmen zu laſſen. Das zeigt die Sammlung meiner Gedichte vom Jahre 1827. Da ich mich nie um die Jour-

*) Karl Steinacker (1801 — 1847), Führer der liberalen Oppoſition im braunſchweigſchen Landtage.

**) Ludwig Dauber (1798—1885), Gymnaſialdirektor und Schulrat.

***) Adam von Itzſtein (1775—1855), Haupt der badiſchen Liberalen, Freund Hoffmanns, der ihn oft in Mannheim und auf ſeinem Gute Hallgarten im Rheingau beſuchte.

naliſtik kümmerte und früh ſchon eine amtliche Stellung einnahm, ſo war das ſchon Anlaß genug für die Tagesſchriftſteller, mich als einen Unzünftigen ſchlecht zu machen und bei jeder Gelegenheit zu necken und zu zauſen. Trotzdem hatte ſich nach und nach die Journaliſtik zur Anerkennung bequemt und ließ ſich im Jahre 1834, als meine Gedichte in einer neuen zweiteiligen Sammlung erſchienen, zu einer Beſprechung und Würdigung herab und beehrte mich ſogar hie und da mit Lob.

Meine ganze Poeſie mußte damals und muß auch noch jetzt den Leuten wunderlich erſcheinen. Sie iſt reine Lyrik und dazu rein deutſche und will auch weiter nichts ſein, unzertrennlich vom Geſang; ſie hat ſich allen Beziehungen auf das Ausland und das klaſſiſche Altertum von jeher fern gehalten und verſchmäht allen rhetoriſchen Prunk und allen ſententiöſen Wortſchwall; ſie knüpft hiſtoriſch da an, wo die alte Volkspoeſie in ihrer Blüte war (16. Jahrhundert). Meine Poeſie in ihrer ganzen Eigentümlichkeit hat noch niemand zum Gegenſtande beſonderer Betrachtung gemacht, und daran iſt auch wol lange nicht zu denken. Vilmar*) wäre vielleicht am beſten dazu geeignet, wenn ihn nicht ſeine politiſche und religiöſe Richtung zu befangen machte. Einige Rezenſenten und Kritiker der neueren Zeit waren auf der rechten Fährte, lenkten aber da ab, wo ſie weiter gehen ſollten, Roſenkranz*) und Hillebrand*) z. B. hätten leicht etwas Beſſeres, Treffenderes ſagen können, andere ließen ſich durch politiſche Anſichten gänzlich verblenden.

*) Bekannte Litterarhiſtoriker der damaligen Zeit.

51. An Ludwig Erk in Berlin.

Holdorf, 22. Februar 1848.

In Ihrem Briefe ſprechen Sie Sich deutlicher aus über das Werk, das wir gemeinſchaftlich herausgeben ſollen. Sie nennen es ein „Liederbuch für das deutſche Volk". Wunderbar, daß ich mich ſeit Jahren mit derſelben Idee herumgetragen habe, nie aber Gelegenheit fand, ſie in Ausführung zu bringen, weil ich den muſikaliſchen Teil doch immer anderen hätte überlaſſen müſſen. Ihr Vorſchlag iſt mir nun doppelt angenehm, ich weiß jetzt ſchon näher, was Sie beabſichtigen, und ich kann dafür viel tun, weil ich ſo ziemlich die Leiſtungen der neueren Zeit kenne. „Fürs deutſche Volk", das müſſen wir feſthalten und die Rückſicht auf das Studentenleben und ſonſtige Kreiſe der Geſellſchaft fahren laſſen. Dann bleibt uns ein großes Gebiet, und wir brauchen dem Titel zuliebe nicht manches aufzunehmen, was ſonſt nicht abgewieſen werden konnte. 300 bis 400 Nummern genügen. Die Einteilung wird ſich wol von ſelbſt ergeben: Vaterland, geſelliges Leben, Wandern, Liebe, Freundſchaft. Die Quellen müßten überall angegeben werden, aber zu freigebig mit unſern Forſchungen dürften wir doch wol nicht ſein? Es iſt merkwürdig, was die Maſſe einen Schauder vor aller Gelehrſamkeit, ſelbſt vor dem Scheine derſelben hat. Schreiben Sie mir ſchnell Ihre Anſicht, ich will Ihnen dann meine Bemerkungen dazu und, was mir in dieſen Tagen darüber einfällt, mitteilen.

Ich will nun gleich daran gehen und 400 Lieder zuſammenſuchen, die ich für aufnehmbar halte.

Sind wir dann über mehrere nicht einig (das wird gewiß sein, weil oft gute Lieder schlechte Melodien und schlechte Lieder mitunter sehr gute Melodien haben!), so fehlt es uns ja nicht an Stoff, die ausgefallenen gut zu ergänzen.

52. An Friedrich Zarncke in Zahrenstorf i. Meckl.

Holdorf, 24. März 1848.

Kommen Sie, lieber Freund, morgen, wenn es Ihnen irgend möglich ist, — ich habe Ihnen vieles mitzuteilen, manches wartet schon seit drei Wochen auf Sie.

Es ist schmerzlich, daß ich jetzt nicht mitkämpfen kann — aber mein ganzes Leben war ja ein Kampf gegen allerlei Niederträchtigkeit, Lug und Trug, und damit will ich mich denn vorläufig trösten.

Leben Sie wohl!

H. v. F.

53. An Rudolf Müller in Holdorf i. Meckl.

Berlin, 22. Juni 1848.

Über meine Angelegenheit habe ich erfahren, daß der Justizminister erklärt hat, meiner Anstellung stehe nichts entgegen, ferner daß die Breslauer Fakultät zur schleunigsten Begutachtung in Bezug darauf aufgefordert ist, und daß die ersparten und erledigten Gelder nur so weit verteilt sind, daß das Gehalt eines Professors der deutschen Sprache und Litteratur gerettet ist. Ich kann unter den jetzigen

Verhältniſſen kaum etwas tun. Der Weg der Interpellation wird doch am Ende notwendig, und dazu finde ich denn wol teilnehmende Seelen.

Sonntag, 25. Juni 1848.

Erſt ſeit geſtern abend ſcheint man etwas Gewiſſes über das neue Miniſterium zu wiſſen. Die heutige Voſſiſche Zeitung wiederholt, was man geſtern darüber ſprach.

Die ewige Lampe von geſtern abend hat nur Einen Witz gebracht, der iſt aber wirklich gut. „Mit der Bildung unſres neuen Miniſteriums geht es wie mit der Kochkunſt; wer die Zubereitung in der Nähe ſieht, verliert den Appetit.“

Die Nationalverſammlung, die bis morgen vertagt iſt, wird nun wol wieder beginnen. Die Ausſchüſſe waren bis jetzt ununterbrochen tätig. In dem einen wurde geſtern mit großer Mehrheit beſchloſſen: Aufhebung des Adels. Es fragt ſich, ob die Nationalverſammlung dieſen in ſeinen Folgen ſo unberechenbaren Beſchluß annehmen wird. Es ſcheint nicht.

Die Feigheit herrſchet, die Hinterliſt
Bei dem feigen Menſchengeſchlechte!

54. An Rudolf Müller in Holdorf i. Meckl.

Bothfeld bei Hannover, 20. Juli 1848.

Ich ſehne mich ſehr nach Dir, obſchon es mir ſehr gut geht. Ich habe niemanden, gegen den ich mich ſo ganz ausſprechen kann. Selbſt meine Anverwandten ſind mir durch die lange Reihe von Jahren, wo wir uns nicht ſahen und nicht ſehen

durften, fremd geworden; ſie wiſſen zu wenig von mir und von der Weltgeſchichte. Bei dem philiſterhaften Weſen der Hannoveraner und dem engen Geſichtskreiſe, worin ſie zu ſehen gewohnt ſind, läßt ſich ſelbſt von den Aufgeklärten wenig erwarten. Der Kronprinz iſt blind, der König kann nur wenig ſehen, und das Volk will nichts ſehen, und Stüve*) macht alles noch vollends blind. Und dieſe Leute ſprechen von Mecklenburg, als ob wir Gott weiß wie weit zurück wären. Ich habe ſie aber gehörig bedient!

Geſtern hat der König in der Herrenhauſer Allee große Parade gehalten: die Infanterie hatte weiße Roßſchweife auf die Helme bekommen. Das iſt das großartigſte Ereignis dieſer Woche!

55. An Bettina von Arnim in Berlin.

Holdorf, 23. Auguſt 1848.

Verehrte Freundin!

Bei meinem letzten kurzen Aufenthalte in Berlin — ich war nur anderthalb Tage dort — war es mir nicht möglich, Sie zu beſuchen. Endlich hoffte ich über meine Anſtellung genügende Auskunft zu erhalten. Umſonſt. Ich hatte mich von Breslau aus den 15. April an das Staatsminiſterium gewendet. Leider aber ſcheint man die Amneſtie vom 20. März — gewiß ganz gegen den Willen des Königs — nicht auf mich anwenden zu wollen.

*) Der hannoverſche Staatsmann Johann Karl Bertram Stüve (1798—1872), der kurz nach dem 18. März 1848 Miniſter des Innern geworden war.

Das Bornemannſche*) Miniſterium ſoll eine für mich höchſt ungünſtige Erklärung gegeben haben. Das iſt mir völlig unbegreiflich. 1. konnte ich nach den Karlsbader Beſchlüſſen gar nicht weiter belangt werden, denn wenn jemand etwas mit Bundeszenſur hat drucken laſſen (und die unpolitiſchen Lieder waren mit holſteiniſcher Zenſur gedruckt!), ſo iſt er nachher gar nicht mehr dafür verantwortlich. 2. konnte ich als Profeſſor ordinarius nur vom Staatsrate und vom Könige ſelbſt, nicht aber, wie es geſchehen iſt, auf Disziplinarwege vom Staatsminiſterium abgeſetzt werden. Das Kultusminiſterium ſcheint jedoch mildere Geſinnungen zu hegen und die Amneſtie anerkennen zu wollen, nur will es mich nicht wieder anſtellen. Unter der Hand hat man dem Grafen Reichenbach**) zu verſtehen gegeben, man wolle mir meinen ehemaligen Gehalt als Wartegeld geben. Jetzt warte ich und warte immerzu, bald ſind fünf Monate vergangen. Da Sie nun viele Leute kennen, ſo kennen Sie auch wol jemanden, der, ohne eben ein Staatsverbrechen zu begehen, Ihnen mitteilt, was man denn eigentlich mit mir vor hat. Sie würden mich ſehr erfreuen, wenn Sie mir irgend eine beſtimmte Nachricht mitteilten, damit ich endlich aus dieſer peinigenden Ungewißheit herauskomme. Daß man mich nicht nach Breslau haben wollte, finde

*) Der Juriſt Friedrich Wilhelm Ferdinand Bornemann (1798—1864), war vom 20. März 1848 an einige Monate preußiſcher Juſtizminiſter.

**) Der liberale Graf Eduard Heinrich von Reichenbach (1812—1869), politiſcher Freund Hoffmanns von der Breslauer Zeit her, 1848 Mitglied der preußiſchen Nationalverſammlung.

ich in der Ordnung, ich aber wollte und konnte zu jenen Kollegen nimmer. Mundt*) hat bereits meine Stelle eingenommen.

Ich arbeite jetzt mit Erk an einem großen Liederbuche**), was die besten Volkslieder und volkstümlichen Lieder enthalten soll. Wir haben schon viele Vorbereitungen gemacht. Näheres wird er Ihnen selbst darüber mitteilen. Bin ich einmal wieder an einem Orte, wo ich die nötigen litterarischen Hülfsmittel beisammen habe, so wird's mit mancherlei Arbeiten besser gehen. Jetzt bin ich froh, wenn ich Vorarbeiten machen kann.

Neulich war ich bei Philipp Nathusius. Die neue Zeit ist ihm in die Glieder geschlagen; er liest — die Neue preußische Zeitung. Auch ein Vergnügen.

Leben Sie recht wohl und beglücken Sie mit einigen Zeilen

Ihren H. v. F.

56. An Rudolf Müller in Holdorf i. Meckl.

Berlin, 12. November 1848.

Lieber Rudolf.

Noch ist Berlin ruhig. Ich komme so eben aus der National-Versammlung, die jetzt im Schützenhause in der kleinen Königsstraße seit 2 Uhr tagt. Nachdem das Protokoll verlesen war, ging

*) Theodor Mundt (1808—1861), ein Schriftsteller des Jungen Deutschland, wurde 1848 von Berlin, wo er Privatdozent war, als Professor der Litteratur und Geschichte nach Breslau versetzt.

**) Deutsches Volksgesangbuch. Leipzig 1848.

der Präsident über auf die Adressen und Petitionen. Alle würden der Kürze nach von der Petitionskommission erwähnt werden, bei einer Adresse müsse jedoch eine Ausnahme stattfinden, diese sei eine vom Vorstande des mecklenburgischen Landtags (Lautes anhaltendes Bravo!). Der Präsident las den Anfang (Abermaliges Bravo und Beifallklatschen im Saale und auf der Galerie), und dann den Schluß. Die ganze Nationalversammlung erhob sich, des Jubels war kein Ende. Du kannst Dir denken, wie unendlich ich mich freute, daß auch Ihr in diesem wichtigsten Augenblicke des Vaterlandes so brave Kerls seid.

Die Stimmung der Stadt ist ganz vortrefflich. Um 5 sollten die Gewehre abgeliefert werden, niemand denkt daran. Der Schützenhof ist von den Schützen und den fliegenden Korps abgesperrt. Noch ist kein Angriff geschehen. Ein Teil der Truppen hat Berlin verlassen, der größere aber alle strategisch wichtigen Punkte besetzt.

Ich sitze eben am Tische der National-Zeitung. Zwei machen Berichte, einer korrigiert, und ich schreibe und erzähle, über uns aber gießen die Setzer in den Pausen — Kugeln. Die National-Subskription, die heute erst von hier ausging, um den unbemittelten Volksvertretern die Taggelder zu verabreichen — die Regierung zahlt seit vorgestern keine mehr — hat guten Fortgang; es sind schon über anderthalb hundert Taler eingelaufen, darunter ein silberner Teller und ein goldenes Armband.

So eben trifft die Nachricht ein: Berlin mit zwei Meilen im Umkreise ist in Belagerungszustand erklärt.

Die National-Verſammlung hat ſich um 6 bis morgen mittag 11 Uhr vertagt.

Was nun kommen wird, weiß niemand.

Ich bin wohl und bleibe trotz Belagerungszuſtand

Dein H. v. F.

57. An Rudolf Müller in Holdorf i. Meckl.

Geiſenheim, am zweiten Pfingſttage 1849.

Ich bin ſeit meinem letzten Briefe immer ſüdlicher gezogen, wie die Zugvögel im Herbſte. Potsdam verließ ich den 21. März, blieb bis zum 4. April in Braunſchweig, war dann zu Anfange Aprils in meiner Heimat, einige Tage an der Ruhr, endlich mit Freiligrath in Köln und Düſſeldorf und gelangte am 20. April hier in Geiſenheim an. Schon am 23. trieb es mich weiter: ich blieb bis zum letzten in Frankfurt, vom 3.—14. Mai in Mannheim und vom 15.—22. in Darmſtadt. Am 25. kam ich wieder hieher zurück.

Das ſchöne Wetter in der ſchönen Natur und der tiefe Frieden, der hier im ganzen Rheingau waltet, tut meiner Seele wohl. Ich bin wirklich ſeit einigen Tagen ein neuer Menſch geworden, körperlich friſch und geſtärkt, und geiſtig gehoben.

Ich habe den Bürgerkrieg in ſeinen Anfängen mitgemacht. Den 3. Mai war ich mit auf der großen Volksverſammlung in Kaiſerslautern, begleitet von meinen „drei Sommerliedern“*), welche

*) Ein Sonderdruck: „Drei deutſche Sommerlieder von Hoffmann von Fallersleben. Mannheim, 1. Mai 1849. Preis 3 Kreuzer.“

der Stimmung des Tages entſprachen. Als ich am Abend eintraf, führte mich mein Wirt, der mich vom Jahre 43 kannte, auf die Volksverſammlung. Als man meiner gewahr ward, mußte ich mich dem ſouveränen Volke zeigen und wurde mit dreimaligem („donnerndem" würdeſt Du hinzufügen) Hoch bewillkommnet. Der Volksverſammlung in Mannheim, die über das Schickſal der dortigen Garniſon entſchied, wohnte ich auch bei. Im Hauptquartiere zu Ludwigshafen war ich öfter. Die ganze Zeit über, alſo vier Wochen hinter einander, war ich in der größten Aufregung und endlich ſo körperlich leidend, daß ich mich vom Schauplatze zurückziehen mußte. Was habe ich nicht alles gehört und geſehen! Wie habe ich geſchimpft und geflucht über dieſe großartige Verräterei der Fürſten und ihrer Helfershelfer, dieſer Frankfurter Millionenhunde.

Ich habe aber doch auch ſchöne, herrliche Augenblicke erlebt! Alte, faſt verſchollene Freunde und Bekannte tauchten wieder auf mit alter Liebe und Treue und ließen mich die abtrünnigen bald vergeſſen.

Itzſtein hat ſehr gealtert. Heckers*) Schickſal, die Abtrünnigkeit der alten Freunde und die ganz verfehlte Frankfurter Geſchichte haben ihm die frühere Friſche des Geiſtes und die belebende Heiterkeit im geſelligen Verkehre ſehr abgeſchwächt.

Was ich in den letzten Tagen des Januars begann (die Diſtichen), iſt nach und nach ſo an-

*) Friedrich Hecker (1811—1881), Führer der badiſchen Revolution, der damals in die Schweiz fliehen mußte.

gewachſen, daß ich es unter dem Titel: „Spitzkugeln“*) in die Welt geſchleudert habe. Die Auflage iſt hoffentlich in einigen Tagen vergriffen und wird dann mit neuen vermehrt abermals erſcheinen, wenn bis dahin der Abſolutismus nicht alles unterdrückt hat.

58. An Ludwig Erk in Berlin.

Geiſenheim, 12. Juni 1849.

Wie gern erfüllte ich Ihren Wunſch, die Jahreszahlen der Entſtehung einiger meiner Lieder Ihnen mitzuteilen! Es iſt mir jetzt nicht möglich. Das Handexemplar meiner Gedichte mit dergleichen Bemerkungen liegt in einer großen Kiſte, worin ich alles einpackte, was ich zu meinen nächſten Arbeiten brauchen wollte. Ob dieſe Kiſte jemals wieder zu einiger ruhigen Benutzung auf deutſchem Boden geöffnet wird, wer kann das heute ſagen? Es ſieht doch zu traurig aus.

Ich wollte auf den Kampfplatz zurückkehren, es iſt aber für unſer einen der Weg dahin ſeit lange ſchon abgeſperrt.

Ob heute der Angriff des Fürſtenheers beginnt — wer kann das beſtimmen? Wir ſind, obſchon in ziemlicher Nähe, doch ſo ohne alle genaue Nachrichten aus Baden und der Pfalz, als ob wir viele hundert Meilen entfernt wären. Ich werde wol den Ausgang des Kampfes hier abwarten müſſen. Wohin ſollte ich auch? Die Gefängniſſe ſtehen

*) Spitzkugeln. Zeit-Diſtichen. Selbſtverlag des Verfaſſers. Darmſtadt 1849.

für mich überall offen, und Sie wissen, vom Sitzen bin ich gar kein Freund. Siegen wir nicht, so wird wol eine großartige Auswanderung erfolgen, der ich mich leider! anschließen muß.

Die traurige Entwickelung unserer deutschen Angelegenheiten hat mich sehr verstimmt, mein ganzer Humor, meine gute Laune ist darüber zu Grunde gegangen, auch bin ich körperlich so leidend, wie ich so ohne Unterbrechung lange nicht war. Ich sitze stundenlang auf meinem Zimmer und lese allerlei, um mich geistig aufrecht zu halten. An eigentlich freies Schaffen ist wenig zu denken, und doch ist es mir zum Bedürfnis geworden. Täglich entstehen neue Distichen. So habe ich schon wieder einen Vorrat von 200, wovon ich die Hälfte zu einer neuen Auflage der Spitzkugeln verwenden will, so daß künftig das Ganze 365 (also für jeden Tag eine!) enthält.

Schreiben Sie mir doch und so schnell wie möglich! wenn's auch nur wenige Zeilen sind, es tut einem in dieser schrecklichen Zeit schon wohl, wenn man nur von den Seinen erfährt, daß sie noch leben.

Ist das Volksgesangbuch*) in Angriff genommen? oder zögert Engelmann absichtlich damit? Es ist für mich eine traurige Erfahrung, daß beinahe alle meine alten Freunde Erzheuler und Rückwärtser geworden sind.

Herzlich grüßt Ihr

H. v. F.

*) Zweite Ausgabe des „Deutschen Volksgesangbuches".

59. An Rudolf Müller in Holdorf i. Meckl.

Frankfurt, 27. Juni 1849.

Neulich war ich in Binger Brücke. Es gefiel mir dort dermaßen, daß ich Herrn Euler*) fragte, ob ich wol bei ihm wohnen könnte. „28 Zimmer ſtehen Ihnen zu Gebote!“ Wir wurden ſo weit einig, daß ich jeden Augenblick bei ihm meinen Wohnſitz nehmen kann. Ich erfülle dann die an mein Wartegeld geknüpften Bedingungen und ſtehe unter dem rheiniſchen Rechte, wonach man für ein Gedicht nicht ſo leicht auf die Feſtung geſchickt wird, wie das wirklich neulich in Halle geſchehen. Dort hat man einen armen Teufel, der die Steuerverweigerung poetiſch empfohlen hat, zu dreijähriger Feſtungsſtrafe verurteilt. Schöne Gegend!

Vom Kampfplatze immer noch nichts Amtliches, dagegen viele verworrene und unvollſtändige Berichte. Aus allen geht jedoch hervor: das Volksheer hat ſich durchgeſchlagen nach Raſtatt und an die Murg, und „mein herrliches Kriegsheer“ mit ſeinen „herrlichen“ Anhängſeln, namentlich Mecklenburgern, hat in allen Treffen ſehr viel gelitten. Das „Lumpengeſindel“ hat dermaßen gekämpft, daß die Heulerblätter ihm einen Löwenmut zugeſtehen!

Ich ſprach geſtern abend einen jungen Arzt, der den Kriegszug als Mitkämpfer mitgemacht hatte. Es ſind wahre Wunder von Tapferkeit und Ausdauer verrichtet. Nur durch die Übermacht, im Bunde mit den Heulern und dem nichtswürdigen

*) Hausbeſitzer in Bingerbrück.

Benehmen Römers*), iſt alles ſo unglücklich bisher gegangen. Die Sache iſt aber noch nicht aus: noch ſtehen 20000 Mann für die Sache der Freiheit an der Murg, und wenn ſie ſich nur vier Wochen noch halten, ſo kann ein wunderbarer Umſchwung der Dinge in Europa ihnen und uns helfen. Ich habe zwar keine Hoffnungen auf die nächſte Zukunft, lebe aber in dem tröſtlichen Glauben, daß ſich durch Bajonette und Kanonen wol eine Idee niederhalten, aber nicht zerſtören läßt. Die Reaktion wird ſiegen, aber in ihrer Siegestrunkenheit unſern Sieg beſchleunigen.

*) Friedrich von Römer (1794—1864), Märzminiſter des Jahres 1848 und Haupt der württembergiſchen Oppoſition, der ſich jedoch infolge der revolutionären Ausbrüche von der demokratiſchen Partei abwandte.

Der Arbeitstiſch Hoffmanns von Fallersleben.

Nach der Originalzeichnung von J. Hoffmann-Fallersleben d. J.

III.

Arbeiten und nicht verzweifeln.

Bingerbrück, Neuwied, Weimar (1849—1860).

Hatte der Druck einer unſchöpferiſchen und überlebten Beamtenherrſchaft den Gegendruck der freiheitlichen Bewegungen des fünften Jahrzehntes erzeugt, ſo ſtärkten die Ausartungen dieſer politiſchen Kämpfe hinwiederum die erſchütterte Stellung der alten Regierungspartei. Die Reaktion gewann die Kraft zu einem neuen Vorſtoße und ſiegte zunächſt noch einmal auf der ganzen Linie. Das deutſche Bürgertum aber mußte die ſchmerzliche Erfahrung machen, daß man bei redlichſtem Wollen und reinſter Begeiſterung mit bloßen Begriffen und allgemeinen Grundſätzen nicht Wirklichkeiten ſchaffen kann und wurde enttäuſcht, entmutigt, gelähmt.

So fiel ein Reif auf die zarten Knoſpen des Baumes der deutſchen Freiheit und Einheit und ertötete in ihnen das junge Leben.

Auch in Hoffmanns Liedern jener Zeit nach 1848 ſpiegelt ſich der Schmerz betrogener Hoffnung wider und ſteigert ſich gelegentlich bis zur Verdüſterung und Verzweiflung. Aber das Bibelwort von denen, die nicht ſehen und doch glauben, paßt gerade damals auf ihn. Nirgends ein Ausweg ſichtbar aus der Not jener Tage, nirgends ein Hoffnungsſtern — aber die Stärke ſeines Glaubens an Deutſchlands Beruf und Zukunft und die Kraft ſeiner Vaterlands-

liebe hielten ihn, so daß er trotz seines reiferen Alters unerschüttert und ungebrochen, wie ein wurzelfester, kerniger Eichbaum, aus den Stürmen des fünften Jahrzehnts hervorgegangen ist.

Mit dem alten Wanderleben war es natürlich für ihn vorbei. Er hatte es zudem gründlich satt. Jetzt galt es, etwas Neues zu beginnen, und er hatte in sich die Energie, an einen früheren Abschnitt seines Lebens wiederanzuknüpfen und zur wissenschaftlichen Arbeit zurückzukehren. Die nächsten zehn Jahre seines Lebens sind eine Zeit emsiger gelehrter Tätigkeit, und auch für ihn erwies sich die Arbeit als das Heilmittel für noch klaffende Wunden, als der Schild, an dem die Sorgen der Gegenwart abprallten.

Und wie sich dem Antäus durch die Berührung mit dem mütterlichen Boden die Kraft erneute, so schöpfte Hoffmann frische Nahrung aus Quellen, die gerade im deutschen Volke ewig frisch sprudeln; sie heißen: Naturgefühl und Familiensinn.

Als er sich im Juni 1849 in Bingerbrück einmietete, bestimmten ihn zur Wahl dieses Ortes außer politischen Gründen vor allem die Anmut der Landschaft und die Liebe zum Rhein. Und im Herzen trug er schon die leise Hoffnung, daß er nicht lange als Einsamer diese Schönheiten genießen würde. Seit dem Sommer des vergangenen Jahres war wiederum Liebe in sein Herz eingezogen, die Liebe zu seiner jugendlichen Nichte Ida zum Berge, der Tochter seiner älteren Schwester Auguste und des Pastors zum Berge in Bothfeld bei Hannover. Ida lebte damals in Braunschweig, um sich zur Lehrerin und Klavierspielerin auszubilden. Hier sah der Dichter seine Nichte wieder. Ihre Kunstausübung fesselte ihn. Die

Lieblichkeit der kaum erblühten Mädchenknospe entzückte ihn. Schon Anfang des Jahres 1849 wagte er leise bei ihr anzuklopfen; aber erst im Sommer, als er sich der Zustimmung der Eltern versichert hatte, tat er die entscheidende Frage. Es war kein leichter Entschluß für die kaum Achtzehnjährige, ihr Jawort zu geben. Doch nach einigem Zögern willigte sie ein, und der Dichter schloß sie am 7. August als Braut in seine Arme:

Sei gegrüßt du von der Heide,
Mädchen du im dunklen Haar,
Du in deinem blauen Kleide,
Mein für heut und immerdar.

Manche umständlichen Förmlichkeiten mußten, um den gesetzlichen Vorschriften zu genügen, erfüllt werden, ehe am 28. Oktober in Braunschweig die Hochzeit stattfinden konnte. Nach einer Reise zu den mecklenburgischen Freunden brachte Hoffmann zunächst seine junge Frau in ihr Elternhaus zurück, indes er selbst nach Bingerbrück vorauseilte, um dort die ersten Einrichtungen für den Haushalt zu treffen. Erst kurz vor dem Weihnachtsfeste betrat Ida, von ihrer Schwester Alwine begleitet, die Stätte, an der Hausfrauenpflichten ihrer harrten.

Die Einrichtung des jungen Paares war schlicht und einfach. Im Haushalt mußte jeder Hand anlegen. Selbst der Herr Professor bequemte sich gern dazu, im Orte die nüchternsten Besorgungen zu machen, kaufte mit Ida auf dem Wochenmarkte in Bingen ein, holte bei der darob erstaunten Bäckerin die Semmelwecke ab, hackte Holz oder spielte zu Hause den Koch. Echt amerikanisch nannte er ihre Lebensweise, in der er sich jedoch zufrieden und glücklich

fühlte. Freilich war Schmalhans oft Küchenmeister, das Wartegeld und einige Zinsen aus erspartem Kapital reichten nicht aus, um die Bedürfnisse auch des bescheidenen Hausstandes zu decken. Daher sah sich Hoffmann jetzt und in der Folgezeit genötigt, einen großen Teil seiner wertvollen Bücherei zu veräußern, wobei er das nichts weniger als ansehnliche Gebot der Berliner Bibliothek als der Hauptkäuferin wohl oder übel annehmen mußte.

Bald hielt ein Klavier seinen Einzug in die einfache Häuslichkeit, als eine Quelle des Genusses und der Anregung allen hochwillkommen. Ida war glücklich, ihre Kunst wieder ausüben zu können, und für Hoffmann selbst war es ein unschätzbarer Gewinn, daß die Frau Musika Hausgenossin wurde. Seine Lyrik ist ja aufs engste mit dem Gesang verbunden; Singen und Dichten ist ihm eins gewesen. Jetzt zauberte Ida die Weisen der alten Volkslieder vor sein empfängliches Ohr und hielt manche neue Melodie fest, die ihm durch den Kopf summte. So befruchtete sie seine dichterische Schaffenskraft.

Schon vorher war sein Humor, eine der glücklichsten Gaben, die ihm die Natur in die Wiege gelegt hatte, wieder zum Durchbruch gekommen und lockte ihn, gegen die Menschen und die Verhältnisse seiner Zeit die Rute des Witzes und leichten Spottes zu schwingen. Dem neuerwachten Arbeitstriebe nachgebend, begann er im Jahre 1849 sein „Parlament zu Schnappel", eine Sammlung von heiteren und witzigen Betrachtungen und Anekdoten meist politischen Inhalts, die er den charakteristisch gezeichneten Mitgliedern eines echt deutsch-kleinstädtischen Stammtisches in den Mund legte. Im März 1850 erschien dieses humor-

volle, aber etwas weitſchweifige Buch, das dem Verfaſſer zwar manche heitere Stunde bereitete, aber geringen buchhändleriſchen Erfolg brachte.

In der behaglichen und ſtimmungsvollen Ruhe des Bingerbrücker Lebens beſann ſich auch der Dichter wieder auf ſich ſelbſt. Manches Lied, deſſen Inhalt dem deutſchen Volksleben entnommen iſt, gelang in dieſer Zeit, und Altes und Neues wurde zu mehreren kleinen Liederbüchlein vereinigt, unter denen die ſchon genannten „Liebeslieder" wohl am bedeutendſten ſind.

Auch die wiſſenſchaftliche Arbeit begann von neuem, konnte aber zunächſt noch nicht zu einer abgeſchloſſenen Leiſtung führen. Hoffmann mußte erſt wieder ausſäen, ehe eine neue Ernte zu erwarten war. Zudem fehlte es ihm an dem notwendigſten Handwerkszeug für wiſſenſchaftliche Tätigkeit, an litterariſchen Hilfsmitteln, die er bald um ſo ſchmerzlicher vermißte, jemehr ſeine Arbeitsluſt ſtieg.

Allmählich machte ſich noch ein anderer Mißſtand für ihn und ſeine Familie in Bingerbrück geltend, der Mangel an anſprechendem Umgang. Als er ſich dort einmietete, rechnete er auf die Nähe der Familie Dreſel in Geiſenheim. Aber dieſe verzog binnen kurzem nach Weſtfalen. An lebhafteren Verkehr mit Adam von Itzſtein in Hallgarten war bei deſſen Alter und angegriffener Geſundheit nicht zu denken. Wenn er mit Männern von höherer Bildung und gleichen wiſſenſchaftlichen Intereſſen in Verbindung treten wollte, mußte er ſich daher ſchon nach Wiesbaden oder Mainz wenden, und die Reiſe dahin war für ihn ziemlich weit, unbequem und teuer.

So hielt doch, trotz der ſchönen Natur, die ihn und die Seinigen immer von neuem entzückte, und

trotz der behaglichen Häuslichkeit die Zufriedenheit mit den Bingerbrücker Verhältnissen nicht lange an, und schon Ende April 1851 siedelte er nach Neuwied über.

Dieser Wohnungswechsel bedeutete für ihn entschieden eine Verbesserung. Die landschaftlichen Schönheiten und die Annehmlichkeiten des rheinischen Lebens blieben ihm auch hier, und die gesellschaftlichen Verhältnisse waren bedeutend günstiger. Denn in Neuwied war mehr Bildung vertreten als in Bingerbrück. Hoffmanns fanden daher schnell angenehmen Anschluß und knüpften Freundschaften, die bis zu des Dichters Tode und darüber hinaus gehalten haben. Daher lebten sie sich bald ein und fühlten sich heimisch, obwohl das etwas teurere Leben sie in die Notwendigkeit versetzte, sich neue Hilfsquellen zu erschließen. Da war Ida glücklich, daß sie zu ihrem Berufe zurückkehren und durch Erteilung von Musikunterricht auch ihrerseits zu den Kosten des Haushaltes beisteuern konnte.

In Hoffmann selbst regte sich, bald nachdem die erste Einrichtung beschafft war, die dichterische Stimmung und die Arbeitslust. Er sang viele neue Lieder, durch die er seine „Kinderwelt in Liedern" und die Miniaturausgabe seiner „Gedichte", die beide im Jahre 1853 erschienen, bereicherte. Auch versuchte er sich auf einem ihm bisher ganz fremden Gebiete, indem er zwei Opernterte dichtete, deren Stoffe, der Zeitgeschichte entlehnt, einen stark politischen Einschlag haben. Seine Bemühungen, einen Komponisten für diese Texte zu finden, waren allerdings vergeblich.

Aber trotz dieses Reichtums an neuen Schöpfungen tritt in Neuwied die dichterische Tätigkeit hinter seiner

wissenschaftlichen verhältnismäßig weit zurück. Es waren Jahre eifrigsten Forschens, und ihr Ergebnis liegt in einer großen Reihe von Veröffentlichungen vor. Mit Erk verfolgte er seine Volksliederpläne weiter, ohne hier zu einem Abschlusse zu kommen, weil dieser, mit der Herausgabe seines „Deutschen Liederhorts" beschäftigt, sich dem Freunde nicht nach Wunsch widmen konnte. Mit mehr Glück nahm Hoffmann seine holländischen Studien wieder auf, die zur Herausgabe einiger weiteren Bände der Horae belgicae führten, und erneuerte seine persönlichen Beziehungen mit namhaften Vertretern der niederländischen Wissenschaft, wobei ihm seine langjährige Freundschaft mit dem Leidener Professor der Rechte, Hendrik Willem Tydeman*) (1778—1863), wertvolle Dienste leistete.

Sehr erfreulich war ihm die Bekanntschaft des jungen Gelehrten Matthijs de Vries,*) der Professor der niederländischen Sprache und Litteratur in Groningen, seit 1853 in Leiden war. Dieser suchte ihn im Sommer 1852 in Neuwied auf, um den um holländische Wissenschaft so hochverdienten Herausgeber der Horae belgicae kennen zu lernen und ihm seine weitschauenden Pläne vorzutragen. Diese für Hoffmann so unerwartet sich anknüpfende Beziehung

*) Fünf Briefe Hoffmanns an Tydeman hat Alexander Reifferscheid veröffentlicht im Anhange seines Buches „Briefe von Jakob Grimm an Hendrik Willem Tydeman" (Heilbronn 1885). Aus den Briefen Hoffmanns an M. de Vries (1820—1892) teilt J. Verdam einige Auszüge mit in seinem Aufsatze „Herinnering aan Heinrich Hoffmann von Fallersleben", erschienen in den Handelingen en Mededeelingen van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden over het Jaar 1897—98. (Leiden 1898 p. 80—103.)

hat zu gegenseitiger herzlicher Zuneigung und zu lebhaftem und langjährigem brieflichen Verkehre geführt, dessen Zeugnisse erhalten sind. Nächst der bereits erwähnten Aussöhnung mit Jakob Grimm im Juni 1852 ist dieser neue Freundschaftsbund wohl das wichtigste Ereignis in der Entwickelung seiner persönlichen Beziehungen während des Neuwieder Aufenthalts.

Die bedeutendste wissenschaftliche Leistung innerhalb dieses Zeitraums ist die Neuauflage der „Geschichte des deutschen Kirchenliedes". Für dieses Werk sammelte Hoffmann mit zähem und erfolgreichem Fleiße, und die Arbeit wurde ihm gewiß nicht bequem gemacht. Wegen der unentbehrlichen litterarischen Hilfsmittel war er auf die Bonner Bibliothek angewiesen. Da diese aber für seine Zwecke nicht ausreichte, mußte er mehrfach längere Reisen unternehmen. Zweimal benutzte er an Ort und Stelle die Schätze der Universitätsbibliothek Göttingen. Daran schloß sich ein Aufenthalt in Bothfeld, von wo aus er die für ihn nicht minder wichtige Bibliothek von Hannover besuchte. Die Arbeit war also für ihn doch recht beschwerlich und mit mancherlei Opfern verknüpft, zu denen sich auch Unannehmlichkeiten besonderer Art gesellten. Auf seinen Reisen ließ ihn nämlich die Polizei nicht unangefochten. Zum ersten Male wieder seit 1848 wurde er im Jahre 1852 behelligt: er wurde aus Trier ausgewiesen, weil er keine genügende Legitimation hatte und mußte sich eine Durchsuchung seines Reisegepäcks nach politischen Schriften gefallen lassen, er, dem damals nichts ferner lag, als sich in die Politik einzumischen. Kränkender, weil noch weniger berechtigt, war seine 1853 erfolgte Ausweisung aus

dem Königreiche Hannover, wo er mit preußiſcher Paßkarte weilte. Seine Beſchwerde hierüber beim preußiſchen Landrate blieb erfolglos. Sogar ſeine Paßkarte wurde ihm entzogen. Er war alſo auch für die preußiſche Regierung noch immer der politiſch Verdächtige.

Seitdem von der Benutzung der wichtigen Göttinger Bibliothek ausgeſchloſſen und der Möglichkeit beraubt, ſich zum Zwecke lediglich wiſſenſchaftlicher Arbeiten in Preußen und anderen Bundesſtaaten frei zu bewegen, empfand er den Mangel an litterariſchem Handwerkszeug in Neuwied noch ſchwerer. Daher wiederholt ſich dasſelbe Bild wie in Bingerbrück. Anfangs von dem Aufenthalt hoch befriedigt, denkt er doch bald wieder daran, ſeine Schritte anderswohin zu lenken. Aber es iſt nicht mehr wie früher die eigene innere Unraſt, die ihn nicht dauernd warm werden läßt; es iſt vielmehr die Macht der Verhältniſſe, es ſind zwingende, nicht in ſeinem Charakter, ſondern in berechtigten Lebensanſprüchen liegende Gründe, die ihn nötigen, wiederum ſein Zelt abzubrechen.

Ehe wir jedoch die Wanderungen und Wandlungen des Dichters weiter verfolgen, müſſen wir noch eines ſchweren Schickſals gedenken, das in Neuwied ſein Familienleben getroffen und ſeinem Herzen eine tiefe Wunde geſchlagen hat. Im Mai 1852 ſchenkte Ida einem Mädchen das Leben, und ihr und Hoffmanns Glück war übergroß. Aber in das Freudegefühl miſchte ſich bald die Sorge. Denn das Kind war ſehr ſchwächlich, und wirklich mußten es die Eltern im Februar 1853 wieder hergeben. Das war ein herber Schlag für das weiche, empfind-

ſame Herz des Dichters. Wie war ihm die Kindesſeele vertraut! Wie tief hatte er ſich in die Welt der Kleinen und Kleinſten verſenkt. Wieviel Sonnenſchein hatten ſeine Lieder in manches Kinderherz gegoſſen! Aber dem eignen Fleiſch und Blut Wiegenlieder zu ſingen, verſagte ihm vorläufig die Vorſehung.

Die liebevolle Beachtung, die ihm die preußiſche Polizei auch während ſeines Neuwieder Aufenthalts ſchenkte, legte ihm den Wunſch nahe, jenſeits der ſchwarzweißen Grenzpfähle eine Heimſtätte zu ſuchen. Da aber der Bezug ſeines Wartegeldes von ſeiner Anſäſſigkeit in Preußen abhing, ſo war die Überſiedelung in einen anderen deutſchen Staat für ihn eine ſehr ernſte Geldfrage. Unvermutet ſchien ſich ihm eine Anſtellung als Bibliothekar und damit ein Unterſchlupf in Weimar zu bieten. Bettina verwandte ſich Ende des Jahres 1853 für ihn beim Großherzog Karl Alexander, der, ſoeben zur Regierung gelangt, einen Kreis hervorragender Vertreter der Wiſſenſchaft und Kunſt dorthin zu ziehen bemüht war. Dr. Oskar Schade,*) ein junger Germaniſt in Bonn, der Hoffmann befreundet war, tat mancherlei Schritte für deſſen und ſeine eigene Berufung nach Weimar. Die längeren, nicht durchweg erquicklichen Verhandlungen führten im März 1854 zu einem andern, doch zunächſt befriedigenden Abſchluß. Hoffmann und Schade erhielten den Auftrag, in Weimar ein „Weimariſches Jahrbuch für deutſche Sprache, Litteratur und Kunſt“ herauszugeben, wozu der Großherzog beiden eine jährliche Unterſtützung von je 500 Tlr. bewilligte.

*) 1826—1907, zuletzt Univerſitätsprofeſſor in Königsberg.

Vorſichtigerweiſe hatte das weimariſche Miniſterium erſt in Berlin angefragt, ob die preußiſche Regierung Bedenken gegen Hoffmanns Aufenthalt in Weimar hege, und hatte vom Polizeipräſidenten von Hinckeldey (1805—1856) die Antwort bekommen, daß er als politiſch gefährlich nicht zu betrachten, immerhin aber ſein politiſches Verhalten und ſein Verkehr nicht ganz unbeobachtet zu laſſen ſei; ſeinem Aufenthalte in Weimar ſtände in politiſcher Beziehung nichts entgegen.

Da Hoffmanns Einnahmen in Weimar nicht dauernd gewährleiſtet waren, ſo mußte er darauf bedacht ſein, ſich ſein preußiſches Wartegeld zu ſichern. Zu dieſem Zweck mietete er in dem preußiſchen Dorfe Almerich bei Naumburg ein Zimmer, ſo daß er einen Wohnſitz in Preußen amtlich nachweiſen konnte.

Ende April 1854 verließ er Neuwied.

Er fuhr nicht geraden Weges nach Weimar, ſondern reiſte, um ſeine holländiſchen Studien an Ort und Stelle fortzuſetzen, nach Leiden, wo er mit alten und neuen Freunden regen Umgang pflog. Das wiſſenſchaftliche Ergebnis dieſer und zweier anderer Reiſen, die er in den beiden nächſten Jahren nach Holland und Belgien machte, wurden die letzten Bände ſeiner Horae belgicae, deren zwölfter 1862 erſchien. Damit ſchloß er dieſe Forſchungen ab, da ſie ihm wegen der weiten Entfernung von Holland zu mühſam und koſtſpielig wurden.

Mitte Mai traf er in Weimar ein, ſeine Frau und deren Schweſter Agnes folgten bald; ziemlich ſchnell war die Einrichtung des Haushalts vollendet, und es galt nun, ſich in die neue Umgebung einzuleben.

In jenen Jahren lenkte Weimar wieder einmal die Augen Deutſchlands auf ſich. Als würdiger Enkel Karl Auguſts hegte der kunſtſinnige Karl Alexander

große Pläne für die Hebung des geistigen und künstlerischen Lebens der Musenstadt. Ein Kreis von Gelehrten, Adolf Schöll (1805—1882), Hermann Sauppe (1809—1903) und Ludwig Preller (1809—1861) wurden im fünften Jahrzehnt nach Weimar berufen. 1848 übernahm Franz Liszt die Leitung des Orchesters und der Oper und machte Weimar zur Hochburg der Wagnerschen „Zukunftsmusik". Dem Meister der Töne folgte bald eine Schar von Schülern, darunter Peter Cornelius (1824—1884).

Mit Liszt betraten auch seine Freundin, die geistreiche und hochsinnige Fürstin Wittgenstein (1819—1881), und ihre anmutige Tochter Marie, die jetzige Fürstin Hohenlohe-Schillingsfürst, den klassischen Boden. Die vielgenannte Altenburg, welche die Fürstin Wittgenstein bewohnte, bildete den Brennpunkt feinsten geistigen und künstlerischen Lebens. „Es war, als ob dort Hof gehalten würde für alle Geister im Gebiete des Könnens und Wissens."

Als Maler lebte damals in Weimar Goethes und Karl Augusts Schützling, Friedrich Preller (1804—1878), neben den bald eine Reihe anderer namhafter Kunstgenossen traten. Das Schauspiel endlich fand seinen Meister in Franz Dingelstedt (1814—1881), der 1857 Theaterintendant wurde. Der Hof, das Theater, die Altenburg zogen auch viele Auswärtige von Namen und Ruf zu vorübergehendem Aufenthalte nach Weimar.

Diese wenigen Hinweise auf den geistigen und künstlerischen Aufschwung, den damals Weimar genommen hat, möge an dieser Stelle genügen. Ist doch in den letzten beiden Jahrzehnten eine solche Fülle von litterarischen Veröffentlichungen gerade über jenen merkwürdigen Zeitabschnitt in Gestalt von Brief-

ſammlungen, Memoiren und Lebensbeſchreibungen erfolgt, daß die Quellen über die „Neu-Weimar-Zeit“ heute reichlich fließen.

Dieſe altberühmte Stätte regſten Lebens und feinſten Genießens betrat nun Hoffmann und führte ſich durch ſeine „Lieder aus Weimar“ und die dem Großherzog gewidmete Neuausgabe der „Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes“ als Dichter und Gelehrter vorteilhaft ein. Bezeichnenderweiſe fühlte er ſich auch hier, wie einſt in Breslau, vom Gelehrtenkreiſe abgeſtoßen, während der Künſtlerkreis ihn anzog. Mit Liſzt wurde er ſchnell enger befreundet. Zu Friedrich Preller bildeten ſich nahe Beziehungen. Die Fürſtin Wittgenſtein und ihre Tochter waren ihm, Ida und Agnes ſehr gewogen, ſo daß ſie alle drei auf der Altenburg heimiſch wurden. Auch mit bürgerlichen Kreiſen gewannen ſie Fühlung. Beſonders eng ſchloß ſich an ſie der Ingenieurgeograph Karl Gräf (1822—1902) an, ein alter treuer Kämpfer für Schleswig-Holſtein, der 1856 nach Weimar überſiedelte, wo er bis 1867 die techniſche Leitung des geographiſchen Inſtitutes hatte.

Auf der Altenburg und in dem „Neu-Weimar-Verein“, der auf Hoffmanns Anregung entſtand und einen Zuſammenſchluß der Freunde und Bekannten Liſzts bezweckte, gewann Hoffmann auch Fühlung mit mancher intereſſanten Perſönlichkeit, die nur als Gaſt an dem Ufer der Ilm weilte. „Weimar wird“, ſo ſchrieb er Ende Oktober 1854, „auch jetzt nicht leer von fremden Künſtlern und Gelehrten aller Art. Was ich hier in einem Tage erlebte, ward mir in Neuwied oft in einem Jahre nicht zuteil.“

Auf der Altenburg und im Neu-Weimar-Vereine

bot ſich dem Dichter eine ſchier unerſchöpfliche Gelegenheit, beſondere Perſönlichkeiten und Anläſſe durch ſeine Lieder und ſeine originellen, makamenartigen Trinkſprüche zu feiern und durch ſolche Gaben Stimmung und Genuß zu erhöhen. Der ſechſte Band der „Werke“ enthält eine reiche Sammlung dieſer munteren Kinder flüchtiger Stunden. Aber dieſe Stegreifdichtungen treten hier dem Leſer nur in tote Buchſtaben gebannt entgegen. Wie anders wirkten ſie auf die angeregte Tafelrunde unmittelbar aus dem Munde ihres Schöpfers, wenn er ſie launig und mit feinem Humor vortrug.

Es iſt ein zunächſt überraſchendes Bild, den Dichter der „Unpolitiſchen Lieder“, der ſonſt Joppe und Knotenſtock bevorzugte, jetzt im hofmänniſchen Kleide als höfiſchen Sänger im Salon der Fürſtin zu ſehen, und gelegentlich hat man deswegen über ihn geſpöttelt. Vielleicht kann man aus der Tatſache, daß ſich ſeine Freundesbriefe über ſeinen Verkehr im Liſztkreiſe und auf der Altenburg faſt vollſtändig ausſchweigen, darauf ſchließen, daß er bei ſeinen auswärtigen Bekannten wenig Verſtändnis für ſeine weimariſche Lebensführung vorausgeſetzt hat. Es iſt aber ganz verkehrt, ihm einen Geſinnungswechſel und Untreue gegen ſich ſelbſt vorzuwerfen. Wie einſt in Breslau, bei den „Zwecklosen“, im Künſtlervereine und in Jäſchkowitz, und — fügen wir vorwegnehmend hinzu — wie ſpäter im Kreiſe ſeiner Hamburger und Berliner Freunde, ſo entfaltete ſich im Liſztkreiſe auf der Altenburg ſein natürlicher Trieb zu edler, heiterer Geſelligkeit und ſein angeborener Humor. Es entſprach durchaus ſeinem Temperamente und ſeinem ganzen Weſen, daß er ſich durch den freieren und ungezwungenen Ton

des leichtlebigen Künſtlervolkes, das ihm mit gewinnender Ungeſchminktheit und Herzlichkeit entgegenkam, mehr angezogen fühlte, als durch die etwas ſelbſtbewußten und würdevollen weimariſchen Gelehrten, die er mit leichtem Spott „die Hofräte" nannte. War er doch ſelbſt mehr ein Mann des Herzens und Gemütes als des Verſtandes.

So hatte ſich Hoffmann und den Seinen ein angenehmer Kreis erſchloſſen, in dem er Teilnahme und Anregung fand und ſich wohl fühlte. Auch durch ſein häusliches Glück fiel ein heller Sonnenſtrahl in ſeine weimariſchen Jahre: im Mai 1855 gebar Ida einen Knaben, der, geſund und kräftig, dem Leben des bisher kinderloſen Ehepaares neue Aufgaben und einen tieferen Inhalt gab. Zwar wurde ein zweiter Knabe, der Ende 1857 geboren wurde, nach wenigen Wochen ihnen wieder genommen; aber ihr Franz gedieh und erneute dem alternden Dichter ſeine eigene Jugend. Noch in Weimar ſang dieſer ſeinem Söhnchen „Fränzchens Lieder", eine Sammlung, die merkwürdigerweiſe die ſchwächſten ſeiner Kinderlieder enthält.

Daß Hoffmann in dem regen geſelligen Leben, in das er in Weimar eintauchte, nicht veroberflächlichte, dafür ſorgte ſein wiſſenſchaftlicher Sinn und zunächſt die Arbeit am Jahrbuche. Leider bildeten deſſen Verhältniſſe aber auch die Schattenſeite ſeines dortigen Aufenthalts. Es war keine leichte Sache, jährlich zwei Bände des Werks herauszugeben. Um ſie zu füllen, ſchrieb er ſelbſt viele Aufſätze, zu denen ihm die weimariſche und einige benachbarte Bibliotheken gute Dienſte leiſteten, und bat unermüdlich ſeine auswärtigen Freunde um Beiträge — leider ohne nennenswerten Erfolg. Sein Verhältnis zu Oskar

Schade gestaltete sich bald recht unerquicklich, und nur durch eine Trennung der Herausgeberarbeit wurden neue Unstimmigkeiten verhindert. Die Notwendigkeit, feste Zeitpunkte des Erscheinens einzuhalten, war für Hoffmann auch nicht angenehm, der in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit nie gern unter äußerem Zwange stand. Endlich der buchhändlerische Erfolg des Werks war niederschlagend gering. So wurde das Jahrbuch der Pfahl in seinem Fleisch.

Als es 1857 nach dem Erscheinen des sechsten Bandes wieder einging, da der Großherzog seine Unterstützung zurückzog und der Verleger Karl Rümpler in Hannover nun erst recht nicht das Unternehmen halten konnte, da atmete Hoffmann, von der lästigen Arbeit befreit, auf. Sofort aber stieg eine neue und schwere Sorge wie ein finsteres Gespenst vor ihm auf: wovon sollte er seine Familie ernähren, da er jetzt neben dem Wartegeld und geringen Zinseinnahmen nur auf den Erwerb durch seine Feder angewiesen war? Eins wurde ihm bald klar: er mußte über kurz oder lang das etwas kostspielige Weimar verlassen. Aber wie neue Einnahmequellen finden? wohin ziehen?

Einstweilen arbeitete er rastlos weiter. Die 1859 und 1860 erschienenen zweiten Auflagen „Unserer volkstümlichen Lieder" und der „Deutschen Gesellschaftslieder" sind die wichtigsten Ergebnisse dieses Fleißes. Auch die „Vier Jahreszeiten", vier Gruppen Kinderlieder mit Melodien und verbindendem Texte, gehören noch der weimarischen Zeit an. Aber unter dem Drucke seiner äußeren Lage litt er die letzten Jahre in Weimar außerordentlich. Und wieder erfaßte ihn, wie einst in Breslau, wenn auch nicht

mehr mit gleicher Stärke, das mißtrauiſche Gefühl der Zurückſetzung, zumal da der Großherzog nach dem Eingehen des Jahrbuchs ihm kein weiteres Zeichen ſeines Wohlwollens gab. Bei den Septemberfeſten des Jahres 1857 glaubte er ſich geradezu in verletzender Weiſe übergangen und richtete ſeinen Grimm gegen die Hofräte, die damals die erſte Rolle ſpielten.

Bald trat überhaupt in Weimar ein Umſchwung ein, der auch auf ſein Leben neue Schatten warf: Dingelſtedts Erſcheinen und Wirkſamkeit hatte die allmähliche Zurückdrängung Liſzts zur bedauerlichen Folge. Die bekannten Vorgänge bei der von Liſzt durchgeſetzten Aufführung des „Barbier von Bagdad" von Peter Cornelius vertrieben dieſen aus Weimar und entfremdeten auch Liſzt der Stätte ſeines langjährigen Wirkens. Hoffmann ſah das künſtleriſche Leben Weimars abflauen, manchen Freund aus der Muſenſtadt ſcheiden und den großen Intendanten, dem er niemals gewogen geweſen war, an Anſehen und Einfluß wachſen — alles neue Gründe, um ſich von Weimar hinwegzuſehnen.

Erfolgreich wie einſt ſeine Gönnerin Bettina griff jetzt die jugendliche Freundin von der Altenburg in Hoffmanns Leben ein. Marie von Hohenlohe vermittelte ihm beim Herzoge Viktor von Ratibor (1818—1893) eine Anſtellung als Bibliothekar auf deſſen Beſitzung Schloß Corvey bei Höxter an der Weſer. Im April 1860 verließ er mit ſeiner Familie Weimar, das in höherem Grade als Bingerbrück und Neuwied ſeinem Herzen erſt teuer und dann entfremdet worden war. Nur aus dieſem Widerſtreit der Erinnerungen erklären

ſich ſeine ſpäteren bald wohlwollenden, bald ſcharf abweiſenden Urteile über die Stadt an der Ilm.

---

60. An Rudolf Müller in Holdorf i. M.

Bothfeld bei Hannover, 26. Oktober 1849.

Lieber Rudolf!

Wie ich Dir beim Abſchiede ſagte: wenn ich Dich je wieder beſuche, ſo geſchieht es mit meiner Frau oder doch verheiratet.

So eben reiſt meine Braut zur Hochzeit mit ihrer Schweſter Adele. Ich folge morgen nach. Wir laſſen uns in Braunſchweig trauen, und zwar ſchon übermorgen (alſo Sonntag den 28.) oder ſpäteſtens Montag. Nach der Trauung kehren wir hieher zurück und wollen dann im Laufe nächſter Woche zu Euch kommen und nachträglich Deinen und Jettes*) Geburtstag feiern.

Warum ich Dir nicht ſchrieb, kannſt Du Dir nur daraus erklären, daß ich Dir etwas Gewiſſes melden wollte, und das kann ich eigentlich erſt jetzt. Obſchon öffentliche Blätter viel über meine Verheiratung ausposaunt haben, ſo habe ich doch meine Verlobung weder Freunden noch Verwandten je ſchriftlich angezeigt.

Viel Glück zu Jettes Geburtstage! Mögen meine Worte vom vorigen Jahre noch oft, recht oft wahr werden!

Was heut uns iſt beſchieden,
Das Glück, es kehr hienieden
Für uns noch oft zurück!

Euer treuer H. v. F.

---

*) Rudolf Müllers Frau.

61. An Rudolf Müller in Holdorf i. M.

Bingerbrück, 27. Januar 1850.

Lieber Rudolf!

Heute vor einem Jahre ſaß ich noch in Holdorf. Ich bereitete mich zur Abreiſe vor. Wenige Tage nachher (den 3. Februar) reiſte ich ab. Ich wußte nicht wohin und wagte kaum einen Blick in die Zukunft zu tun. Wie mich aber der Mut nie verlaſſen hat, ſo verließ er mich auch damals nicht, und ich war unbewußt meinem Ziele näher, als ich glauben konnte. Das Gefühl der Heimatloſigkeit, das mich mein halbes Leben ſo verfolgt hatte, war in den erſten Tagen ſchon gewichen vor den Plänen, die ich für meine nächſte Zukunft entwarf und dann eifrigſt verfolgte, obſchon mir die traurige Geſtaltung unſerer politiſchen Verhältniſſe ſchon in den nächſten Monaten meine ganze Zukunft zu zertrümmern drohte. Und heute habe ich, was ich nie hatte, eine Heimat, eine Frau und einen wohl eingerichteten Hausſtand. Ich lebe ſo angenehm, wie ein Deutſcher es heutiges Tages vermag. Ich bin geſünder und heiterer als jemals und habe Luſt zum Arbeiten und erwarte mit altem Humor der Dinge, die da kommen müſſen.

Daß ich mein Verſprechen hielt: nie oder nur mit meiner Frau wieder nach Holdorf, macht mir noch fortwährend viel Freude. Wir gedenken beide noch oft der letzten ſchönen Herbſttage, die uns zu Frühlingstagen Euerer Liebe geworden ſind.

Den 26. November verließ ich Bothfeld. Meine

Frau und Schwägerin begleiteten mich bis Hannover. Den 30. um 1 Uhr traf ich hier ein. Unterwegs war die Nacht vorher $9\,^1/_2{}^0$ geweſen. Ich kam in eine große Wohnung mit drei Bettſtellen ohne Betten, einem Dutzend Stühle und zwei Kiſſen und kalten Öfen. Den folgenden Tag ſaß ich ſchon in einer warmen Stube und fing nun an, mir mein Zimmer ſo gut einzurichten, als ich, ohne Rückſprache mit meiner Frau erſt zu nehmen, füglich tun konnte. Der Rhein wurde bald wieder frei, die Dampfſchiffahrt war in vollem Gange, und ich ſchrieb Briefe über Briefe, worin ich flehentlich meine Frau bat, ihre Reiſe anzutreten. Daß es dort bei Hannover ſolche fürchterliche Kälte ſein würde, ahndete ich nicht. So kam ſie denn erſt vier Wochen ſpäter.

Von Kälte, Näſſe und Wind haben wir bis jetzt noch nichts gelitten. Da unſer Haus nach allen Weltgegenden außer nach Süden geſchützt iſt, ſo wiſſen wir kaum, wenn es anderswo ſtürmt.

Die Sonne erwärmt uns ſchon ganz gehörig. Mein Studierzimmer war heute einige Stunden von ihr beglückt.

Unſere Möbeln ſind ſehr einfach, aber zweckmäßig. Ich denke mir, daß die Wohnungen der amerikaniſchen Pflanzer ſo etwa eingerichtet ſind wie unſere Zimmer und Küche. Nirgend etwas Überflüſſiges. Geſtern kam mein Sofa, ein Geſtell mit ſechs Beinen, das ſofort mit Gurten überſpannt wurde. Jetzt liegt meine Bettdecke darauf, bis ein Kiſſen fertig iſt.

Mein Buch iſt im Druck: Das Parlament in Schnappel. Nach ſtenographiſchen Berichten heraus-

gegeben von H. v. F. Bingerbrück, Selbſtverlag. Die Lieferung (es werden drei) koſtet 5 Sgr., die Lieferung 5—6 Bogen. Das iſt doch höchſt billig. Es wird nur verkauft gegen bar. Soviel 4 Ggr.-Stücke jemand einſchickt, ſoviel Hefte kann er bekommen. Auf Buchhändler- und Privatpump laſſen wir uns nicht ein.

Vor einigen Tagen ſtand der Rhein. Vorgeſtern wagten wir mit Eulers hinüberzugehen, wir tranken in Rüdesheim Kaffee und kehrten um 4 Uhr zurück. Den andern Tag (alſo geſtern) war die ganze Eisdecke in Bewegung.

Grüß' alle die lieben Deinigen herzlichſt

von Deinem H. v. F.

62. An Rudolf Müller in Holdorf i. M.

Bingerbrück, 28. April 1850.

Eben habe ich Holz geſägt und gehackt. Da macht es ſich doch wol ganz hübſch, wenn ich gleich hinterher Deinen Brief zur Hand nehme und zu beantworten ſuche. Alſo „in fünf bis ſechs Jahren nach Amerika"? Wirklich? Was wollt Ihr wol in Amerika? Menſchen mit tauſendjährigen Vorurteilen, mit hunderterlei Bedürfniſſen, mit großen Anſprüchen ans Leben, erſtarrt in der ſüßen Gewohnheit, gut und bequem zu leben (sau wenig as mäglich daun!), unfähig auch nur von der Herrſchaft der allergewöhnlichſten Herkömmlichkeiten, Schnurrpfeifereien und Liebhabereien ſich frei zu machen, ſag, was ſollen die dort? die in Amerika? Strebt nach dem, was Euch frei macht, lernt ein-

fach und vernünftig leben, vereinfacht Eure Bedürfniſſe, veredelt Eure Neigungen, und Ihr findet hier, was Ihr dort ſucht, hier ein Amerika, ein ſchöneres ſogar, als was Euch dort je die Wirklichkeit geben kann.

Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

Aber ich ſehe gar nicht ein, was Du gerade klagſt? Der Waldmeiſter wächſt Dir in die Hand, und es eröffnen ſich Dir die herrlichſten Ausſichten. In den Zeitungen iſt überall zu leſen:

*) **Die rote Fahne wird über ganz Europa wehen!**

„Brüder! verzaget nicht.“ 5 Sgr.

Ein Müller wird geſucht,
der die Bereitung des **Maitranks**
gründlich verſteht.*)

Alſo Brüder, nicht verzagt! 5 Sgr! Ich habe von dem großen Putſch des Jahres 48 nie die Erfüllung unſerer Hoffnungen erwartet. Es iſt der Anfang des Kampfes, der für uns und ganz Europa durchgekämpft werden muß. Traurig wäre es, wenn wir jetzt ſchon die Waffen wegwerfen wollten, jetzt, wo wir eben erſt zum Widerſtande erwacht ſind und unſere Einſicht und unſer Selbſtbewußtſein wächſt und reift. Im Gegenteil, wir müſſen mit den Waffen, die uns nicht genommen werden können, kämpfen, bis der Kampf

*) Alles aus aufgeklebten Zeitungsausſchnitten zuſammengeſtellt.

entſchieden iſt. Friſch auf denn mit Ernſt, Ingrimm, Begeiſterung, Scherz, Spott, Hohn, Witz und Humor! Das iſt wenigſtens meine Anſicht, mein Wunſch und Wille, und ich fahre eben deshalb da fort, wo ich vor zehn Jahren ſtehen blieb. Das Parlament zu Schnappel findet vielleicht nicht den Anklang, den es haben will. Es gibt zu viel verzweifelte Naturen, die ſchon alles für verloren halten, denen auch das Beſtreben anderer fortzukämpfen eitel und nichtig erſcheint. Mag es! Kampf iſt Leben, und eben darum werde ich kämpfen und wenn ich wirklich feſt überzeugt wäre, daß alles erfolglos bliebe.

Dem ganzen Holdorfer Staate meine herzlichſten Grüße

Dein
H. v. F.

63. An Ferdinand Freiligrath in Bilk bei Düſſeldorf.

Bingerbrück, 11. Mai 1850.

Du kennſt die hübſche Geſchichte! Zwei Väter tröſten ſich über den Verluſt ihrer Söhne. Meiner, ſagt der eine, blieb an der Berezina. Und meiner, fährt der andere fort, bei Düſſeldorf. — Düſſeldorf — ohch ne ſchöne Gegend! erwidert der erſte.

Ich dachte früher auch viel an Düſſeldorf und ſah es mir daraufhin an. Es hat gewiß vor vielen Rheinſtädten bedeutende Vorzüge, und was unſer einen leicht hinziehen kann, iſt der Verkehr mit Künſtlern. Ich habe meine ſchönſten Stunden mit Künſtlern verlebt und habe gefunden, daß man dort noch am erſten Menſchen findet. Aber der

Niederrhein ſtieß mich ab — alles was Du an Roisdorf—Boppard Schreckliches erlebt haſt, ſah ich und glaubte ich in Düſſeldorf zu ſehen: widerwärtige Sprache, dumme Geſichter, viel Schmutz und Roheit. Alles das ſehe ich hier nicht vor der ewig ſchönen Natur. Sonnenſchein auf den Bergen, Glanz und Schimmer auf der Nahe zu meinen Füßen und eine ſchlagende Nachtigall in den Weidenbäumen. Und täglich etwas Neues und immer etwas Schönes, wohin man geht und ſieht! Es iſt wahr, ich würde hier viel entbehren, wenn ich überhaupt etwas entbehren wollte, aber ich *will* nicht. Mir fehlt ein Inſtrument, mir fehlen Bücher, mir fehlen Menſchen, mir fehlt vieles, vieles, aber — mir fehlt nichts. Wir ſind uns eben genug, beſchränkt auf unſere Unterhaltung, unſer Hausweſen und unſere Spaziergänge, und der Abwechſelung wegen ſchriftſtellere ich „zum Spaß" (wie jener von ſeinem wohlhabenden Schwiegervater ſagte: er verkauft Tuch zum Spaß) und hacke Holz.

Nun ſuche recht ſchnell zur Ruhe zu kommen und dann wohne Probe. Nach einem halben Jahre wirſt Du uns ſagen können, ob der Aufenthalt in Düſſeldorf angenehm und billig iſt, und dann, wenn alles nach Deinen und unſeren Wünſchen ausfällt, wäre es nicht ſo unmöglich, daß ich alle meine Herrlichkeiten hier aufgäbe und Dir nachfolgte.

Die Meinigen grüßen mit mir Euch alle recht herzlich und freuen ſich mit mir ſchon darauf, Euch wohl und munter und zufrieden in Pempelfort zu beſuchen!

Bon soir, Messieurs!

H. v. F.

64. An Ludwig Erk in Berlin.

Bingerbrück, 8. Juni 1850.

Es tut mir recht leid, lieber Freund, daß ich Ihnen neulich ſo viele und zum Teil ſo läſtige Aufträge gegeben habe. Was ſollte ich aber machen? Die Sache drängte mich, und ich mußte mich an Sie wenden. Das für mich ſo freundereiche Berlin iſt für mich ſehr freundesarm, wenn ich einen Freundesdienſt wünſche. Alles erklärlich. Heutiges Tages ſchwindet das Intereſſe an der einzelnen Perſönlichkeit immer mehr. Alles drängt ſich der Maſſe gegenüber Maſſe zu werden, in der Maſſe ſucht jeder Halt und ſich geltend zu machen. Das ſah ich bereits 1840, und was ich oft über unſere damaligen politiſchen, religiöſen und geſelligen Zuſtände dachte und ſprach, beſtätigt ſich immer mehr. Eine Teilnahme, wie ſie für den Verfaſſer der unpolitiſchen Lieder in den Jahren 1840—43 war, iſt heute kaum denkbar. Wie aber andere ihre Liebe und ihren Haß in Bezug auf Beſtrebungen, Richtungen, Tun und Treiben hegen, habe ich noch nebenbei eine beſondere Vorliebe für dieſen und jenen Träger der Ideen und ſuche den Begriff Freundſchaft, der manchem ſehr Rokoko geworden iſt, vor unſerer neuen Allerweltsliebe feſtzuhalten. Doch darüber mündlich mehr! Kommen Sie nur nach Bothfeld! Das Kriegsgewitter wird ſich wol in Wind auflöſen. Die Völker haben keine Luſt, ſich zum Beſten ihrer Herrſcher tot zu ſchlagen. Ich glaube, alle unſere Rüſtungen ſind nur Spiegelfechterei.

65. An Karl Dreſel in Barkhauſen bei Bielefeld.

Bingerbrück, 13. Oktober 1850.

Lieber Karl!

Es iſt mir recht lieb geweſen, daß wir uns noch einmal wiedergeſehen haben, denn Du wirſt doch im Norden bleiben, und ich werde wol ſchwerlich ſo bald wieder hinkommen. Ich muß geſtehen, obſchon ich im Norden heimiſch ſein ſollte, ſo fühle ich mich doch fremder von Jahr zu Jahr. Ich kann mich weder an die Lebensweiſe, noch an die Gegend und das Klima, und auch am Ende nicht recht an die Menſchen gewöhnen; es iſt mir alles ſo kalt, ſo ernſt, ſo langweilig. Ich könnte dort freilich eher beſſere Geſellſchaft finden, mannigfachere Anregung durch nähere Beziehungen zu Gleichgeſinnten und Gleichſtrebenden gewinnen, aber ich könnte doch auch nur, wer weiß, ob ich nicht auch in einer norddeutſchen Stadt den Kelch des Philiſtertums bis auf die Hefen leeren müßte. Ich habe hier nur wenig geſelligen Verkehr, keine litterariſchen Hülfsmittel und dergleichen, das iſt wahr, aber für alles, was ich entbehren muß, wird mir mehr als reichlicher Erſatz zuteil: jeder Gang in die ſchöne Natur, ja ſchon jeder Blick iſt eine Freude, ein Troſt, eine Belebung, und mein häusliches Leben, ſo idylliſch und halbamerikaniſch es ſich geſtaltet hat, iſt noch nebenbei fortan eine unverſiegbare Quelle der Zufriedenheit und Heiterkeit. Schade, jammerſchade, daß Ihr nicht mehr hier ſeid! Als ich mich hier anſiedelte, bewog mich Euere Nähe zunächſt dazu; alle die alten Erinnerungen an un-

ſere ſchönen Geiſenheimer Tage traten lebendig vor meine Seele und ließen mich keinen Augenblick zweifelhaft ſein in meiner Wahl. Es wäre auch gar ſchön geweſen! Wir hätten zu einander den Rhein oft über- und ganze Länder durchſchritten. Leider wird oft dasjenige von unſern Wünſchen, was gar zu nahe liegt, ſo natürlich ſcheint, am wenigſten erfüllt.

Heute vor acht Tagen (letzten Sonntag) habe ich Itzſtein wiedergeſehen. Ich hatte zufällig erfahren, daß er ſchon ſeit mehreren Tagen wieder in Hallgarten weile. Ich eilte zu Fuß hinüber. Er war wohl und munter, ſchien mir aber ſehr gealtert zu ſein, und das iſt für einen 75jährigen ſchlimm, ſchlimm genug.

Mittwoch haben wir einen neuen Gaſt bekommen, wodurch das ganze Haus in große Freude verſetzt iſt — ein Fortepiano. Matthes in Wiesbaden oder wie er ſich ſelbſt ſchreibt Matthes à Wiesbade de Vienne, hat es gebaut. Es iſt $6^1/_2$ Oktave und in Tafelform und koſtet 180 fl. Wir haben es aus dreien ausgewählt. Es hat einen angenehmen Ton und wird ſich hoffentlich mit der Länge der Zeit bewähren. Vorgeſtern haben es Adolf und Hermann ganz gehörig verſucht. Sie waren von uns zu Mittag eingeladen und haben dann mehrere Stunden mit Ida muſiziert, daß mir zuletzt angſt und bange wurde und ich den Kaſten zumachte.

Seitdem wir wieder gehörig eingerichtet ſind, habe ich einen gewaltigen Hang zum Dichten und Schriftſtellern. Neulich erhielt ich von Robert Prutz eine Aufforderung zur Teilnahme an ſeiner Zeitſchrift: „Deutſches Muſeum". Es war mir ganz

willkommen, ich habe mich sofort daran gemacht und einiges ausgearbeitet, das ich nächstens fortschicken kann.

Die Poesie soll diesen Winter nicht feiern. Die Gelegenheit, viele und allerlei Melodien täglich singen und spielen hören zu können, verleitet mich zu neuen Liedern.

Bei meinen litterarischen Arbeiten fehlt es mir leider an Hülfsmitteln. Ohne Benutzung einer großen Bibliothek kann ich nichts Sonderliches leisten. Hätte ich nur wenigstens Deine Bibliothek!

Unsere Rückreise, der schönste Abschnitt unserer ganzen Reise, lebt noch frisch in unserem Gedächtnis. Ida und Alwine freuen sich mit mir noch der heiteren sonnigen Tage am Teutoburger Walde, denen acht ähnliche in dem lieblichen Ruhrtale folgten. In Düsseldorf begrüßten wir Freiligrath, der uns in bester Laune zum Bahnhof begleitete.

66. An Ludwig Erk in Berlin.

Bingerbrück, 29. November 1850.

Lieber Freund!

Das Parlament haben die Ochsen nicht verstanden. Ich bin deshalb nicht so gar unglücklich. Zu meinen Kosten werde ich wol schon noch kommen, und dann ist der Spaß, den ich selbst davon gehabt habe, billig genug.

Der Erwerb der Meusebachschen Bibliothek ist der bedeutendste, den die Königliche Bibliothek in

dieſem Jahrhundert gemacht. Leider wird ſie für mich ſo gut wie nicht vorhanden ſein: die Erbpächter werden alles gleich in ihre Klauen nehmen und bis ins Aſchgraue feſthalten. Hierher würde man auch ungern etwas ſenden, und hinkommen — daran iſt, ſolange als in Berlin gemanteuffelt wird, für mich nicht zu denken. Übrigens möchte ich gern ein Verzeichnis der Volkslieder pp. haben.

Die Zeiten ſehen jetzt ganz aus, als ob ſie die des 30jährigen Krieges werden wollten. Die Menſchen haben kein Gedächtnis mehr für ihre eigenen Niederträchtigkeiten und die Wohltaten, die ihnen andere erwieſen. Alles wird faul oder iſt es ſchon. Man muß ſein biſſel Geſundheit und Rechtlichkeit zu Rate halten, um allem Peſthauche der Gegenwart zu trotzen. Oft iſt es mir, als ſähe ich vor meinen Augen Kultur, Sitte, Kunſt und Wiſſenſchaft, jedes edele Gefühl zu Grunde gehen vor der Barbarei und Erbärmlichkeit von außen und innen. Ich wundere mich nur, daß es mir bis jetzt möglich war, geiſtig tätig zu ſein. Ich habe beſonders ſeit drei Wochen viel gedichtet. So eben iſt eine kleine Sammlung Lieder, etwa 20, vollendet worden, die ich gern mit Muſik und Illuſtrationen unter dem Titel „Rheinleben“*) erſcheinen ließe. Aber daran iſt in dieſem Augenblicke gar nicht zu denken.

Des Marſchierens iſt kein Ende. Vorige Woche lag bei uns das 15. Infanterieregiment. Vorgeſtern iſt es abmarſchiert. Alle Tage ziehen Truppenmaſſen vor unſerm Hauſe vorbei hinüber und

*) Rheinleben. Lieder, erſchienen Mainz 1851.

herüber über die Brücke. Gott weiß, was daraus werden ſoll!

Wir ſind hier alle, alle Parteien, für den Krieg, denn alle wollen ſehnlichſt, daß Ein großes Leiden endlich einmal alle unſere vielen Leiden endet.

Daß es Ihnen in ſo trauriger Zeit ſo traurig geht, betrübt mich ſehr. Ich wünſche, daß Sie in einem ſchön erneuten Familienleben alles wiederfinden, was Sie ſo ſchmerzlich entbehren müſſen.*)

Allerdings gibt die Kunſt Erſatz, aber nicht in dem Grade, wie ſie die Freude zu erhöhen vermag.

Senden Sie mir bald, recht bald das Gewünſchte. Laſſen Sie Sich darin durch Unluſt und Zeitmangel nicht irre machen, ich bin ſchon zufrieden, wenn Sie nur wenige Zeilen beilegen, denn ich weiß, daß Sie es gern tun, wenn Sie irgend können.

Herzlich grüßt Ihr

H. v. F.

67. An Ferdinand Freiligrath in Köln.

Bingerbrück, 6. Februar 1851.

Kaum gedacht, kaum gedacht,
Iſt der Luſt ein End gemacht.

Unſer unausſtehlicher Wirt hat es denn endlich ſo weit gebracht, daß ich ihm neulich kündigen mußte — wir ziehen aus und hoffen noch vor dem 1. Mai anderswo uns heimiſch niedergelaſſen zu haben. Wohin wir gehen, weiß ich noch nicht, nur ſo viel

*) Erk hatte 1848 ſeine Frau verloren.

iſt gewiß, daß wir am Rhein bleiben. Wir denken viel an den Strich von Koblenz bis Bonn, aber am rechten Ufer. Ich werde nächſtens mit einem Freunde nach Neuwied gehen. Vielleicht findet ſich dort eine Wohnung, wie wir ſie brauchen. In Unkel, Erpel, Honnef, Königswinter ſoll es ſehr teuer ſein, auch lebt man dort zu ſehr auf dem Lande. Da Du übrigens die Gegend genau kennſt, ſo ſchreib mir etwas darüber.

Wir verlieren hier eine ſchöne Natur, aber auch manche Unbequemlichkeit. Die erſte finden wir bald wieder, und die andere verlangen wir weiter nicht. Billiger Wein wächſt auch anderswo, und Menſchen, gute und ſchlechte, langweilige und kurzweilige, ſind überall. Haben wir nur erſt wieder eine Wohnung und dann unſern Umzug bewerkſtelligt, dann wird ſich alles finden.

Bingerbrück, 14. Februar 1851.

So weit hatte ich vor acht Tagen geſchrieben. Ich wollte noch denſelben Tag meinen Brief vollenden. Da erhielten wir noch abends einen Beſuch und zugleich die Nachricht: Freiligrath muß den preußiſchen Staat verlaſſen, er hat endlich Beſcheid von der Regierung erhalten, es iſt ihm nur eine Friſt von ſechs Wochen geſtattet. So ſteht's mit großer Schrift in der heutigen Kölner Zeitung. — Den andern Tag ſah ich in der Kölner und ſonſtigen Zeitungen nach. Bis jetzt habe ich nirgend dieſe Nachricht gefunden. Ich bitte Dich nun dringend, ſchreib mir recht bald, wie es ſteht.

Ich arbeite jetzt wieder eifrig an den Volksliedern. Zunächſt beabſichtige ich mit Erk eine

große Sammlung alter und neuer Volkslieder nach den beſten Lesarten herauszugeben. Erk übernimmt den muſikaliſchen Teil. Es iſt ein ſchwieriges und langwieriges Unternehmen. Gut, daß wir ſo viele Vorarbeiten und reiche Hülfsmittel haben.

So gern ich wieder etwas Litterarhiſtoriſches ausarbeiten möchte, ſo darf ich hier doch gar nicht daran denken. Ich habe weiter keine große Bibliothek in der Nähe als die Wiesbadener, und die iſt im Fache der deutſchen Litteratur ſehr arm. Wohne ich ſpäter näher an Bonn, ſo hoffe ich die dortige Bibliothek benutzen zu können und durch Simrock*) manches zu erhalten, wonach ich hier vergebens ſuchen muß. Es iſt ein ſchönes Ding um den Schoppen; wenn man aber nichts darüber hinaus kennt und kennen will, das iſt ein großes Trauerſpiel.

68. An Wilhelm Buchner in Wiesbaden.**)

Bingerbrück, 23. März 1851.

Sie haben auf eine ſo freundliche Weiſe meine Liebeslieder***) beſprochen, daß ich den Wunſch nicht unterdrücken kann, wie lieb es mir wäre, wenn Sie mit Benutzung der früheren Rezenſion eine neue für ein geleſeneres Blatt (etwa die Didaskalia)

*) Karl Simrock (1802—1876), Dichter und Germaniſt, Profeſſor in Bonn.

**) Wilhelm Buchner (1827—1900), Litterarhiſtoriker und Herausgeber der Biographie Ferdinand Freiligraths, lebte damals als Gymnaſiallehrer in Wiesbaden und war ſpäter Direktor in Krefeld.

***) Die unter dieſem Titel 1851 bei J. G. Wirth Sohn in Mainz erſchienenen Johannalieder.

ſchreiben wollten! Sie könnten dann auch bemerken, daß Herr Wirth aus Verſehen den Preis zu hoch geſtellt habe — denn hoffentlich wird durch Schenckels*) Verwendung Wirth ſich zu einem vernünftigen Preiſe bewegen laſſen. Sonſt würden freilich alle Ankündigungen und Beſprechungen für den Abſatz des Büchelchens völlig fruchtlos ſein.

Herr Dr. Schenckel ſagt mir, daß Sie Autographa ſammeln und auch von mir etwas Schriftliches haben möchten. Ich bin gern dazu bereit und ſende Ihnen ein ganz neues ungedrucktes Lied mit meiner vollſtändigen Namensunterſchrift. Sie haben alſo das meiſte von dem, was ein Liebhaber von dergleichen Dingen verlangt: etwas Neues, etwas Ungedrucktes und vollſtändige Namensunterſchrift!

Iſt Ihnen denn ſchon mein „Rheinleben" zu Geſicht gekommen? Das ſollte ein hübſches Büchelchen werden. Leider iſt es im Druck verdorben worden. Vielleicht läßt der Inhalt mit den zum Teil herrlichen volkstümlichen und Volksmelodien das Ungeſchlachte der äußeren Form vergeſſen und bei vier Sgr. wird es gekauft und geſungen. Aber ach! geſungen! Wer ſingt denn hier in dem viel bewunderten, hoch geprieſenen Rheinlande, an dem heiligen Fluſſe, dem Ganges der Deutſchen? Das Volk trinkt ſaueren Wein, verrichtet ſchwere Arbeiten und iſt in ſeinem Elende froh, wenn es beten und die Steuern bezahlen kann. Ich habe die Sache etwas idealiſiert, und ſo muß es auch

*) Dr. Johann Schenckel (1818—1853), Lehrer in Wiesbaden, Herausgeber der „Deutſchen Dichterhalle des 19. Jahrhunderts" 3 Bde. 1850. 1851.

bei aller poetiſchen Darſtellung ſein, die Wirklichkeit iſt leider gewöhnlich proſaiſch, zu proſaiſch.

Es wäre mir lieb, wenn Sie mir Ihre Anſichten gedruckt oder ſchriftlich mitteilen wollten! Wenn Sie aber ſelbſt nicht muſikaliſch ſind, ſo laſſen Sie ſich alles vorſingen und ſpielen. Denn

Nur nicht leſen, immer ſingen!

Herzlich grüßt Ihr

H. v. F.

69. An Rudolf Müller in Holdorf i. M.

Bingerbrück, 27. April 1851.

Mehrmals habe ich Eure letzten Briefe geleſen. Ich hatte ſie ruhen laſſen, um ſie ſpäter zu beantworten, weil ich mir dachte, es würde mir dann vielleicht das vollſtändige Verſtändnis Eurer Klagen kommen. Ich habe ſie nun eben wieder geleſen und muß geſtehen, daß ich für etwas ſo Unbeſtimmtes keine Teilnahme gewinnen kann. Mein Herz ſucht ein Etwas, woran es ſich in ſeiner Freude und ſeinem Schmerz feſtklammern kann. Wie aber wäre ein ſolches aus allem, was Du ſchreibſt, lieber Rudolf, zu finden? Warum ſagſt Du mir nicht, was Dir fehlt, was Dich drückt? Es würde mich vielleicht beruhigen, es würde mich bereit finden, Dich zu tröſten. So aber läſſeſt Du mich ohne alle nähere Mitteilung. Du ſprichſt von einem Unglück, ſagſt aber nicht, was für ein Unglück. Ihr ſeid doch wohl und munter! Ich kann nur ebenſo allgemein ſchreiben, daß es mich betrübt, wenn Du leideſt.

Wir armen Sterblichen haben alle unſer Päckchen Laſt zu tragen. Aber das bißchen Leben iſt doch ſüß und birgt in ſich manchen köſtlichen Schatz, den wir freilich oft nur mit Geduld, Mut und Ausdauer heben können. Dir ward bereits gar manches Schöne zuteil, und Du müßteſt ſehr undankbar ſein, wenn Du das nicht heute noch anerkennen wollteſt, wie manche Erinnerung an jene ſchöneren Stunden, jene glücklicheren Tage müſſen Dich Lügen ſtrafen. Warum ſoll das Verlorene nicht wiederkehren? Wenn wir uns ſelbſt aufgeben, dann freilich iſt alles verloren. Du aber biſt jung, kräftig und Dir eines redlichen Strebens und männlichen Willens bewußt — trag das Unvermeidliche, ſuche das Schlimme abzuwehren und zu beſiegen, mit männlichem Mute und feſter Hoffnung, freue Dich des Guten, das Dir der Augenblick ſchenkt, fürchte die Zukunft nicht und ſieh das Leben nicht gar ſo düſter an! Du hatteſt früher einen heiteren Sinn, und es bewährte ſich an Dir, was Taſſo ſo ſchön ſagt:

Wir Menſchen werden wunderbar geprüft:
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtſinn die Natur verliehn.

Warum nun aber jetzt auf Einmal dieſe Klagen, dieſe troſtloſe Stimmung? Reuevollen Schmerz können wir doch eigentlich nur haben über das Schlimme, was wir ſelbſt verſchuldeten, was wir hätten abwehren können. Miſſeſt Du Dir die Schuld zu, daß andere ſterben und verderben, daß Millionen nicht ſo glücklich ſind, wie Du ſie gerne ſähеſt? uſw.

Auch ich könnte klagen über gar vieles Ungemach, über mancherlei aus der allerneueſten Zeit, worüber ſich wol klagen läßt, aber ich tue es nicht. Ich ſuche zu vergeſſen und baue mir immer von neuem wieder auf, was mir zertrümmert wird, und freue mich, daß ich ſelbſt auf den Trümmern meiner Hoffnungen noch Mut und Lebensluſt behalten habe.

Wir überſiedeln dieſer Tage nach Neuwied. Unſere hieſige Wohnung ward uns doch zuletzt zu unbequem und läſtig, beſonders bei dem vielen ſchlechten Wetter, das uns noch ſchon ſeit vorigem Herbſte heimſucht. Der gänzliche Mangel an litterariſchen Hülfsmitteln war für mich nicht mehr auszuhalten, und die Sehnſucht nach einem geſelligen Verkehre wurde in den Meinigen immer größer. Wir ziehen ab und laſſen nichts zurück als die ſchöne Gegend, und die finden wir dort wieder.

Sobald wir wieder eingerichtet ſind, ſollt Ihr einen ausführlichen Bericht erhalten. Übrigens bitte ich Dich recht dringend, ſchreib mir zuvor noch, denn es quält mich zu ſehr, Dich unglücklich zu wiſſen und doch nicht zu wiſſen warum?

Erfreue mich bald, recht bald in Neuwied mit einem frohen langen Briefe! Alle grüßt herzlich Dein

H. v. F.

70. An Rudolf Müller in Holdorf i. M.

Neuwied, 15. September 1851.

Wir ſind in den guten Tagen viel umhergeſtrichen und haben uns der ſchönen Gegenden umher nicht

genug freuen können. In den Reiſehandbüchern wird unſers Neuwieds nur immer kurz gedacht, als ob hier nicht viel los wäre. Ich ſage Dir aber, was die Gegend anbetrifft, ſo können wir alle Rheinſtädte zum Wettkampf auffordern und werden nur wenigen das Feld räumen. In Betreff des geſelligen Verkehrs aber zeichnet es ſich vorteilhaft vor allen Rheinſtädten aus. Wir leben hier in den angenehmſten geſelligen Beziehungen und freuen uns nicht wenig, daß wir unſern Entſchluß, Bingerbrück mit Neuwied zu vertauſchen, ſo ſchnell und gründlich ausführten.

71. An Ludwig Erk in Berlin.

Neuwied, 23. November 1851.

Ich arbeite jetzt an einer ſchon lange vorbereiteten Liederſammlung, die unter dem Titel: „Deutſches Volksleben in Liedern und Bildern“ *) erſcheinen ſoll. Die Lieder ſind alle von mir, und die Melodien dazu ſuche ich aller Orten herbeizuſchaffen. Ich mache Sie jetzt ſchon auf das Unternehmen aufmerkſam, weil ich hoffe, daß Sie mich dabei gerne unterſtützen werden. Finde ich einen Verleger, der darauf eingeht und Geld daran zu wenden bereit iſt, ſo kann was Gutes daraus werden. Vor Jahren forderte mich die Buddeusſche Kunſthandlung in Düſſeldorf auf, dieſe Sache in Angriff zu nehmen und ihr den Verlag zu überlaſſen. Ich war bereit, aber großer Gott! Das deutſche Volks-

*) In dieſer Form iſt keine Sammlung Hoffmannſcher Lieder erſchienen.

leben war dermaßen abhanden gekommen, daß niemand davon wiſſen mochte. Bei dem unſerm deutſchen Volke tief inwohnenden Triebe, ſich zu verjüngen und ſeine Richtungen und Beſtrebungen zur Geltung zu bringen, hoffe ich, daß auch ſein Volksleben nicht untergehen wird. Ich werde nächſtens auf dieſen Gegenſtand zurückkommen und Ihnen dann einige ausgewählte Melodien zur Begutachtung vorlegen.

Sie hatten früher vor, unſere Bauerntänze*) zu ſammeln. Damit wäre mir viel gedient. Ich würde gewiß Stoff zu neuen Liedern und vielleicht auch neue Weiſen darin finden. Haben Sie dieſen Plan feſtgehalten?

Vor einigen Tagen habe ich erfahren, daß meine „Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes" vergriffen iſt. Ich denke nun ernſtlich daran, eine neue Auflage zu veranſtalten. Ich habe dieſen Gegenſtand nie aus den Augen verloren und eine Menge Nachträge geſammelt. Da auch Ihnen dieſe Sache am Herzen liegt, ſo darf ich wol auf Ihre Unterſtützung ſicher rechnen. Wenn ich meine hier habhaften Hülfsmittel erſchöpft habe, ſo würde ich dann auf vierzehn Tage nach Berlin gehen. Die Erlaubnis zu einem Aufenthalte zu dieſem Zwecke würde ja wol mir gegeben werden. Iſt die Meuſebachſche Bibliothek immer noch nicht benutzbar? Sollte ich jedoch die weite und koſtſpielige Reiſe nicht machen können, ſo würde ich mich an das Miniſterium mit der Bitte wenden, die zu meinem Buche not-

*) Erk hat dieſes Werk, deſſen Erſcheinen er bereits angekündigt hatte, nicht vollendet.

wendigen altkatholiſchen Geſangbücher der Berliner Bibliothek hier benutzen zu dürfen. Haben Sie doch die Güte, mir ein Verzeichnis derſelben zu verſchaffen! Mein Reineke Vos*) wird binnen vier Wochen vollendet ſein, es fehlen nur noch drei Bogen, dreizehn ſind bereits gedruckt (der ganze Text, die Anmerkungen und das Wörterbuch bis zum Buchſtaben J).

Von den Horae belgicae iſt nun außer der Pars I. auch die Pars II. vergriffen.

Sie ſehen, Arbeit habe ich genug, wenn ich nur immer auch ſo arbeiten könnte, wie ich möchte. Leider bin ich ſeit vier bis fünf Wochen ſehr leidend geweſen, und noch jetzt habe ich die Nachwehen des letzten abſcheulichen Winters nicht ganz verwunden.

Nun habe ich noch Eine große Bitte, nämlich daß Sie mir recht bald antworten.

Herzlich grüßt Ihr
H. v. F.

72. An Ludwig Erk in Berlin.

Neuwied, 9. April 1852.
Karfreitag.

Lieber Freund!

Sie haben mich lange, ſehr lange warten laſſen, und nun mußten Sie wieder warten. So rächt ſich alles von ſelbſt. Wäre Ihr Brief früher gekommen, ſo hätte ich ihn gleich beantwortet. Schon am 6. Februar war ich abgereiſt und erſt den

*) Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausgabe vom Jahre 1498. Zweite Ausgabe. Breslau 1852.

6. April kehrte ich wieder heim. Mit meiner Reiſe, ſo beſchwerlich und langweilig ſie oft war, bin ich doch ſehr zufrieden. Vier Wochen war ich in Göttingen und vier in Bothfeld bei Hannover. Die Göttinger Bibliothek behauptet ihren alten Ruhm: ſie iſt für die neuere Zeit gewiß eine der ergiebigſten und benutzbarſten. Ich habe ſehr fleißig gearbeitet. Denken Sie Sich, es befindet ſich dort eine große hymnologiſche Bibliothek, die Gebauerſche, die beſonders verzeichnet iſt und aufbewahrt wird, eine reiche Fundgrube für Kirchenlied und Kirchenmuſik. Um dieſer Schätze willen müſſen Sie Sich wenigſtens 14 Tage in Göttingen aufhalten. Machen Sie es ſo wie ich, und der Aufenthalt kommt Ihnen nicht teuer. Ich habe wie ein Student gelebt. Morgens machte ich mir meinen Kaffee, mittags aß ich in der Stadt London, und nachmittags trank ich gewöhnlich wieder Kaffee in meinem Zimmer, und abends, wenn ich nicht ins Muſeum ging oder eingeladen war, nahm ich mit Butterbrot und vortrefflicher Göttinger Wurſt vorlieb.

In Bothfeld habe ich eine neue Auflage meiner „Gedichte" (die 4.) vollendet, die noch vor Michaelis erſcheint. Der Satz hat bereits begonnen. Sie erſcheint bei Rümpler, mit dem ich zugleich einen Vertrag über die 2. Auflage meiner Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes abgeſchloſſen habe.

Auch poetiſch tätig bin ich geweſen. Vor meiner Reiſe, in den erſten Tagen des neuen Jahres, ſchrieb ich — erſtaunen Sie nicht? — eine Oper „In beiden Welten". Als ich ſie in einem kleinen Kreiſe zuerſt vorlas, ſagte ein Freund: das iſt ja

aber gar kein Unſinn! Noch habe ich keinen Komponiſten gefunden. Ich werde mich nur ſchwer für einen entſchließen, denn ich möchte nicht gerne, daß mein Werk verpfuſcht würde. Wie ſehr mir übrigens die Sache am Herzen liegt, können Sie Sich leicht denken. Könnte ich doch mit Ihnen darüber recht ausführlich ſprechen! Nun, am Ende ſehe ich Sie recht bald auf Ihrer grand tour. Von hier aus können Sie ja ſchnell und bequem nach allen Richtungen reiſen.

73. An Hendrik Willem Tydeman in Leiden.

Neuwied, 21. Mai 1852.

Hochgeehrter Freund!

Ihre neuliche Anfrage durch Johannes Müller*) hat mich unendlich gefreut: ich ſehe, daß Sie leben, wohl und munter ſind und meiner noch gedenken.

Zehn Jahre (von 1840 an) habe ich ein ſehr bewegtes Leben geführt. Die Sehnſucht und Hoffnungen des deutſchen Volkes habe auch ich zu verwirklichen geſtrebt und dafür viel leiden und dulden müſſen. Aber ſelbſt die jüngſten Ereigniſſe haben mich nur betrübt, nicht gebeugt, und ich bin meinem Vaterlande nie untreu geworden und kann es auch nie werden. Es ſteht höher als ſein augenblickliches Geſchick, und ich glaube feſt an ſeine ſchönere Zukunft, wie Sie ja aus meinen neulichen „Heimatklängen“ (Mainz bei Wirth) ſehen können.

*) Deutſcher Buchhändler in Amſterdam, bei dem Hoffmann mehrfach Einkehr gehalten hat.

Meine Errungenſchaft vom Jahre 1848 iſt meine Rehabilitation mit einem mäßigen Wartegelde. Seitdem lebe ich verheiratet an dem ſchönen Rhein in ſtiller Zurückgezogenheit den Meinigen und der Poeſie und Wiſſenſchaft: ich ſinge und dichte, forſche, ſchreibe Bücher, ſpaziere, hacke Holz und pflücke Blumen. Unſer Leben iſt ſehr einfach und doch ganz nach Wunſch: wir erfreuen uns einer wunderſchönen Gegend und eines angenehmen geſelligen Verkehrs. Neuwied zeichnet ſich vor faſt allen kleinen Rheinſtädten durch ſeine Bildung aus. Für meine Studien gewährt es freilich wenig, ich habe aber Bücher genug und kann von Bonn und Koblenz manches bekommen. Zu wiſſenſchaftlichen Werken fehlt mir freilich vieles, denn leider war ich gezwungen, meine bedeutende Bibliothek nach und nach zu verkaufen. Ich kann jedoch das Beſte und Seltenſte daraus immer benutzen: ein großer Teil iſt in die Königliche Bibliothek zu Berlin gewandert und vieles auch in die Göttinger. Zur Vollendung größerer wiſſenſchaftlicher Arbeiten muß ich gewöhnlich eine Reiſe machen, und ſo war ich denn zum Behufe einer zweiten Ausgabe meiner „Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes“ noch neulich (Februar und März) vier Wochen in Göttingen und vier in Hannover. Die Ausbeute war ſo lohnend, daß ich den Entſchluß faßte, ſobald es meine Familienverhältniſſe nur geſtatteten, abermals auf vier Wochen nach Göttingen zu gehen und die wunderbar reiche Bibliothek, die jetzt jedes Jahr bloß für Bücheranſchaffen 8000 Taler zu verwenden hat, mit Muße zu benutzen.

Daß ich der niederländiſchen Sprache und

Litteratur fortwährend meine Aufmerkſamkeit zugewendet habe, beweiſen die beiden letzten Teile meiner Horae belgicae: die Pars VII. erſchien 1845, die Pars VIII. 1852. Ich hätte gerne den ſeit vielen Jahren vergriffenen erſten Teil neu herausgegeben, dazu wäre aber eine Reiſe nach Holland und Belgien unerläßlich notwendig, und dazu habe ich keine Mittel. Das Reiſen in beiden Landen iſt zu koſtſpielig und auf eine ſo gaſtliche Aufnahme wie früher darf ich jetzt nicht mehr rechnen, denn die meiſten meiner alten lieben Freunde ſind wol längſt heimgegangen. Ich werde jedoch an meiner Sammlung altniederländiſcher Volkslieder ruhig fortarbeiten; ſie iſt viel reicher und bedeutender als die von Willems*) und wird allen Freunden des Volksgeſangs eine ſehr willkommene Gabe ſein. An eine Unterſtützung von ſeiten des Auslandes denke ich nicht. Meine neueſten Erfahrungen haben mich wieder belehrt, daß Deutſchland immer noch das Land alles wiſſenſchaftlichen Bücherverlags iſt. Während man in Belgien die Pars VIII. nicht einmal umſonſt drucken wollte, erhielt ich in Göttingen dafür ſoviel Honorar, daß ich damit meine ganze bisherige Reiſe beſtreiten konnte.

Den Reſt meiner früheren Bibliothek habe ich aus Mecklenburg nach Hannover kommen laſſen, 11 Zentner! Ich hätte gern vieles daraus behalten, teils aber iſt der Transport zu koſtſpielig, teils weiß ich die Bücher nicht unterzubringen. Ich

*) Jan Frans Willems' (1793—1846) Oude vlaemsche liederen, erſchienen Gent 1848.

habe mich deshalb entſchließen müſſen, ſie an den Meiſtbietenden zu überlaſſen. Ich ſende Ihnen heute zugleich das Verzeichnis und wünſche, daß die Maatschapij van nederlandsche letterkunde ihren reichen Schatz daraus noch vervollſtändigt.

Grüßen Sie alle meine alten Freunde, wo Sie deren noch finden, recht herzlich! und ſenden Sie mir recht bald Ihre verheißenen Mitteilungen. Hoffentlich erfahre ich in dieſen nächſten zehn Jahren mehr aus Holland, als daß ich als Mitglied des Königlichen Inſtituts zu Amſterdam in Gnaden entlaſſen bin.

In alter Liebe und Treue

Ihr

H. v. F.

74. An Rudolf Müller in Holdorf i. M.

Neuwied, 31. Mai 1852.

Lieber Rudolf!

Geſtern am erſten Pfingſttage, mittags Schlag 12 Uhr, iſt meine liebe Ida von einem geſunden Mägdlein glücklich entbunden worden. Unſere Sorgen und Ängſte waren groß, aber größer iſt unſere Freude. Es war ein furchtbarer Kampf, ich ſaß an Ida's Bette, hielt ihre Hand und litt alle ihre Schmerzen mit. Endlich trat die kleine Weltbürgerin ans Licht. Ida's erſtes Wort war: Nun geht für mich eine neue Welt auf! Gott Lob und Dank, daß ſich alles ſo glücklich entwickelt hat!

75. An Jakob Grimm in Berlin.

Neuwied, 27. Juni 1852.

Meinen herzlichen Gruß zuvor!

Das Vaterland hatte uns zu feſt vereint, als daß ich je zu glauben vermochte, dieſe Vereinigung könnte je völlig gelöſt werden. Es tut meinem Herzen wohl, daß mein Glaube durch Ihren lieben Brief, den ich dieſen Morgen erhielt, beſtätigt worden iſt. Und ſo iſt mir denn, als ob die jahrelange Unterbrechung unſeres freundſchaftlichen Verkehrs nur ein düſterer Traum war, der am Lichte eines ſchönen Sommermorgens wie von ſelbſt zerrinnt.

Ich ſende Ihnen heute wieder eine kleine Ausleſe zum Wörterbuche,*) die diesmal gewiß rechtzeitig eintrifft. Ich ſchäme mich, daß ich nichts Beſſeres geben kann, aber wenn auch nur etwas Brauchbares darunter iſt, will ich mich tröſten.

76. An Ludwig Erk in Berlin.

Neuwied, 27. Juni 1852.

Es ſchlägt eben fünf Uhr. Unſer Kind ſchläft, und meine Frau ſitzt auf dem Sofa und ruht ſich

*) Hoffmann ſchickte wiederholt Jakob Grimm und ſpäter den anderen Bearbeitern des „Deutſchen Wörterbuches" Beiträge. Grimm nennt ihn daher in dem 1854 erſchienenen erſten Bande als Beiträger.

aus, ſie hat heute ihren Kirchgang gehalten und wird ſich nun, wenn wir erſt mal wieder zuſammen wandern können, bald erholen. Wir haben manche trübe Stunden gehabt und dürfen auch jetzt noch nicht die feſte Hoffnung hegen, daß unſer Kind am Leben bleibt, es iſt ſehr ſchwächlich und nimmt wenig zu. Wir ſind auf alles gefaßt. Ich ſuche meine Frau zu tröſten, ſo gut es eben gehen will. Ich habe ihr mehrere Lieder gedichtet, die ſie gerne ſingt. Die Melodien waren ihr von früher her ſchon bekannt und lieb geworden, nicht aber die Texte, und ſo fand ich denn bald andere dazu.

Könnten Sie doch nur acht Tage lang hier und bei uns und mit uns ſein, es würde Ihnen wohltun, Sie würden Jahr und Tag von der ſchönen Erinnerung zehren können.

Geſtern machte ich einen Spaziergang an die Wied und brachte einen wundervollen Blumenſtrauß heim: allerlei Glockenblumen und darunter die Campanula imperialis.

Es iſt hier jetzt auch gar zu ſchön. Könnten und wollten Sie doch hier ſein!

Sie werden Sich wundern, einen Brief an Jakob Grimm im Päckchen zu finden. Ich will Ihnen Aufſchluß darüber geben. Neulich ſchickte ich ihm einige Beiträge zum Wörterbuche. Heute morgen bekam ich einen ſehr freundlichen Brief von ihm. Gottlob! Alles iſt nun vergeſſen. Sie werden mich ſehr verbinden, wenn Sie ihm den Brief ſelbſt überbringen und dann bei der Gelegenheit ihn, was ich vergeſſen habe, bitten, mir etwaige Beiträge zu meinem Kirchenliede hervorzuſuchen.

77. An Emanuel Geibel in München.

Neuwied, 2. Dezember 1852.

Geehrter Freund!

Es hat mir recht leid getan, daß ich Sie dieſen Sommer in Ems nicht traf. Vielleicht hätten Sie Sich beſtimmen laſſen, bei Ihrer ſpäteren Rheinreiſe auch unſer ſtilles Neuwied zu beſuchen. Ich bin überzeugt, Sie würden unſere Gegend recht lieb gewonnen haben, denn an Schönheit und Mannigfaltigkeit iſt ſie reicher als manche andere. Sayn allein iſt lohnend, ein wahrer Feengarten!

Es freut mich, daß Sie Sich in Ihrer neuen Wirkſamkeit gut gefallen. Ich ſchließe das aus einem Zeitungsberichte, der mir neulich zu Geſicht kam.

Vor einigen Wochen hörte ich, daß Sie Sich jetzt auch mit dem geiſtlichen Liede beſchäftigten. Das veranlaßt mich denn um ſo mehr, Ihre Güte in Anſpruch zu nehmen.

Seit anderthalb Jahren arbeite ich ſchon an einer neuen Auflage meiner „Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes". Ehe ich dieſelbe nun zum Abſchluß bringe, will ich mich nach neuen Beiträgen dazu umtun. In München iſt manches, was ich noch haben muß. Wenn es Ihnen ſelbſt an Zeit mangeln ſollte, ſo können Sie mir doch wol durch Ihre gütige Vermittelung Abſchriften beſorgen.

Anfang dieſes Jahres habe ich zwei Opern geſchrieben: In beiden Welten, und: Der Graf im Pfluge.*) Ich habe mich nach Komponiſten umgeſehen, aber vergeblich. Dem erſten beſten möchte

*) Der Text beider Opern iſt gedruckt in „Mein Leben" Bd. V und als Sonderdruck daraus im Jahre 1868.

ich ſie nicht geben, und einen tüchtigen, den ich wenigſtens dafür erkennen müßte, fand ich nicht. Robert Schumann*) hatte zu der einen Luſt, aber es ſchien mir, als ob er die lange Zeit nicht darauf verwenden wollte. Geſtern höre ich nun, daß er tiefſinnig geworden ſei. Das würde mich nicht wundern, denn er hat gewiß zu viel gearbeitet und ſich ganz in ſich hineingelebt und verloren. Wiſſen Sie mir keinen Komponiſten, der friſch und neu noch iſt, zu raten? Unſere alten berühmten ſcheinen ſich alle ausgeſchrieben zu haben.

Bei Rümpler erſcheint nach Neujahr wieder ein Buch von mir: „Theophilus. Niederdeutsches Schauſpiel des XV. Jhrh. aus einer Trierer HS. Erster Druck.“ Es iſt das bedeutendſte Schauſpiel unſerer älteren Litteratur, und ich wünſche recht ſehr, daß Sie es leſen.

Im Schadſchen Muſenalmanach 3. Jahrg. S. 39 ſagen Sie zwar:

Ach, auseinander weit ſeit jenen Tagen,
Zu weit hat uns der Kampf der Zeit verſchlagen,

ich hoffe aber, daß die Liebe zum Vaterlande alle wieder einen wird, die ihr Vaterland wahrhaft lieben. Die Zeit hat etwas Verſöhnendes, und ſie hat ſchon vieles verſöhnt. Mögen unſere Zuſtände ſchlecht ſein, ich lebe der frohen Hoffnung, daß keine Macht der Erde imſtande iſt, das deutſche Volk zu Grunde zu richten.

Herzlich grüßt Ihr
H. v. F.

*) R. Schumann (1810—1856) mußte 1853 wegen eines Gehirnleidens ſeine Stellung als Muſikdirektor in Düſſeldorf aufgeben.

78. An Rudolf Müller in Holdorf i. M.

Neuwied, 16. März 1853

Lieber Rudolf!

Wir haben traurige, recht traurige Zeiten verlebt. Unſer armes Kind iſt endlich ſeinen langen Leiden erlegen. So ſehr wir darauf vorbereitet ſchienen, ſo war es doch ein ſchrecklicher Augenblick, als uns am Morgen des 18. Februars Agnes die Trauerbotſchaft brachte. — — Am andern Tage begrub ich unſer Kind und eine meiner ſchönſten Hoffnungen. —

Ja, wir haben traurige Zeiten verlebt. Ida war ſeit Jahr und Tag ſehr leidend und oft recht krank. Auch ich habe viel gelitten, geiſtig und körperlich. Wir wollen darum recht bald in die Heimat reiſen, das wird uns allen wohl tun. Ich habe bereits nach Bothfeld geſchrieben, daß ſie uns in den letzten Tagen der Woche vor Pfingſten erwarten könnten. Ich muß dann wahrſcheinlich auf vier Wochen nach Göttingen, um dort die zweite Auflage meiner Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes zu vollenden. Leider hat es mir hier dazu an Hülfsmitteln gefehlt. Ich habe zwar noch Stoff für die nächſten acht Wochen, dann aber muß ich mich umſehen nach einer großen Bibliothek, und da iſt mir die nächſte und bequemſte die Göttinger.

Ich wünſchte ſehr, daß wir uns im Laufe des Sommers ſähen, und das iſt auch Ida's ſehnlichſter Wunſch. Ich kann aber heute noch nichts verſprechen.

Es ist bei uns recht still geworden ..... Ich arbeite sehr fleißig und kümmere mich wenig um die Außenwelt. Ich bin hier ganz unangefochten. Außer der Trierer Geschichte habe ich seit 1848 nichts derart erlebt und — das will jetzt viel sagen. Ich habe für dies Jahr sogar — eine Paßkarte bekommen!

Nun, Gott sei Dank, der Winter ist dahin, und der Frühling wird uns alle wieder beleben, erfreuen und mit neuen Hoffnungen erfüllen und uns versöhnen mit allem, was uns betrübt, quält und peinigt.

Unsere herzlichen Grüße an Euch und an alle, die unser freundlich gedenken.

Dein

H. v. F.

79. An den Landrat des Neuwieder Kreises, von Runkel.

Neuwied, 9. August 1853.

Hochgeehrter Herr Landrat!

Ew. Hochwohlgeboren werden aus der heutigen Koblenzer Zeitung ersehen haben, daß ich vor einigen Tagen aus dem Königreiche Hannover ausgewiesen wurde. Ich halte es für meine Pflicht, Sie vollständig von dem Zwecke meines dortigen Aufenthalts und meinen Arbeiten und Erlebnissen in Kenntnis zu setzen.

Seit zwei Jahren arbeite ich hieselbst an einer zweiten Ausgabe meiner „Geschichte des deutschen

Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit (Breslau 1832)". Nachdem die Bibliotheken zu Koblenz, Bonn und Köln mir nicht mehr ausreichten, wendete ich mich nach Göttingen, schon im Februar 1852, und arbeitete dort vier Wochen lang. Ein abermaliger Aufenthalt in Göttingen schien mir zum Abschlusse meines Buches durchaus notwendig. Den 12. Mai reiste ich von hier ab. Ich begab mich mit meiner Frau zunächst nach Bothfeld zu ihrem Vater, dem Pastor zum Berge. Von dort aus benutzte ich die Königliche Bibliothek in Hannover. Am 1. Juli reiste ich nach Göttingen. Die mit Recht berühmte und gepriesene Göttinger Bibliothek gewährte mir reichliche Hülfsmittel zur Vollendung meines Buches. Ich arbeitete täglich zwölf Stunden. Ich hatte so wenig Zeit übrig, daß ich kaum an Besuche denken konnte. Ich hatte meist nur Verkehr mit den Professoren Höck, Redepenning, Gieseler, Wilhelm Müller und einigen Bibliotheksbeamten. Als ich schon abzureisen bereit war, wollten meine Freunde und einige Göttinger Bürger mich noch mal sehen. Es ward ein kleines Abendessen veranstaltet. Es fanden sich die bereits genannten Herren bis auf Konsistorialrat Gieseler alle ein, nebst anderen, von denen ich aber nur wenige kannte. Es wurde mir ein Hoch ausgebracht, und ich dankte mit einem Trinkspruch auf die neue Zeit. Dann gab es noch allerlei Hoch, wie das bei dergleichen Gelegenheiten üblich ist; ich ließ die Göttinger Bibliothek und den Oberbibliothekar Höck leben, meinen Freund Wilhelm Müller (Herausgeber des trefflichen mittelhochdeutschen Wörterbuches) und endlich die Göttinger Mettwurst. Das einzige Politische war ein Toast, ich weiß

nicht von wem, auf den Obergerichtsaſſeſſor Planck*), Mitglied der aufgelöſten zweiten Kammer, und von dieſem auf die hannoverſche Verfaſſung. Den Herrn Planck ſah ich zum erſten Male, und der hannoverſchen Verfaſſung ſtehe ich ſo fern wie ihm. In voller Heiterkeit endete das Abendeſſen.

Kurz darauf verließ ich Göttingen. Am 3. Auguſt kehrte ich nach Bothfeld zurück, um meine Frau abzuholen. Ich übergab tags darauf dem Buchhändler Rümpler das Manuſkript der völlig umgearbeiteten 2. Auflage meiner Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes und ſchickte mich an zur Abreiſe.

Am Freitag morgen (5. Auguſt), als ich eben mit Einpacken beſchäftigt war, erſchien Herr Regierungsrat Hagemann, Amtmann von Langenhagen, mit einem Poliziſten und kündigte mir an, daß er auf höheren Befehl meine Papiere durchſuchen und mich ausweiſen müßte. Alle meine Schriften, die vielen Auszüge aus den Konzilienſammlungen, den Acta Sanctorum, den Monumenta von Pertz, aus hymnologiſchen, kirchenhiſtoriſchen pp. Werken, aus alten katholiſchen und proteſtantiſchen Geſangbüchern, alle meine litterariſchen, freundſchaftlichen und Familienbriefe wurden ſorgfältigſt unterſucht. Es wurde nur meine vierwöchentliche Aufenthaltskarte von Göttingen und ein Verzeichnis meines Briefwechſels zurückbehalten.

Ew. Hochwohlgeboren werden aus dieſer einfachen, wahrheitsgetreuen Erzählung ermeſſen, ob

*) Der Juriſt Gottlieb Planck (geb. 1824), ſpäter Appellationsgerichtsrat, ſtand in der hannoverſchen Kammer damals auf ſeiten der Oppoſition und erregte durch ſein Auftreten das Mißfallen der Regierung.

das gegen mich angewendete Verfahren irgendwie gerechtfertigt erſcheint.

Hochachtungsvoll
Ihr ergebenſter
Profeſſor Dr. Hoffmann.

80. An Matthijs de Vries in Leiden.

Neuwied, 8. Dezember 1853.

Geehrter Freund!

Ihre Antrittsrede hat mir viel Freude gemacht. Sie iſt voll begeiſternder Liebe für die Mutterſprache und ihre Litteratur, ſie iſt belehrend und erweckend, ſie iſt in einem Holländiſch abgefaßt, wie ich es früher noch nie vernommen habe. Ich muß geſtehen, wenn ſo friſch und lebendig, ſo in deutſchem Geiſte gedacht, geſprochen und geſchrieben wird, ſo muß die holländiſche Sprache die Einflüſſe des Latein und Franzöſiſchen bald immer mehr abſtoßen und wird ihren vollen germaniſchen Charakter ſich wiedergewinnen. Die deutſche Sprache und Poeſie des 17. Jahrhunderts, die ja zum Teil nach holländiſchen Muſtern ſich bildete und ſomit das Undeutſche in Verſifikation und Redeweiſe mitempfing, hat ſich zwar anderthalb Jahrhundert zu behaupten gewußt, wurde aber endlich doch noch glücklich überwunden. Und ſo wird es auch, ſo muß es in Holland kommen. Doch darüber mündlich einmal mehr. Vorläufig betrachte ich es als ein glückliches Zeichen, daß es jemand wagt, ſeine germaniſche Sprache ihrem Genius gemäß zu reden und zu ſchreiben.

In Betreff der Pars I. meiner Horae belgicae haben Sie mich mißverſtanden. Es handelt ſich nicht um einen herdruk (Wiederabdruck), ſondern um eine völlige Umarbeitung, die mit der jetzigen Pars I. weiter nichts als den Zweck gemein hat. Dieſe Pars I., wenn auch in neuer Auflage (denn ich kann das ganze Werk nicht ohne Kopf laſſen), wird unter dem Titel: „Überſicht der altniederländiſchen Poeſie“ nach einer gewiſſen Ordnung alle poetiſchen Denkmäler aufführen und dabei alle Handſchriften, Ausgaben, alle darauf bezüglichen Abhandlungen genau nachweiſen. Für Deutſchland gewiß ein ſehr wichtiges Werk! Wieviel iſt nicht ſeit 1830 geſchehen! Eben darum muß ich ſelbſt nach Holland und Belgien, muß mir alles einſehen und mir die nötigen Hülfsmittel zu verſchaffen ſuchen. Ich hoffe, daß dieſe nähere Erklärung meines Vorhabens Ihres vollen Beifalles ſich erfreuen und Sie nur noch mehr ermutigen wird zu der mir verſprochenen freundlichen Unterſtützung.

81. An Rudolf Müller in Holdorf i. M.

Bonn, 4. Februar 1854.

Was wirſt Du denken, lieber guter Kerl, daß wir ein ſo langes hartnäckiges Stillſchweigen beobachtet haben! Zürne nicht! es iſt wahrlich nicht Mangel an Liebe, des kannſt Du verſichert ſein. Als Dein Brief mit den 50 Tlrn. kam, ſagte ich zu Ida: Nun wollen wir auch heute im Tage antworten! Ida ſchrieb auch an Jetting. Allerlei kam

dazwiſchen. Ich wollte Dir etwas Neues melden, aber das Neue wurde nicht reif und iſt es auch ſo recht noch nicht. Nun, Du ſollſt aber doch etwas hören. Wir werden Anfang Aprils nach Holland reiſen und dann nach einem Orte mitten in Deutſchland überſiedeln. Ein deutſcher Fürſt iſt hochherzig genug geweſen, mir den Aufenthalt in ſeinem Lande zu geſtatten und zugleich eine Ausſicht auf Erwerb zu eröffnen, daß ich, wenn ich auch mein preußiſches Wartegeld verliere, doch noch mehr habe als jetzt. Mehr kann ich Dir noch nicht melden, ich hoffe aber, Dir bald ſo viel mitzuteilen, daß Du einen Blick in unſere Zukunft zu tun vermagſt. Vorläufig bitte ich Dich, niemandem etwas davon zu ſagen. Du weißt, in welcher Zeit wir leben und wie viele Hände beſchäftigt ſind, einem anderen alles zu verderben.

Ich bin ſeit faſt 14 Tagen hier, um meine neuen Angelegenheiten zu betreiben. Frau Bettina von Arnim, die mir von jeher die größte Teilnahme bewieſen, hat an allem, was jetzt für mich Gutes geſchehen iſt und geſchieht, den größten Anteil. Ich habe alle Hände voll zu tun.

In Neuwied konnte ich nicht gut mehr bleiben. Bei meiner ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit fehlte es mir an litterariſchen Hülfsmitteln und litterariſchem Verkehr. Ich ſehnte mich nach einer Bibliothek. Ich habe freilich viel geſchriftſtellert — binnen kaum drei Jahren 13 Bücher vollendet, aber wenn ich Dir erzählen müßte, unter welchen Umſtänden, ſo würdeſt Du Dich wundern, daß es mir überhaupt möglich war. Mein Reiſen, ſo notwendig es war, wurde verdächtigt wie mein Briefwechſel, obſchon

letzterer ſich nur auf rein litterariſche Dinge bezog pp. Doch genug hiervon! Ich will froh ſein, wenn ich endlich einmal wieder frei atmen und ungeſtört ſchaffen kann.

Für heute genug! Bald mehr!

Jetting, Guſting pp., allen meinen herzlichſten Gruß.

H. v. F.

82. An Matthijs de Vries in Leiden.

Neuwied, 19. April 1854.

Geehrter Freund!

Mein langes Schweigen wird Sie nicht weiter wundern, wenn ich Ihnen jetzt melde, was ſich ſeitdem mit mir zugetragen hat.

Meine Überſiedelung nach Weimar, die ich mir ſchon lange gewünſcht hatte, tritt nun ins Leben. Vor etwa ſechs Wochen war ich ſelbſt in Weimar. Der Großherzog, der mich zweimal zur Audienz beſchied, hat mir nicht allein den Aufenthalt in ſeinen Landen, ſondern auch Unterſtützung meiner litterariſchen Arbeiten zugeſichert. Seit dem 1. April habe ich dort bereits eine Wohnung. Ein Teil unſerer Sachen iſt ſchon nach Weimar unterwegs. Der Reſt folgt dieſer Tage. Samstag den 22. reiſe ich nun in Einem Zuge mit dem Niederländer nach Rotterdam und werde wol den folgenden Tag die „Plaats Royaal“ in Leiden erreichen. Meine Frau hat es vorgezogen, mit ihrer Schweſter zu ihren Eltern zu reiſen und wird unterwegs in Koblenz, im Rheingau, in Frankfurt, Kaſſel und Göttingen

überall einige Tage verweilen. In der Mitte Mais wird auch ſie nach Weimar kommen.

Ich hoffe, Sie und alle Freunde recht wohl und heiter zu finden, und verſpreche mir in litterariſchen Dingen mannigfaltigen Genuß und Belehrung, ſowie Erfüllung meiner langgehegten Wünſche.

Allen meine herzlichen Grüße!

Fröhliches Wiederſehen!

H. v. F.

83. An Matthijs de Vries in Leiden.

Weimar, 27. Juni 1854.

Die frohe Erinnerung an Leiden iſt nur ein froher Dank für all das Liebe und Gute, was Sie mir, geehrter Freund, erwieſen haben. Hat auch das ſchlechte Wetter mitunter meine gute Laune verdorben, das ſchlechte Wetter iſt längſt vergeſſen, und ich freue mich noch immerfort, daß wir ſo viel zuſammen waren und uns ſo hübſch ausſprechen konnten.

Sorgen Sie nun Ihrerſeits, die in Sicht geſtellte Fortſetzung unſers herzlichen Verkehrs zu bewerkſtelligen, und zwar dieſen Sommer noch: an Stoff zur Unterhaltung ſoll es uns nicht fehlen, auch würden Sie mit dazu beitragen, daß der Wechſelverkehr zwiſchen Deutſchland und Holland, den wir doch beide ſo ſehr wünſchen und anſtreben, immer mehr angebahnt wird.

Wenn Sie kommen wollen, ſo wählen Sie am beſten wol den Auguſt, dann iſt das Wetter beſtändiger. Wir haben jetzt ſeit über vier Wochen

faſt täglich Gewitter, ſo daß man kaum einen ganzen Tag im Freien zubringen kann.

Den 14. Mai traf ich hier ein. Acht Tage ſpäter erſchien auch meine Frau mit ihrer Schweſter Agnes. Die erſten Wochen vergingen uns nicht eben anmutig: wir fanden eine völlig leere, öde Wohnung — wir mußten uns alles kaufen und unſer ganzes Hausweſen neu einrichten. Jetzt iſt es ſo ziemlich wohnlich geworden, ſo daß wir uns täglich heimiſcher fühlen. Arbeiten kann ich aber noch immer nicht ſo recht. An die Horae belgicae habe ich wenig denken können. Die Vorbereitungen zu unſerer Zeitſchrift erfordern viel Zeit und Mühe. Hoffentlich wird nun binnen 14 Tagen der Druck beginnen. Das erſte Heft ſoll den 28. Auguſt (Huldigungstag des Großherzogs und Goethe's Geburtstag) erſcheinen. Meine holländiſchen und belgiſchen Bücher ſind — zu meinem großen Leidweſen — immer noch nicht angekommen.

84. An Matthijs de Vries in Leiden.

Altenburg an der Saale, 3. September 1854.

Geehrter Freund!

Es hat uns recht leid getan, daß Sie nicht zu uns nach Weimar gekommen ſind. Auch unſer jetziger Wohnort hat ſeine Schönheiten, die den Freund der Natur erfreuen können. Nun, was nicht iſt, kann noch kommen, und ſo rechnen wir denn ſtark darauf, Sie in künftigem Sommer bei uns zu ſehen.

Das Jahrbuch hat mich ſehr in Anſpruch genommen. Das erſte Heft iſt zum 28. Auguſt, dem Huldigungstage des Großherzogs und Goethe's Geburtstage, erſchienen. Vom zweiten Hefte ſind bereits fünf Bogen gedruckt. Sobald es vollendet iſt, werden wir bis zum dritten Hefte eine kleine Pauſe haben, dies ſoll erſt den 1. Januar des neuen Jahrs erſcheinen.

Unterdeſſen werde ich meine Zeit und Kräfte hauptſächlich den Horae belgicae widmen. Zunächſt erſcheint ein neuer Teil, Pars XI: das Antwerpener Liederbuch von Jan Roulans vollſtändig in treuem Abdruck. Die Herausgabe iſt mir leider ſehr erſchwert. Das ſehr ſeltene (wol einzige) Exemplar iſt mir nach Weimar geſchickt worden, ich darf es aber nur auf der Großherzoglichen Bibliothek benutzen.

Da die Koſten nicht unbedeutend ſind, ſo wäre mir lieb, wenn durch Subſkription in Holland und Belgien das Unternehmen unterſtützt würde. Sagen Sie mir, auf welche Weiſe das anzufangen iſt? Das Buch iſt zu wichtig, als daß es länger der Wiſſenſchaft vorenthalten werden dürfte. Ich werde dieſe mühſame Arbeit der Leidener Maatschappij van nederlandsche Letterkunde widmen, um ihr einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben.

Als preußiſcher Wartegeldsprofeſſor muß ich in den preußiſchen Staaten einen Aufenthaltsort haben. Da habe ich mir nun das Dorf Altenburg an der Saale, in der Volksſprache Almerich, gewählt. Ich bin dann und wann mit den Meinigen hier. Es iſt ein wunderſchöner Punkt in dem lieblichen Saaletale zwiſchen Naumburg und Köſen, nahe bei Schul-

pforta, wo meine Freunde Koberſtein und Steinhart*) (Mitarbeiter an der Überſetzung des Plato von Hieronymus Müller) leben. Es lebt ſich hier ganz anmutig. Wir erfreuen uns des herrlichſten Sommerwetters, ſitzen auf dem Balkon im Freien und erquicken uns an der lieblichen Ausſicht ins Saaletal. Auch die Spaziergänge auf die Berge ſind ſchön. Heute glaubte ich wirklich am Rheine zu ſein, als ich den Spiegel der Saale ſah und weit hin an der andern Seite Weinberg an Weinberg. Geſtern abend waren Koberſteins bei uns zum Abendeſſen. Wir begleiteten ſie bei Mondenſchein bis auf den halben Weg nach Pforta. Morgen kehren wir nach Weimar zurück.

Meine Frau iſt ſehr geſund und heiter und läßt herzlich grüßen.

Allen Freunden tauſend herzliche Grüße!

H. v. F.

85. An Ludwig Erk in Berlin.

Weimar, 25. November 1854.

Sie hatten mir, lieber Freund, früher ſo mancherlei für unſer Jahrbuch verſprochen, aber leider! iſt bis jetzt noch nichts erfolgt. Sie können leicht denken, daß es keine Kleinigkeit iſt, jährlich 60 Druckbogen, wovon mir 30 zufallen, zu liefern und noch dazu in jedem Hefte eine gewiſſe Mannigfaltigkeit.

*) Der Litterarhiſtoriker Karl Auguſt Koberſtein (1797—1870) und Hoffmanns Helmſtedter Schulfreund Karl Steinhart (1801—1872), beide Profeſſoren in Schulpforta.

Ferner haben Sie mir Unterſtützung zu zwei Arbeiten zugeſagt, die nun, weil jene ausbleibt, nicht vollendet werden können:

1. Die neueren deutſchen Volkslieder,
2. Zur Geſchichte des Wunderhorns.

Ihr Liederhort nimmt erfreulichen Fortgang. Würden Sie mich bei einem ähnlichen Unternehmen ohne Muſik unterſtützen, wie ich es beim Liederhort getan habe, ſo würde ich die verunglückte Walhalla*) leichter vergeſſen. Jetzt habe ich mein Beſtes Ihnen gegeben, das gemeinſchaftlich beabſichtigte Unternehmen iſt durch den Liederhort zurückgedrängt, und meine jahrelangen Bemühungen für die Walhalla ſind vorläufig erfolglos. Sagen Sie mir gefälligſt: würden Sie mir, wenn ich jetzt eine Sammlung unſerer noch im Volke lebenden Volkslieder veranſtalten wollte, Ihre Vorräte willig öffnen?

In unſerer neuen Wohnung, die wir am Dienstag erſt bezogen, habe ich ein ganz vortreffliches Arbeitszimmer: hoch, licht, ſtill, geräumig (zwölf Schritt lang und ſechs breit), mit einer freundlichen Ausſicht nach Süden, vorn ein kleines Gärtchen, dahinter die Anlagen des Parks. Ich hoffe, ich werde hier recht viel und gern ſchaffen. Ich laſſe mir nun auch meine Bücher kommen.

---

*) Unter dem Namen „Walhalla" wollten Hoffmann und Erk eine größere Sammlung von Volksliedern mit Melodien und Klavierbegleitung herausgeben. Der Plan, der ſeit 1847 über ein Jahrzehnt von beiden mündlich und brieflich behandelt wurde, kam wegen anderer Arbeiten, beſonders wegen Erks Beſchäftigung mit ſeinem „Deutſchen Liederhort" (erſchienen 1856), nicht zur Ausführung.

86. An Ludwig Erk in Berlin.

Weimar, 30. Januar 1855.

Lieber Freund!

Sie haben mir den Mund nach den schönen Beiträgen des Herrn von Maltzahn*) recht wässerig gemacht! Schon den 6. Dezember befolgte ich Ihren Rat und schrieb an ihn, er hat bis jetzt noch nichts von sich merken lassen. Ich fürchte, daß auch diese Hoffnungen ins Reich der Träume gehören. Gehen Sie doch mal zu ihm und suchen Sie etwas loszueisen!

Da Sie als Mitarbeiter des Jahrbuchs von mir eingeschwärzt sind, so darf ich jetzt wol hoffen, daß Sie freiwillig sich mit einem Beitrage einfinden. Sie dürfen ja nur in die Meusebachsche Bibliothek hineingreifen! Mir wird es nicht so leicht. Ich muß erst in alle Welt schreiben und himmelhoch bitten und flehen, bis mir einige lumpige Notizen zufliegen. Der Teufel hole die Zentralisation! In Berlin ist alles aufgestapelt, und nun holt's euch! Sie haben freilich dies Gefühl nicht und können es nicht haben, was unser einen nie verläßt: dies Gefühl der Unzulänglichkeit der Hülfsmittel. Nur ein Trost: Die Reichen wissen mit ihren Schätzen nichts anzufangen, und der Arme macht Gold aus Dreck. Ich war hübsch im Zuge mit der neuen Ausgabe der Pars II. meiner Horae belgicae. Jetzt ruht sie wieder. Das Jahrbuch ist dazwischen gefahren. Ich habe dieser Tage

*) Der Berliner Litteraturforscher Wendelin von Maltzahn (1815—1889), dessen Studien den Hoffmannschen vielfach verwandt gewesen sind.

viele Aufſätze vollendet, unter anderm: Zur Geſchichte des Wunderhorns.*)

Geſtern war der Maler Thon**) bei mir. Er wird Illuſtrationen zu meinen Kinderliedern machen. Seit wir kein Inſtrument mehr haben — ein gutes iſt uns zu teuer, und ein ſchlechtes will meine Frau nicht —, wende ich mich an die zeichnenden Künſte und ſuche dort Anregung und Aufmunterung.

Unſer Neu-Weimar-Verein iſt im guten Zuge. Alt-Weimar ſtutzt, und die Berliner werden die Achſeln zucken. Schadt nichts.

Wir ſind gottlob jetzt alle wohl. Meine Frau erwartet im April ihre Niederkunft.

Laſſen Sie bald etwas von ſich hören! Herzliche Grüße!

H. v. F.

87. An Karl Rümpler in Hannover.

Weimar, 21. März 1855.

Lieber Herr Rümpler!

Das war ein langer, harter, koſtſpieliger Winter, wie ihn dies Jahrhundert noch nicht erlebt hat! Gottlob, heute iſt Frühlingsanfang, und wir atmen wieder auf.

Ich habe viel, faſt zu viel gearbeitet. Das Jahrbuch hat alle meine Zeit und Kräfte in Anſpruch genommen, ſo daß ich die Horae belgicae liegen laſſen mußte. Ich war endlich ſo abgeſpannt, daß ich mich auf Reiſen begab: ich war mehrere Tage in Schulpforta und zu Anfange dieſer Woche

*) Erſchienen im 2. Bande des „Weimariſchen Jahrbuchs".
**) Sirtus Amandus Thon (1817—1901), weimariſcher Maler.

auf der Wartburg. Samstag will ich nach Jena. Ich hoffe dann mit neuer Friſche das Unterbrochene wieder aufzunehmen und baldigſt zu vollenden.

Geſtern habe ich mit Dr. Schade in aller Liebe und Freundlichkeit ein Abkommen getroffen: von jetzt an wird immer das erſte Heft eines Bandes von mir, das zweite von ihm herausgegeben. Es war notwendig, daß wir uns ſo in die Tätigkeit teilten; jetzt erſt iſt die Verantwortlichkeit für die fremden Aufſätze geſichert. Das Jahrbuch bleibt ſonſt wie es iſt.

Jeder hat nun Zeit genug, für gute Beiträge zu ſorgen und zugleich ſelbſt anzufertigen. Das Jahrbuch kann dadurch nur gewinnen, und ich hoffe, daß Sie eben ſo zufrieden damit ſind, wie ich es ſein muß, denn nach der bisherigen Art und Weiſe hätte ich es kaum mehr ausgehalten; jetzt, da Schade ſich ganz überlaſſen iſt, wird er ſchon zur Beſinnung kommen. Alle unangenehmen Erörterungen ſind beſeitigt, und ich kann fröhlich und wohlgemut etwas fortſetzen, was mir — ehrlich geſagt — bisher mehr Ärger und Verdruß als Freude gemacht hat.

Es iſt des Großherzogs Wunſch und Wille, das geiſtige Leben Weimars zu heben, und ich halte es für meine Pflicht und Schuldigkeit, meines Teils eben darauf hinzuwirken. Eben darum unterſtütze ich auch mit Beiträgen das hieſige „Weimarer Sonntagsblatt von Joſef Rank“ *). Sie würden mich perſönlich verbinden, wenn Sie einige Exemplare anbrächten! Wir müſſen für Weimar ein derartiges

*) Joſef Rank (1816—1896), öſterreichiſcher Schriftſteller, der damals einige Jahre in Weimar lebte.

Organ haben, denn alle Welt ſieht auf uns und erwartet etwas von Weimar, das ja doch nicht ewig „die Stadt der Toten“ bleiben kann.

Meine Frau iſt ziemlich wohl; ſie hat dieſen Winter mitunter ſchlimme Tage gehabt. Sie erwartet nun bald ihre Niederkunft, Gott gebe, daß alles gut geht!

Unſere herzlichen Grüße von Haus zu Haus.

H. v. F.

88. An Minna Boës in Fallersleben.

Weimar, 25. Mai 1855.

Liebe Schweſter!

Morgen ſind es nun ſchon acht Tage, daß unſer Kleiner geboren wurde. Es geht bis jetzt alles gut. Ida hat zwar bis vorgeſtern hin und wieder gefiebert, viel geſchwitzt und wenig geſchlafen, fühlt ſich aber jetzt wohler und wird gewiß die Mühſale des Wochenbettes bald glücklich überſtanden haben. Sie ſtillt ſelbſt, und das Kind befindet ſich dabei ſehr wohl. Ida iſt heiter und freuet ſich unſers Glückes. Die Teilnahme der Stadt iſt ſehr groß, Frau J., die Hebamme, wird überall, wo ſie ſich blicken läßt, ausgefragt. Gebe der Himmel, daß dieſer Frühling, den er uns in unſerm Kinde beſchert hat, unſer Frühling bleibe!

Wir haben einen ſtrengen Winter gehabt und leider auch einen ſehr langen. Trotzdem bin ich noch keinen Winter ſeit 20 Jahren ſo wohl und munter geweſen. Allerdings ſind meine rheumatiſchen Leiden noch immer nicht gewichen und

werden auch wol meine treuen Begleiter bis zum Grabe bleiben, aber ſie meinen es nicht mehr ſo ſchlimm wie ſonſt. Das hieſige Klima bekommt mir vortrefflich: die Berg- und Waldluft iſt mir jedenfalls zuträglicher als die Flußluft, die ich an der Oder und am Rhein einatmen mußte; auch wiſſen wir hier nichts von den ekelhaften Nebeln, womit der Rhein leider jede Jahreszeit ſo reichlich geſegnet iſt.

Ärzte können bei dieſen Übeln wenig helfen, jeder muß ſein eigener Arzt ſein. Jeder beobachte ſich genau und lerne, was ihm nützt oder ſchadet. Was mir gut tut, will ich Dir kurz melden, vielleicht wird das eine oder andere Dir auch heilſam ſein.

Wenig ſchlafen, zeitig aufſtehen, wärmende Kleidung, Aufenthalt im Freien und in Zimmern, die im Winter nicht über 15° Wärme haben, viel Bewegung, körperliche Anſtrengung (Holzhacken pp.) uſw. Was aber die Hauptſache iſt — und das empfehle ich Dir ganz beſonders, es iſt das Allerwirkſamſte und zugleich Billigſte — immerfort heitere Stimmung. Ich glaube, daß darauf unſere Ärzte zu wenig Wert gelegt haben, obſchon der große Kant in einem beſonderen Schreiben an Hufeland die Macht des Gemüts auf Krankheiten dargetan hat.

Dieſe heitere Stimmung iſt mir, ſeit ich hier lebe, ermöglicht, und ich freue mich ihrer guten Wirkung. Ich habe zwar viel, ſehr viel zu tun, aber ich arbeite gern und immerfort. Zum Briefſchreiben fehlt es mir da oft an Zeit, denn leider nimmt mein geſchäftlicher Briefwechſel mich ſchon

dermaßen in Anſpruch, daß ich an den ſonſtigen nicht denken darf.

Der Großherzog iſt mir ſehr gewogen. Er nimmt großen Anteil an mir und meinen litterariſchen Arbeiten. Nächſtens werde ich mit Liſzt zu ihm zur Soirée eingeladen werden, er hat es mir ſchon neulich ankündigen laſſen.

Das iſt doch etwas Entſchädigung für den hannoverſchen Wermuth,*) den man mir in den Kelch des Lebens zu guter Letzt noch gegoſſen hat!

Grüße nun alle recht herzlich, die lieben Deinigen und wer ſich ſonſt unſerer freundlich erinnert.

H. v. F.

Ida und Agnes grüßen ebenfalls herzlichſt.

89. An C. Wilhelm Fröhner in Karlsruhe.**)

Weimar, 7. April 1856.

Heinrich Heine iſt allerdings eine höchſt merkwürdige Erſcheinung im Gebiete unſerer Litteratur und verdient in mancher Beziehung beſprochen und gewürdigt zu werden. Unter ſeinen Liedern ſind Perlen und Edelſteine; aber darum iſt er noch nicht „der größte Lyriker aller Zeiten und Völker".

*) Herr Dr. Wermuth, königlicher Polizeidirektor zu Hannover, der mich 1853 aus Hannover auswies und ſteckbrieflich verfolgte! (Anm. Hoffmanns).

**) Antwort auf deſſen Anfrage: „ob Sie einem Aufſatz über H. Heine, der ſein Dichterleben in objektivſter Beurteilung ſchildert, (und ich halte ihn für den größten Lyriker aller Zeiten und Völker) Raum geſtatten wollten".

Seine Poesie ist mehr pikant als schön, seine Form gefälliger als korrekt. Er hat dadurch besonders auf die Jugend gewirkt, auch dadurch den nachteiligsten Einfluß auf junge Dichter geübt, die, ohne sein Genie zu besitzen, seine Art und Weise nachahmten und ihn in Liederlichkeit der Form, der Gefühle und Gedanken zu übertreffen suchten. Da Sie „Heine's Dichterleben in objektivester Beurteilung schildern" wollen, so bin ich natürlich damit vollkommen einverstanden. Es fragt sich nur, ob bei Ihrer objektivesten Beurteilung auch ein Ergebnis zu Tage kommt, das sich mit der Richtung des Jahrbuchs, soweit dasselbe nämlich von mir herausgegeben wird und also unter meiner Verantwortlichkeit steht, verträgt. Ist dies der Fall, so sind meiner Seits gar keine Bedenken vorhanden für Ihren Aufsatz, und ich nehme ihn auf.

90. An Franz Liszt in Weimar.

Leiden, 16. Juni 1856.

Lieber Liszt!

Mit Belgien bin ich fertig, und mit Holland werde ich es nun auch bald sein. In Brüssel war ich 11, in Gent 18 Tage; die übrige Zeit verteilt sich auf Rotterdam, den Haag und Leiden. In Antwerpen hielt ich mich nur einige Stunden auf. Ich mußte lange auf Conscience*) warten, endlich kam er; wir speisten zusammen und waren recht

*) Hendrik Conscience, vlämischer Dichter (1812—1883).

vergnügt. Er ſchenkte mir ſeinen neueſten Roman: De gelddiuvel.

Ich habe viel, ſehr viel gearbeitet und eben darum auch in ſo kurzer Zeit viel erreicht. Ich bin mit meiner Reiſe ſehr zufrieden.

Die empörende Unterdrückung der flämiſchen Sprache veranlaßte mich in Gent, mich näher darüber zu unterrichten. So entſtand eine kleine Schrift: „Die flämiſche Bewegung", die nun in holländiſcher Sprache nächſtens zu Rotterdam erſcheinen wird.*) Denk' Dir, ich habe dafür — Honorar gezogen — hier zu Lande ein Meerwunder.

Im Haag war das Wetter ſo ſchlecht, daß ich den zweiten Tag elf Stunden hintereinander auf meinem Zimmer arbeitete und dann erſt einen Ausflug machte, zum Oberbibliothekar Holtrop.**) Auf der Königlichen Bibliothek erzählte man mir, die Gräfin d'Agoult***) habe im vorigen Jahre bald nach mir plötzlich den Haag verlaſſen, und ein Sohn des Berliner Buchhändlers Aſcher ſei gekommen mit dem Vorgeben, er müſſe die Arbeiten der Gräfin fortſetzen.

Geſtern kam ich hier an. Das Wetter iſt vernünftig geworden, und eben darum möchte ich ſchnell weiter.

Ich wohne in demſelben Hotel, in welches ich vor 35 Jahren als blutarmer Student eingekehrt war. Ich habe damals trefflich gehungert; wenn

*) De vlaamsche Beweging. Door H. v. F. Met een voorwoord van Dr. A. de Jager. Rotterdam 1856.

**) Johannes Willem Holtrop (1806—1870).

***) Liſzts Freundin und Mutter ſeiner Kinder (1805—1876).

andere ein reichliches Mahl hielten, ſo ging ich ſpazieren und ließ mir ſpäter Tee mit Semmel und Kümmelkäſe geben — das war mein ganzes Mittags- und Abendeſſen. Das hat ſich doch nun geändert. Ich war heute mehrmals eingeladen, zog es aber vor, in der „Sonne" nach deutſcher Weiſe zu ſpeiſen, und es hat mir trefflich geſchmeckt. Auch habe ich mich ſehr ergötzt an der Unterhaltung; obſchon ich kein einzig Wort geſprochen, ſo machte es mir doch vielen Spaß, drei holländiſchen Marchands voyageurs bei ihren Herzensergießungen über die Wirtshäuſer zuzuhören: die Herren ſind ſich in aller Herren Länder gleich, dieſelben Reden, dieſelben Arten und Weiſen, ſich zu benehmen.

Dieſen Morgen habe ich ohne Champagner, ja ohne alle Ausſicht auf Champagner, einen Trinkſpruch verfaßt auf den Geburtstag des Großherzogs. Ich ſende ihn Dir jetzt ſchon und bitte Dich, ihn rechtzeitig an Seine Königliche Hoheit gelangen zu laſſen. Wenn ihn nichts daran freut, ſo wird es wenigſtens das Eine ſein, daß ich in Holland ſeiner gedacht habe. Der Geburtstag iſt morgen über acht Tage, Dienſtag den 24. Juni, Johannistag — vergiß alſo nicht! Wenn der Großherzog nichts von Johannes Minne weiß und ſeine Hofräte noch weniger wiſſen, ſo mache ihn aufmerkſam auf meine Horae belgicae Pars X. oder Grimms Mythologie.

Wagners Opern erfreuen ſich einer ſtillen Teilnahme. Die Nichte meines Freundes Holtrop übt ſich ſchon lange die Ouvertüre zum Tannhäuſer ein, um ihren Oheim zu ſeinem Geburtstage damit zu überraſchen. Man wagt noch nicht darüber zu

urteilen, aber man iſt doch ſchon ſo weit gediehen, einzugeſtehen, daß es etwas ſehr Eigentümliches ſei und dergleichen.

Nun, mein lieber Liſzt, lebe recht wohl und grüße herzlich Ihre Durchlaucht und die Prinzeſſin und den ganzen Neu-Weimar-Verein! Und wenn Du ja den guten Willen haben ſollteſt, ſchriftlich meiner zu gedenken, ſo bleib nicht beim guten Willen ſtehen: meine Adreſſe: Herrn Hofrat von Deſſauer*) in München. Du weißt, ich bin kein Autographenſammler, es wäre mir aber doch lieb, wenn ich einige Zeilen von Dir erhielte, damit nicht vergebens hoffet und harret

Dein

H. v. F.

91. An Franz Liſzt in Weimar.

Am Kochelſee, 12. Auguſt 1856.

Alles Liebe und Gute zuvor!

Herzlichen Dank, lieber Liſzt, für Deinen hübſchen Brief! War ich überraſcht!

Ich bin nun ſchon beinahe anderthalb Monate hier und ſoll noch länger bleiben. Großer Gott! wer kann gegen Gewalt? ſagte der Jude, dem man ein Zehngroſchenſtück gab, damit er nicht weiter zu ſeinem Gott betete. Alles iſt ſo liebenswürdig, daß ich den vereinten Bitten wol ſchwerlich widerſtehen werde und bleiben muß.

*) Mit deſſen Familie, beſonders mit Frau Luiſe von Deſſauer, war Hoffmann befreundet; er weilte damals längere Zeit als Gaſt auf ihrer Beſitzung in Kochel am Kochelſee.

Wir führen ein köſtliches Bummlerleben, doch wird es mir nachgerade zu viel. Ich habe mich zu ſehr an Tätigkeit gewöhnt, ich muß arbeiten, ſonſt fühle ich mich unbehaglich. Zu wiſſenſchaftlichen Dingen iſt keine Zeit und Gelegenheit, darum dichte ich und mache Witze.

Unſere Kochelſee-Zeitung — oder eigentlich meine, denn ich muß ſie leider allein ſchreiben — macht vielen Spaß. Neulich lieferte ſie einen Artikel, der ſo alles ins Lachen brachte, daß Milde*) ſagte: hätte ich nicht bald aufgehört, ſo würde er einen Lachkrampf bekommen haben.

Ida ſchreibt ganz fleißig. Ihr und Fränzchen und der ganzen Familie geht es gut. Neulich war Preller da. Er wollte nur eine Nacht bleiben und ſiehe da, er blieb acht Tage. Er hat ſich ſehr gut gefallen. Er hat viel in der Sofaecke geſeſſen, ganz gemütlich, und ebenſo gemütlich ſeine noch nie gehörten Geſchichten erzählt. Was wird er dazu für prächtige Geſichter geſchnitten haben!

Herr von Milde arbeitet ſchon ſeit mehreren Wochen an einem Briefe an Dich, er wird ihn aber wahrſcheinlich mündlich ſelbſt Dir bringen. Es iſt erſtaunlich, was man hier zu tun hat! Vor Schlafen, Eſſen und Trinken, Schachſpielen, Spaziergehen, Baden und dergleichen nobles passions — auch Zigarrenrauchen — kommt man zu nichts.

Da habe ich nun ein gefährliches Wort geſchrieben — Zigarren — und zugleich die zarteſte, verwundbarſte Saite Deines zarten Herzens berührt. Doch es iſt einmal geſchrieben, ich kann es nicht wieder

*) Der weimariſche Kammerſänger Fedor von Milde (1821—1899).

zurücknehmen, und wenn Du darin etwa eine Anſpielung findeſt, ſo werde ich mir darum auch noch nicht die Haare ausraufen und Dir zu Ehren die Zigarren rauchen, die Deine überſchwengliche Güte mir zugedacht haben könnte, möchte, ſollte oder wollte. Es iſt nämlich ein ſichtlicher Mangel an Zigarren, nämlich erträglichen; die bisher verbrauchten gehörten meiſt zur Familie Canailleros, Stincadores und Stincarettos. Übrigens mit hundert wäre allem Jammer abgeholfen!

Von meinem Fleiße auf meiner niederländiſchen Reiſe iſt ſo eben ein ſichtliches Zeichen zum Vorſchein gekommen. In Rotterdam iſt in holländiſcher Sprache von mir eine kleine Schrift gedruckt: De vlaamsche Beweging. Sie iſt dem fünften niederländiſchen Sprachkongreſſe, der dieſer Tage in Antwerpen tagt, gewidmet worden. Sie betrifft die bekannte Unterdrückung der flämiſchen Sprache und die Bemühungen der Flamingen, ihre Mutterſprache zur Geltung zu bringen. Königliche Hoheit hat ein Exemplar zugeſchickt erhalten.

Frau Hofrätin von Deſſauer hofft noch immer, daß Du auf Deiner Reiſe nach Zürich von München aus auf einige Tage hieher kommſt. Du kannſt daran ſehen, wie gut Du hier im Andenken ſtehſt: im ſchönſten Zimmer hängt Dein Bild von Kaulbachs Hand.

Alle laſſen herzlich grüßen und wünſchen mit mir ein baldiges Lebenszeichen von Dir zu ſehen.

Der Altenburg meine herzlichſten Grüße!

Hoffmann.

92. An Ludwig Erk in Berlin.

Weimar, 22. September 1856.

Lieber Freund!

Vorgeſtern erſt bin ich heimgekehrt. Ich war hundertfünfunddreißig Tage unterwegs. Als ich in Belgien und Holland meine Studien vollendet hatte, begab ich mich über München an den Kochelſee und lebte dort bei einer uns ſeit langen Jahren befreundeten Familie zehntehalb Wochen. Ich kam ſehr leidend an, nahm achtzehn Kiefernadelbäder und vier andere und wurde allmählich wieder recht wohl und munter und hoffe, daß ich einen beſſeren Winter habe, als der letzte für mich und die Meinen war.

Mit dem Gefühle der Geſundheit wuchs meine geiſtige Tätigkeit. Wiſſenſchaftlich konnte ich mich nicht beſchäftigen, dazu hatte ich weder Luſt noch Gelegenheit, ich fing alſo an zu dichten, und unter lieben guten Menſchen, in einer großartigen, herrlichen Natur fehlte es mir nie an poetiſchen Stimmungen und Anregungen. Könnte ich Ihnen doch alles mitteilen, was dort entſtand! Sie würden manches finden, das Sie der muſikaliſchen Kompoſition würdig achteten.

Jetzt geht es wieder ans Wiſſenſchaftliche, und da muß ich denn Hebamme ſein für manches wunderliche Kind, das mir viel zu ſchaffen macht. Künftige Woche wird wol der Druck meines Jahrbuchheftes beginnen, das ſchon den 1. Juli hätte erſcheinen müſſen.

Nun wird Ihnen klar, warum ich auf Ihre Briefe und freundlichen Zuſendungen erſt heute antworte.

Die Briefe von Haydn und Beethoven werde ich aufnehmen. Vielleicht findet ſich ſonſt noch einiges in Ihrer Zuſendung.

Meine Frau iſt noch immer mit dem Kinde bei ihren Eltern. Ich kann mir alſo erſt ſpäter die Melodien vorſpielen laſſen — ich freue mich ſehr darauf . . .

Es freut mich, daß Sie bei ſo vielem häuslichen Kreuz ſo tätig ſind. Bewahren Sie Sich Ihren guten Humor, das Leben iſt wie das Wetter, es kommt auch für Sie ſchon Sonnenſchein.

Wenn mich das Jahrbuch nicht zu ſehr in Anſpruch nimmt, ſo will ich alle meine Kinderlieder ſammeln und mit den Melodien herausgeben, NB. alphabetiſch.

Wenn ich fertig, wollen wir das Ganze durchgehen und unbedeutende Weiſen mit beſſeren oder den beſten vertauſchen.

Schreiben Sie mir recht bald und erfüllen Sie den Wunſch Ihres

herzlich grüßenden

H. v. F.

93. An Franz Liſzt.

Weimar, Samstag, 6. Dezember 1856.

Lieber Liſzt!

Deine Ankunft habe ich leider nicht abwarten können. Jahrbuch und Horae belgicae zwingen

mich, mitten im Winter nach Berlin zu reisen. So anständig diese Arbeiten sind, so ersprießlich sie für die Wissenschaft werden können, so sind sie doch für mich unerquicklich, sie zerstreuen mich, weil ich mich mit zu vielerlei beschäftigen muß, und lassen mich zu keiner selbständigen Tätigkeit kommen. Ich wollte deshalb, der gnädigste Herr wäre so gnädig, seine Unterstützung nicht eben an eine bestimmte litterarische Arbeit zu knüpfen, ich würde gewiß mehr und Besseres leisten.

Da der Großherzog, wie er mir erklärte, sich nur nach Rücksprache mit Dir entscheiden will, ob und wie sich mein litterarisches Wirken unterstützen läßt, so wirst Du meine Wünsche um so leichter zu den Deinigen machen können, als wirklich die ganze Jahrbuchsangelegenheit eine meines Erachtens verfehlte Sache ist, denn die großen Kosten, die damit verbunden sind, und die viele Mühe, die ich wenigstens davon gehabt habe, stehen in gar keinem Verhältnisse zu dem bisherigen Erfolge — wie mir Rümpler neulich schrieb, waren zur Ostermesse nur drei Exemplare bestellt, und der ganze Absatz belief sich noch nicht einmal auf 100 Exemplare.

Für mich ist die Sache von Wichtigkeit. Fallen die großherzoglichen 500 Taler weg, so muß ich meinen hiesigen Aufenthalt aufgeben und mit meinem kleinen Wartegelde und den wenigen Zinsen, die ich seit Jahren mit Mühe und Not erzielt habe, wieder leben wie in Neuwied, an einem Orte, wo es möglich wird, daß auch meine Frau etwas verdienen kann.

Das sind nun freilich keine glänzenden Aussichten, aber ich habe mich schon so an den Wandel

der irdiſchen Dinge gewöhnt, daß ich mich auch drein finden würde, wenn ich wieder den Wanderſtab ergreifen müßte.

Der Vertrag mit Rümpler geht mit dem 6. Teile des Jahrbuchs zu Ende, alſo nächſte Oſtern. Das weiß der Großherzog. Es wäre mir natürlich ſehr lieb, wenn noch vorher eine Entſcheidung erfolgte.

Der Verein macht ſich. Es ſteht zu hoffen, daß er ſich immer beſſer geſtaltet, ſobald nur erſt ein Mittel ausfindig gemacht iſt, wodurch alle Mitglieder zu gleicher Teilnahme angeregt werden.

Ich wünſche nun abermals und ebenſo herzlich, daß Dir Weimar ein zweites Gran werden möge. Der ganzen Altenburg und allen Freunden meine beſten Grüße!

Heut und immer!

H. v. F.

94. An Ludwig Erk in Berlin.

Weimar, 5. Mai 1857.

Ob ich noch dies Jahr nach Berlin komme — — Es hängt alles davon ab, wie ſich meine hieſigen Verhältniſſe entwickeln. Gibt der Großherzog keine Unterſtützung zu meinen litterariſchen Arbeiten, ſo werde ich gezwungen, auf ein größeres litterariſches Unternehmen einzugehen, das mich viele Jahre in Anſpruch nimmt, viele Zeit und Mühe und viele Reiſen erfordert, und da könnte es denn wol kommen, daß ich bald Berlin wieder beſuchte.

In dieſem Leben ſoll ich, wie es ſcheint, nicht mehr zur Ruhe kommen. Ich werde Gott danken,

wenn ich bei allen zerſtreuenden, oft ſehr trockenen wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſo viel Friſche und Luſt behalte, noch ein Lied zu dichten. Wir ſind Knechte äußerer Verhältniſſe. Glücklich, wer nicht ganz darin zu Grunde geht!

Die Erinnerung an ſchönere Tage und Stunden hat jetzt etwas ſehr Wehmütiges für mich.

Geſtern beſuchte mich der Sohn meines Freundes Kießling*) zu Eichberg im Hirſchberger Tale. Ich war oft und gern bei ſeinen Eltern. Sie können denken, wie freudig ich überraſcht war! Der kleine Max [„Max, willſt du noch nicht ſchlafen“ **)] iſt nun ein ſtattlicher Student und geht nach Heidelberg. So ein lebendiges Kinderlied hat doch etwas ſehr Rührendes!

Es freut mich ſehr, daß meine Lieder in Ihren Vereinen ſo erfreuen. Kennen Sie denn ſchon meine „Lieder vom Kochelſee“? Sie ſind gedruckt in „Weſtermanns Illuſtrierte deutſche Monatshefte“ Nr. 4 Januar 1857. Vielleicht finden Sie einige darunter, die ſich mit eigenen oder Volksweiſen verſehen laſſen. Machen Sie doch auch Ihre muſikaliſchen Freunde darauf aufmerkſam!

Nun, lieber Freund, wünſche ich Ihnen noch eine beſſere fröhliche Stimmung, als dieſer Mai bisher brachte, von dem man nicht ſagen kann:

Dieſer Monat iſt ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß ſie jetzo ſeine Braut, künftig eine Mutter werde.

H. v. F.

---

*) Eduard Kießling, ein Freund Hoffmanns aus der Breslauer Zeit.

**) Kinderlied aus dem Jahre 1844; vgl. Geſ. Werke Bd. II S. 146.

95. An Peter Cornelius in Mainz.

Weimar, 10. Februar 1859.

Sie ſind zwar, lieber Peter, wie ein Holländer auf und davon gegangen, haben es aber bald wie ein guter Deutſcher wiedergutgemacht und uns ein Lebenszeichen gegeben, worüber wir uns alle ſehr gefreut haben.

Heute iſt großer Maskenball, und der große Mann*) wird großen Ruhm einernten und mit dem großen Publikum und der großen Münchener Garderobe, die er verliehen hat, ein großes Plus machen.

Liſzt iſt ſeit einigen Tagen in Meiningen zu von Bronſarts **) Konzert. Er reiſte am Geburtstage der Fürſtin ab, weshalb denn auch dieſer erſt ſpäter gefeiert wird. Sie können alſo noch immer, wenn Sie es noch nicht getan haben, mit einem Gedichte aufwarten.

Der Neu-Weimar-Verein iſt ſehr in Verfall gekommen: die Poſſen ſpielen uns einen argen Poſſen. Viele dabei mitwirkende Mitglieder ſind nachher zu erſchöpft und kommen nicht. Der große Mann läßt ſich gar nicht mehr blicken.

Vorgeſtern war ich auf der Altenburg, um meine Glückwünſche darzubringen. Die Fürſtin lag zu Bette. Ich war wol ein Stündchen bei der Prinzeß. Wir ſprachen viel über Sie. Der Cornelius braucht nun keine Empfehlung mehr an die Allgemeine Augsburger Zeitung, meinte ſie, er iſt jetzt berühmt genug geworden!

*) Franz Dingelſtedt.

**) Komponiſt Hans Bronſart von Schellendorf (geb. 1830), ein Schüler Liſzts.

Der Streit über Liszt ist noch nicht zu Ende. Die Weimarische Zeitung hat gestern mit einem Artikel aus der Brendelschen Zeitschrift geschlossen. Deutschland*) plänkelt noch. Zur Probe ein langer Ruhmesstreifen, woraus Sie Sich eine Corona triumphalis machen können — nur in Familienkreisen zu tragen.

Fränzchen läßt grüßen und bittet, ihm doch aus „Fränzchens Lieder (Lübeck, Dittmersche Buchhandlung 1859)" einiges hübsch in Musik zu setzen, er würde Ihnen dafür einen tiefen Diener machen; er hätte das Büchlein beigelegt, wenn er es überhaupt besäße.

Wann werden Sie in München sein? oder wollen Sie die erste Lerche dort in Mainz singen hören? Hier hat sie gestern gesungen, und ich war mit dem kleinen Franz in Süßenborn.

Frau von Milde**) hat uns neulich wirklich besucht und war wie immer höchst liebenswürdig. Wer wird nun für Sie Milderich werden?

Unsere herzlichsten Grüße!

H. v. F.

96. An Ludwig Erk in Berlin.

Weimar, 5. November 1859.

Lieber Freund!

Ich habe zwei Bitten für heute an Sie zu richten, die erste können Sie wol *vor*, die zweite *nach* dem Schillerfeste freundlichst erfüllen.

*) „Deutschland" ist der Name einer in Weimar erscheinenden Tageszeitung.

**) Rosalie von Milde, weimarische Kammersängerin (1827—1906).

1. Von meinen Gesellschaftsliedern erscheint eine zweite sehr vermehrte Auflage. Wollten Sie mir wol Ihr Exemplar zur Benutzung leihen — Sie haben ja wol vieles eingetragen? ferner was Sie dazu bei der Hand haben?

2. Künftige Woche gedenke ich mit den Jahreszeiten*), diesen vier Kindergesangfesten, fertig zu sein. Ich werde die Melodien Ihnen senden, Sie haben dann wol die Güte, die Fehler, die hier und da vorkommen, zu beseitigen, auch wol die zweite Stimme zuweilen hinzuzufügen und bei mehreren Melodien sich für die zu entscheiden, die Sie dem Zwecke am angemessensten finden. In Betreff der Veröffentlichung verfahre ich ganz nach Ihren Ansichten.

So eben war Liszt bei mir. Er meinte, ich sollte mich doch auch beim Schillerfeste beteiligen. Ich habe das bereits vor 30 Jahren getan bis zu dem Augenblicke, wo ich Breslau verließ, und fühle mich jetzt in Weimar in gar keiner Schillerstimmung. Herr von Dingelstedt wird alles bestens besorgen.

Lassen Sie doch das Lied drucken:

O Not, o Not, o große schwere Not,
Schwerin**), der ist geschossen tot!

---

*) Die vier Jahreszeiten. Vier Kinder-Gesangfeste. Mit zweistimmigen Volks- und andern Weisen. Berlin 1860.

**) Anspielung auf den damaligen preußischen Minister des Innern, Grafen Maximilian von Schwerin (1804—1872), der als Minister der neuen Ära viel Opposition fand.

Leben Sie recht wohl und feiern Sie tüchtig, ich feiere nicht, das heißt, ich habe sehr viel zu tun.

Herzlich grüßt

Ihr
H. v. F.

97. An Minna Boës in Fallersleben.

Weimar, 11. März 1860.

Liebe Schwester!

Zweimal war ich neulich in Deiner Nähe, in Wolfenbüttel, aber ich hatte so wenig Zeit, daß ich Dir nicht schreiben konnte. Ich mußte auf den Wunsch des Herzogs von Ratibor nach Corvey reisen, um einen Bericht über die dortige Bibliothek zu machen. Vierzehen Tage war ich dort und kehrte dann über Karlshafen, Kassel, Wolfenbüttel nach Berlin zurück.

Nach mehrmaligen Unterhandlungen wurde dann endlich letzten Montag der Vertrag zwischen dem Herzog und mir abgeschlossen: mir ist die Verwaltung der Bibliothek übergeben, ich bekomme ein Jahrgehalt, freie Wohnung im Schlosse und zehn Klaftern Buchenholz. Da dies nur eine Privatstellung ist, so bleibt mein Verhältnis zum preußischen Staate unberührt, und ich beziehe nach wie vor mein Wartegeld.

Die fürstliche Bibliothek zu Corvey ist auf 14 große Säle verteilt und steht in 158 Wand- und mehreren Fenster- und Tischschränken, alle mit Glas-

türen verſehen; die Bändezahl beläuft ſich auf 90000 Bände.

Der Herzog von Ratibor muß als Fürſt von Corvey jährlich 2000 Tlr. darauf verwenden. So ſind denn ſeit 1834 ſchon die koſtbarſten und bedeutendſten Werke angeſchafft.

Wir freuen uns, daß wir ſorgenfreier und in einer ſchöneren Gegend leben können. Mir hat es bereits neulich ſo gut dort gefallen, daß ich am liebſten gleich dort geblieben wäre.

Ida iſt leider immer noch ſehr leidend und kann ſich nicht ſo freuen, wie ſie es ſonſt würde. Ich hoffe, daß Veränderung des Klimas und viel Bewegung im Freien wohltätig wirken wird.

Mir geht es ziemlich gut. Vier Wochen bin ich in der Welt umherkutſchiert, und es iſt mir gar nicht ſchlecht bekommen. Als neulich der furchtbare Sturm war, ging ich von Höxter nach Corvey um 10 Uhr. Es war lebensgefährlich, der Sturm zerbrach die dickſten Äſte und ſchlug ſie vor und hinter mir nieder — ich kam glücklich durch.

Es iſt mir recht lieb, daß ich endlich dies Reſidenzdorf, dieſen Tummelplatz der hungrigen kleinlichen Hofräte, verlaſſen kann. Schon ſeit Jahren habe ich hier einſamer gelebt als irgendwo, und Herr von Borries*) hätte nicht nötig gehabt, mich in Bothfeld zu konfinieren, er konnte mich nur hieher ſchicken.

*) Der hannöverſche Miniſter Friedrich Wilhelm Otto von Borries (1802—1883), ein rückſichtsloſer Vertreter der Reaktion und Gegner des Liberalismus, auf den auch die Unbilden, denen Hoffmann in Hannover ausgeſetzt war, zurückzuführen ſind.

Doch ich will auch das Gute nicht verkennen: arbeiten kann man hier, und das habe ich redlich getan, es ſtört einen niemand.

In der Woche nach Oſtern werde ich nach Corvey abreiſen, die übrigen folgen mir etwas ſpäter nach.

Alle laſſen mit mir herzlich grüßen.

Lebt nun alle recht wohl!

Dein H.

Schloß Corvey.

IV.

Deutſchland über alles!

Schloß Corvey an der Weſer (1860—1874).

Die Übersiedelung nach Schloß Corvey war für Hoffmann die Einfahrt in den Ruhehafen. Sturm und Wogenbraus schienen überwunden.

Indem er die Verwaltung der Corveyer Bibliothek übernahm, trat er in ein ihm wohlvertrautes Amt, dessen Pflichtenkreis und Ausübung weder an bestimmte Zeiten und eine fest umgrenzte Dienstordnung gebunden war, noch von den unmittelbaren Willensäußerungen eines direkten Vorgesetzten abhing. Er genoß also in dieser neuen Stellung ein hohes Maß persönlicher Freiheit — eine große Annehmlichkeit für ihn, dem Zwangsarbeit und Bureaukratismus von jeher zuwider waren.

Daher hat er dauernd mit Lust und Liebe und mit gewissenhaftem Fleiße die Verwaltung der Corveyer Bibliothek geführt.

Zu den Vorzügen des Amtes kam die Befreiung von den Sorgen um das äußere Leben. Er bezog vom Herzog von Ratibor ein jährliches Gehalt von 300 Talern, und da er außerdem Dienstwohnung im Schlosse hatte und im Genusse seines preußischen Wartegeldes blieb, konnte er mit den Seinigen bei bescheidenen Ansprüchen gut auskommen.

Bot die Bibliothek dem Gelehrten für seine wissenschaftlichen Interessen reiche Hülfsmittel, die zu ver-

mehren er eifrig bedacht war, ſo war die nahe und ferne Umgebung des Schloſſes, der Park mit ſeinen alten Bäumen, die Weſerwieſen, das fruchtbare Flußtal mit den bewaldeten Höhen der Randgebirge dem Naturfreund Labſal und dem Dichter Nahrung. Dazu gab die köſtliche Ruhe und klöſterliche Abgeſchiedenheit, die nur zeitweilig durch fremde Beſucher der alten Benediktinerabtei unterbrochen wurde, Gelegenheit zu innerer Sammlung und begünſtigte das ſchönſte Familienleben. Andrerſeits konnte man, wenn man ihn ſuchte, auf Umgang in dem nahen Höxter rechnen.

Somit waren für den genügſamen Dichter in jeder Hinſicht die Vorbedingungen für einen glücklichen Lebensabend erfüllt, und die Wogen der Sorge und der Lärm der Welt mochten ſich draußen an den alten Kloſtermauern brechen, hinter denen er eine Zuflucht gefunden hatte.

In dieſen Frieden, den Hoffmann und die Seinen im Sommer 1860 dankbar genoſſen, griff mit rauher Hand das unerbittliche Schickſal ein und raubte dem Dichter die Gattin. Am 28. Oktober, ihrem Hochzeitstage, ſtarb Ida im Wochenbette, nachdem ſie ein totes Kind geboren hatte. Was Hoffmann an der Lebensgefährtin beſeſſen, deuten die Briefe der vergangenen Jahre nur gelegentlich an; was er jetzt und für den Reſt ſeines Lebens an ihr verloren, das klingt in vielen Briefen erſt mit bitterem Aufſchrei, dann mit ſtiller Wehmut wieder. „Gott und die Zeit" ward ſein Troſt. Aber die Trauer um die Frühverblichene, welche die Schwelle zum zweiten Menſchenalter nicht überſchritten hat, brach bei der leiſeſten Erinnerung wieder hervor, und das „Ich beſaß es

doch einmal, was so köstlich ist" war der Nachhall bis ans Ende seiner Tage.

Durch Ida's Tod war die Haushaltung gestört. Zwar übernahmen abwechselnd Adele, Alwine und Agnes zum Berge, die schon immer ihrer Schwester Ida getreulich beigestanden hatten, bisweilen auch eine andere Nichte Hoffmanns, Emilie Boës, die Sorgen des Hausstandes, und besonders wurde Alwine für ihn die treue Pflegerin seines Alters, wie für Franz eine zweite Mutter. Aber seine Ida konnten sie ihm nicht ersetzen, so dankbar er ihre Opferfreudigkeit anerkannte.

Des Dichters Innenleben war so tief getroffen, daß die Lust zur Arbeit und die Neigung zum brieflichen Verkehr mit den fernen Freunden ihm schwand. Er lebte nur der Erinnerung an die Geliebte, der er sein Gedächtnisbüchlein „Meiner Ida" weihte. Allmählich versenkte er sich auch in seine eigene Vergangenheit, und der wiedererwachende Tätigkeitstrieb drückte ihm die Feder in die Hand: er begann mit der Aufzeichnung seiner Lebenserinnerungen, die ihn eine Reihe von Jahren beschäftigte und ihn über sich selbst, über seine Entwickelung klar werden ließ. 1868 erschien bei seinem Freunde Karl Rümpler in Hannover diese sechsbändige Lebensgeschichte „Mein Leben", zu dem sein Wiener Freund, der Germanist Josef Maria Wagner (1838—1879) im folgenden Jahre eine wertvolle bibliographische Ergänzung gab.*)

*) Hoffmann von Fallersleben 1818—1868. Funfzig Jahre dichterischen und gelehrten Wirkens bibliographisch dargestellt von J. M. Wagner. Wien 1869. Einen Nachtrag hierzu veröffentlichte Wagner in Petzholdt's Neuem Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft. April 1870 S. 105—111.

Auch das Intereſſe an ſeinen Gedichten und die Luſt zu poetiſchem Schaffen kehrten wieder. Alwine half ihm ſeine Lieder zu einer neuen Ausgabe ordnen, die als „Auswahl von Frauenhand" 1862 erſchien. In demſelben Jahre kam auch eine neue Sammlung von Kinderliedern mit Melodien heraus. Manches neue Lied glückte dem Dichter in der Folgezeit, und er fand in dem Kapellmeiſter und Muſikſchriftſteller Hans Michel Schletterer (1824—1893) in Augsburg einen Muſiker, der viele, wenn auch nicht immer zu Hoffmanns voller Zufriedenheit, komponierte und 1865 „43 Kinderlieder. Nach Original- und Volksweiſen mit Klavierbegleitung" herausgab.

Mit Hoffmanns eignem Dichten aufs engſte verbunden waren ſeine Volksliederforſchungen. Hier beſchränkte er ſich, wie ſchon als Bonner Student, nicht auf das lediglich dem deutſchen Boden Entſproſſene. Noch einmal beſchäftigte er ſich mit den altholländiſchen Loverkens und geriet auch ins Däniſche und Schwediſche. Manches Volkslied dieſer Sprachen dichtete er ins Deutſche um. Ferner wurde er durch den Leibarzt des Herzogs von Ratibor, den Sanitätsrat Dr. Julius Roger in Schloß Rauden (1819—1865), auf die polniſchen Volkslieder der Oberſchleſier aufmerkſam und ließ ſich von ihm wörtliche Überſetzungen aus deſſen 1862 erſchienener Sammlung ſchicken, um ſie in eine ihren Melodien entſprechende metriſche Form zu gießen. Fünfundzwanzig dieſer Lieder gab er 1865 nach dem Tode Rogers mit einem warmen Nachruf an den geſchiedenen Freund heraus.*)

*) Ruda. Polniſche Volkslieder der Oberſchleſier. Übertragen von Hoffmann von Fallersleben. Kaſſel 1865.

Bei ſolcher Vorliebe für das Volkslied ſetzte er ſeinen Stolz darein, für die Corveyer Bibliothek eine möglichſt umfangreiche Sammlung der Lieder aller Völker zu erwerben. Aber gerade dieſe Hinneigung zu dem, was das Volk geſungen hat, brachte ihm immer wieder ſchmerzlich zum Bewußtſein, welcher Verluſt ihn getroffen hatte. Früher hatte ihm Ida die Kenntnis der alten Volksweiſen vermittelt. Jetzt hatte er oft niemanden, der ſie ihm vorſpielen konnte, und ſo mußte er auf dieſen Genuß, der für ihn zugleich eine Anregung zu eignem poetiſchen Schaffen geweſen war, verzichten. Doch dichtete er damals, vielleicht durch die lobende Erwähnung ſeiner früheren Landsknechtslieder in Vilmars „Handbüchlein für Freunde des deutſchen Volkslieds“ bewogen, eine Anzahl neuer. Dieſe erſchienen, mit den älteren vereinigt, als „Lieder der Landsknechte unter Georg und Caſpar von Frundsberg“ im Jahre 1868. Von Leopold Lenz und ſpäter von Wilhelm Taubert komponiert, der allerdings mit Hoffmanns Texte ſehr willkürlich umſpringt, ſind ſie oft vorgetragen worden und werden auch jetzt noch häufig geſungen. Gerade an dieſen Beiſpielen ſehen wir deutlich, wie Hoffmanns Dichtung und Forſchung aus einer und derſelben Wurzel, der Liebe zu allem Volkstümlichen, emporſprießt, und wie mit zunehmendem Alter beide Gebiete ſeines Schaffens immer enger miteinander verſchmelzen.

Sein Verſtändnis für das Volksleben weiſt ihn auch wieder auf die neueren deutſchen Geſellſchaftslieder hin, für die er die Bezeichnung „Volkstümliche Lieder“ in die Litteraturgeſchichte eingeführt hat. Seine 1869 erſchienene dritte Auflage „Unſere volkstümlichen

Lieder"*) ist das wertvolle abschließende Ergebnis dieser Studien. Aus derselben Quelle fließt endlich auch seine Liebe für die niederdeutsche Sprache. Einige Arbeiten auf diesem Gebiete führen zu seinen letzten größeren Veröffentlichungen wissenschaftlichen Inhalts.

Mit bewundernswerter geistiger Frische und Spannkraft setzt er mithin seine gelehrte Tätigkeit, für die ebenfalls der Wahlspruch „Deutschland über alles" gelten kann, fort. Zwar fällt er selbst über sie das Urteil: sie habe keine großen Ziele mehr; er müsse sich damit begnügen, andere anzuregen. Aber er spricht da von sich zu bescheiden; denn er hat nur das Arbeitsgebiet gegen früher eingeschränkt. Andrerseits hat er recht, wenn er seine Beihilfe zu den Arbeiten der Freunde hervorhebt. J. M. Wagner sucht er zu bewegen, eine neue Geschichte der deutschen Philologie zu schreiben, und begrüßt die Lösung dieser Aufgabe durch Rudolf von Raumer**) auf das freudigste. Erk unterstützt er in seinen Volksliederstudien, Schletterer in seinen hymnologischen Forschungen. Rogers Sammeleifer sucht er auf das ganze Gebiet der slavischen Volkskunde auszudehnen; an den Germanisten Rudolf Hildebrand (1824—1894) in Leipzig sendet er, wie früher an Jakob Grimm, willkommene Beiträge zum großen Deutschen Wörterbuche. Wahrhaftig, man bemerkt an Hoffmanns wissenschaftlichem Interesse und Arbeiten bis in sein höchstes Alter hinein kein Nachlassen oder Erschlaffen!

Auch an dem Leben der Gegenwart und an der politischen Entwicklung, wie sie sich im Verlaufe des

*) Eine vierte Auflage hat K. H. Prahl 1900 bei W. Engelmann in Leipzig herausgegeben.

**) Vgl. S. 329.

ſiebenten Jahrzehnts vollzieht, beginnt er ein Jahr nach Ida's Tode wieder regeren Anteil zu nehmen. In der Konfliktszeit ſteht er natürlich auf der Seite der liberalen Oppoſition und hat für Bismarcks Politik kein Verſtändnis. Wie konnte er auch, nach all den allgemeinen und perſönlichen Enttäuſchungen der letzten zwei Jahrzehnte, von dem preußiſchen Junker eine Förderung der deutſchen Sache in freiheitlicher Richtung und zur Einheit hin erwarten? Wie die meiſten der „Achtundvierziger" iſt Hoffmann bis 1870 Bismarcks Gegner, nach 1870 ſein vorſichtiger und zum Mißtrauen geneigter Bewunderer.

Aber an Deutſchlands großer Zukunft hält er in ſtarkem Glauben feſt, feiert die Befreiung Schleswig-Holſteins vom däniſchen Joche in neuen Liedern und begrüßt die Ereigniſſe des Jahres 1866 als einen Schritt zur deutſchen Einheit hin. Daß er über die Welfenherrlichkeit in Hannover, auch nachdem ihr Glanz erloſchen iſt, nur bittere Worte findet, wer will es ihm verübeln, ihm, der in ſeinem engeren Vaterlande ſoviel Widerwärtigkeiten und Verfolgungen hatte ertragen müſſen? Erſt 1861 war ihm der Aufenthalt in Hannover wieder freigegeben worden, unter der Bedingung, daß „er ſich nur auf ſeine verwandtſchaftlichen, freundſchaftlichen und wiſſenſchaftlichen Beziehungen beſchränkte und ſich von allen politiſchen Demonſtrationen fernhielte".

Wenden wir uns von dieſen Gebieten der Dichtung, der Wiſſenſchaft und der Zeitgeſchichte ſeinem Privatleben und ſeiner inneren Entwicklung zu, ſo gewahren wir hier beſonders deutlich den lindernden Einfluß der Zeit und des Lebens. Der heranwachſende Sohn, deſſen Werdegang er mit der zarteſten Fürſorge be-

obachtet und überwacht, wird ihm in mancher Stunde der Vereinſamung und wehmütiger Erinnerung ein Troſt und eine Quelle väterlicher Freude. Auch der Beſuch lieber alter Freunde, wie Gräfs, Friedrich Prellers, Erks, und ein reger Briefwechſel, der ſich von Jahr zu Jahr ſteigert, bringen Ablenkung und neue Nahrung für ſein Gemüt, und die Teilnahme an den Geſchicken ſeiner Freunde erwacht wieder. Er ſieht, wie auch in andrer Leben Sorge und Leid nicht fehlen, und erkennt darin Menſchenlos. Er ringt ſich zu der Überzeugung durch, daß es kein vollkommenes Glück auf Erden gibt, und erkennt an, daß ihm ſelbſt Güter geblieben ſind, für die er dem Himmel dankbar ſein muß.

Das Leben hatte ihn in eine harte Schule genommen, jetzt hat er auf manchen Anſpruch, den er früher geſtellt, verzichten, hat Beſcheidenheit üben und Gleichmut bewahren gelernt. Und auf dieſer Grundlage entfaltet ſich ſein urwüchſiger niederdeutſcher Humor, der über ſeinen Lebensabend einen milden heiteren Glanz ausgießt. Wie kann er im Kreiſe alter Freunde gemütlich und fröhlich ſein! Wie ſchalkhaft zwinkert ſein Auge, wenn er einen Witz zum beſten gibt! Und wie anſteckend wirkt ſein herzhaftes Lachen! Fürwahr, trotz allem und allem, was ihm das Leben genommen, iſt ihm ſein kindlicher Frohſinn geblieben. Sein Humor, den er dankbar als eine rechte Gottesgabe anerkennt, hilft ihm hinfort über Unangenehmes, über ſeeliſche Aufregung und körperliche Leiden, hinweg und befähigt ihn, andern ein Tröſter zu werden.

Mancherlei Reiſen zu den Verwandten, zum Herzog nach Rauden, zu Freunden führen ihn weit herum. Am herzoglichen Hofe ſieht er ſich mit wohl-

tuender Freundlichkeit aufgenommen und wird wiederum der Gelegenheitsdichter und Spruchsprecher, obgleich Schloß Rauden ihm keine Altenburg iſt. Auf den Verſammlungen der deutſchen Philologen und Schulmänner begegnet er manchem mitforſchenden Freunde. Bei dem Dichterfeſt, das 1869 der Geſangverein Arion in Bielefeld dem heimgekehrten Freiligrath gibt, ſieht er ſeinem „alten Kriegskameraden" wieder ins Auge und lernt ein jüngeres Dichtergeſchlecht, Emil Rittershaus (1834—1897), Julius Wolff, Albert Träger, kennen. Wir können hier unmöglich alle die Bekanntſchaften aufzählen, die er brieflich oder perſönlich erneuert oder neu ſchließt.

Aber einige Kreiſe ſollen erwähnt werden, in denen der alternde Dichter faſt alljährlich als Gaſt erſchien und mit denen er auch in Corvey brieflich verbunden blieb und weiterlebte. Es waren die alten Bekannten in Neuwied, Caſſius Piel (1810—1875) und Julius Reuſch (1827—1903), der Kaſſeler Kreis, in dem er dem damaligen Schulinſpektor Dr. Heinrich Ernſt Bezzenberger (1814—1892) nahe trat, und die Braunſchweig-Wolfenbütteler Freunde, unter ihnen der Advokat-Anwalt Dr. Adolf Strümpell (1824—1878).

Beſonders enge Beziehungen knüpften ſich für den Dichter in den letzten Jahren ſeines Lebens mit Hamburg und Berlin. Dort war es ein früherer Wolfenbütteler Freund, der Hauptpaſtor D. Karl Hirſche (1816—1892), in deſſen Hauſe er 1869 die gaſtlichſte Aufnahme fand. Hirſche ſelbſt, der hochgebildete, wiſſenſchaftlich tüchtige, freidenkende Geiſtliche, wurde ihm mehr als ein liebenswürdiger und anregender Wirt. Mit wahrem Feuereifer ſuchte er in Hamburg für den verehrten Dichter zu wirken.

Die 1871 erfolgte Stiftung seiner Marmorbüste an die Kunsthalle in Hamburg war im wesentlichen Hirsches Werk. In dessen Hause lernte Hoffmann Frau Dr. Bertha Fischer*) kennen, die Witwe eines hamburgischen Arztes, die dem Dichter mit echt weiblichem Verständnis für sein Innenleben, mit Verehrung und wohltuender Wärme entgegenkam. So genoß er noch einmal das Glück einer aufrichtigen und herzlichen Freundschaft mit einer Frau, deren zartsinniges Empfinden dem seinigen verwandt war.

Als dritter der Hamburger Freunde ist der Kaufmann Theodor Ebeling (1825—1889) zu nennen. Hoffmann schildert ihn als ein reines, edles Gemüt mit lebendigem Geiste, voll schöner Kenntnisse, als liebenswürdigen und anregenden Mann, dessen Umgang für ihn von nachhaltiger Wirkung sei. Die Gründlichkeit seiner Bildung, die Vielseitigkeit seiner Interessen und die Weite seines Gesichtskreises wird durch seine Briefe an Hoffmann bezeugt.

Endlich in Berlin öffnete durch Julius Wolffs Vermittelung der Verlagsbuchhändler Franz Lipperheide (1835—1906) dem Dichter sein gastliches Haus: er ein gewandter Geschäftsmann, der für neugeplante Gedichtausgaben ein Berater und Helfer wurde, und ein lebenslustiger Mensch, und ihm zur Seite stehend, seine liebenswürdige Frau Frieda (1840—1896), die geniale Leiterin der „Modenwelt"; dazu ein Kreis bedeutender Männer, die in diesem Hause ein und aus gingen.

So findet er im Alter reichlich, was er von Jugend auf als ein Bedürfnis empfunden und oft

*) Jetzt verwitwete Frau Bothe in Görlitz.

ſchmerzlich vermißt hat: herzliche Teilnahme. Ihre wohltuende Rückwirkung auf ihn iſt unverkennbar. Sein Dichten nimmt einen neuen Aufſchwung. Sein kindliches Empfinden, das Zuſammenleben mit dem Vöglein am Fenſter, mit dem Schneeglöckchen draußen im Park löſt in ihm manche poetiſche Stimmung aus, und er iſt dem Himmel dankbar, daß er noch in ſeinem hohen Alter durch die Gabe der Dichtung beglückt iſt. Eine ſtattliche Anzahl Kinderlieder entſtammen gerade ſeinem letzten Lebensjahre.

Aber dieſe kindliche Heiterkeit und der goldene Humor, der die Sonne ſeiner alten Tage war, verließen ihn, wenn die großen Fragen des Vaterlands ihm an die Seele griffen. Und das geſchah in den Jahren, als dem Traume ſeiner Jugend die ſchönſte Erfüllung ward.

Wir haben eine ſteigende Anteilnahme Hoffmanns an der Entwickelung der deutſchen Verhältniſſe während des ſiebenten Jahrzehnts feſtſtellen können. Nicht, daß er irgend daran gedacht hätte, ſich am politiſchen Leben tätig zu beteiligen! Die Erfahrungen vergangener Zeiten mochten ihn davon zurückhalten, und der Grenzen ſeines Könnens ſich bewußt, beſchränkte er ſich darauf, die Waffe zu führen, die ihm die Vorſehung in die Hand gegeben, die Waffe des Liedes.

Es iſt rührend zu beobachten, mit welcher Überzeugung und Begeiſterung er ſich berufen fühlt, das gewaltige Ringen des deutſchen Volkes um ſeine höchſten Güter und Ziele mit neuen Liedern zu begleiten. Wer wird die Bedeutung ſeines „Deutſchland über alles", das damals neben der Wacht am Rhein

und dem „Heil dir im Siegerkranz" zu Ehren kam, unterschätzen? Wer kann den Einfluß seiner „Vaterlandslieder" abwägen, die gerade zur rechten Zeit im Sommer 1870 von Schletterer mit Weisen herausgegeben wurden? Und doch war es ein Irrtum des Dichters, wenn er vermeinte, jetzt mit Zeitliedern eine ähnliche Wirkung erzielen zu können wie im fünften Jahrzehnt mit seinen „Unpolitischen Liedern". Bei aller nationalen Begeisterung, die Deutschland wie ein Sturmwind durchbrauste und auch in Liedern zum Ausdruck kam, war unser Volk praktischer geworden; es hatte erfahren, daß man mit Gesang und Reden zwar Begeisterung weckt, aber nicht die Geschicke der Völker gestaltet. Jetzt galt es, mit Kartätschen schießen und nicht mit den Pfeilen der politischen Lyrik. Daher hatten die damaligen Zeitgedichte Hoffmanns, zu denen ihn sein Franzosenhaß und seine deutschen Hoffnungen entflammten, nicht im entferntesten die Bedeutung und Wirkung der „Unpolitischen Lieder", so sehr er sich unter getreuer Beihilfe seines Freundes Ebeling bemühte, sie durch Einzeldrucke und durch die Presse zu verbreiten, und ihnen durch Weglassung seines Namens alles Persönliche nahm.

Der Verlauf des Krieges und die Entwickelung Deutschlands zum Einheitsstaat, endlich der ruhmvolle Frieden erfüllten den Dichter erst mit Unruhe und dann mit stürmischer Begeisterung, und im reinsten Glücksgefühl rief er den Hamburger Freunden zu:

Und endlich ward beschieden
Mir diese große Zeit,
Ein einig Reich, voll Frieden,
Voll Glück und Herrlichkeit.

Er ahnte nicht, daß dem jungen Reich in Bälde ſchwere innere Kämpfe bevorſtanden, die ſeine einheitliche und freiheitliche Entwickelung als Kulturſtaat bedrohten. Um ſo größer war die Entrüſtung des Vaterlandsfreundes über das undeutſche Weſen des Ultramontanismus, um ſo ſchneidiger ſeine dichteriſchen Schlachtenrufe im Kulturkampf.*)

Was ihm zeitlebens als edelſtes Ziel vorgeſchwebt hatte, eine deutſche Kultur auf der Grundlage rein volkstümlicher Bildungselemente im nationalen Staate, das erſchien ihm auch als höchſte Aufgabe im neugegründeten Reiche. Darum bekämpfte er nicht nur auf kirchlichem Gebiete die Römlinge, ſondern auch auf dem des Unterrichtsweſens die Vertreter der Humaniſtik. Das altklaſſiſche Bildungsideal, das damals noch ausſchließlich die höhere deutſche Schule beherrſchte, war ihm als etwas Undeutſches ein Dorn im Auge. Die Schulfrage beſchäftigte ihn gerade in ſeinen letzten Lebensjahren infolge der Erfahrungen, die er an ſeinem Sohne machte, beſonders tief. So traten Gedanken, die er als Student in ſeinem erſten Briefe an Jakob Grimm ausgeſprochen hatte, und die wie ein Leitmotiv in ſeinem ganzen Leben immer wiedergekehrt waren, jetzt noch einmal in den Vordergrund.

Das letzte Lebensjahr Hoffmanns war reich an freudigen Ereigniſſen. Lipperheides, Frau Dr. Fiſcher,

*) Franz Sandvoß (geb. 1833, jetzt in Weimar lebend), damals Mitherausgeber der Weſtfäliſchen Zeitung, ſchildert Hoffmanns Teilnahme am Kulturkampfe und ſeine Beziehungen zu dieſer Zeitung in einem unter ſeinem Pſeudonym „Xanthippus" herausgegebenen Aufſatze „Aus den Tagen des Kulturkampfes mit Erinnerungen an Hoffmann von Fallersleben" (Das zwanzigſte Jahrhundert. 2. Jahrgang 1891. 1.—3. Heft).

zahlreiche andere Freunde kehrten in dem lieblichen Corvey ein und konnten die Rüſtigkeit und Friſche des Greiſes bewundern. Zu ſeinem letzten Geburtstage wünſchte ihm Julius Wolff „den dauernden Genuß der Weisheit der Erfahrung, des Humors der Jugend und der Empfindung der Kraft. Heute beſitzen Sie dies alles in beneidenswertem Grade".

Im Juni feierte er ſein 50jähriges Doktorjubiläum, zu dem auch Franz herbeieilte, der inzwiſchen nach der Malerakademie in Düſſeldorf übergeſiedelt war, um die Künſtlerlaufbahn zu betreten.

In der Tat fühlte Hoffmann noch die volle Kraft und trug ſich mit mancherlei Plänen. Eine Ausgabe der „Zeitgedichte" und eine Geſamtausgabe ſeiner Werke ſchlug ihm Lipperheide ab. Das ſchmerzte ihn zwar tief, aber er hatte ſich beſcheiden gelernt und ließ es ſeiner Freundſchaft zu jenem nicht entgelten. Wohl aber fand er Lipperheide bereit, eine Sammelausgabe ſeiner Kinderlieder mit Melodien zu veranſtalten. Noch einmal half der getreue Erk, und ſo erſchienen kurz vor Weihnachten 1873 „Alte und neue Kinderlieder" in vier Heften. Dieſen hundert Liedern wollte der Dichter im Frühlinge 1874 ein zweites Hundert folgen laſſen. So war er noch in der Fülle des Schaffensdranges. Aber die Schneeglöckchen ſollten ihm keinen neuen Lenz mehr einläuten. Am 8. Januar 1874 traf ihn ein Schlaganfall, der ſich am 19. wiederholte und einem reichen Leben ein ſanftes Ende bereitete. Am 23. Januar fand er neben Ida eine Ruheſtätte auf dem ſtillen Corveyer Friedhofe.

Will man das Weſen Hoffmanns in eine kurze Formel zuſammenfaſſen, ſo ſind es die drei Worte,

die er ſelbſt einmal als Unterſchrift eines Briefes an Stelle des gewohnten H. v. F. geſetzt hat:

Humor Vaterland Freiheit.

Man iſt geneigt, den Wert des Menſchen nach dem Erreichten zu bemeſſen, ohne zu bedenken, welch hoher Gewinn für die Geſamtheit und welche innere Genugtuung für ihn bereits in dem Erſtrebten liegen kann. Hoffmann hat, nach dem Maßſtabe der Welt gemeſſen, nichts erreicht. Er iſt der abgeſetzte Profeſſor geblieben, der endlich in dem weltabgeſchiedenen Corvey einen Unterſchlupf gefunden hat. Aber er hat alles erreicht; 1872 rief er einem geſchiedenen Jugendfreunde nach:

Was uns von Jugend auf verband,
Der höchſte Wunſch hienieden:
Ein einig freies Vaterland,
Ward endlich uns beſchieden.

Was iſt ihm ſein Deutſchland, was der Kampf um deſſen höchſte Güter, Freiheit und Einheit, Macht und Größe, wert geweſen! Und welche volle Genugtuung und welchen reichen Troſt hat er in den Tagen äußeren Unterliegens in ſeiner treuen Hingabe an das Vaterland und in ſeinem felſenfeſten Vertrauen auf ſeine Herrlichkeit gefunden!

Werden wir Heutigen den Wert eines ſolchen kerndeutſchen Mannes gering erachten? ein ſolches Leben arm und erfolglos nennen? Gerade in den Tagen der Schwarzſeherei ſoll ſeine heiße Vaterlandsliebe und ſein ſtarker Glaube an Deutſchlands Zukunft ein Vorbild ſein.

O glücklich, wer ſo ſcheiden kann,
Wer ſo in allen Tagen
Fürs Vaterland ein Ehrenmann
Sein Banner hat getragen!

98. An Franz Liſzt in Weimar.

Schloß Corvey, 13. Juni 1860.

Lieber Liſzt!

Die Bibliothek hat mich dermaßen in Anſpruch genommen, daß ſich mein ganzes Dichten und Trachten bisher auf die 184 Wand- und 22 Tiſchſchränke beſchränkte. Täglich habe ich mich nun ſchon ſeit vielen Wochen in den weiten Räumen umhergetummelt, daß ich oft des Abends kaum gehen und ſtehen konnte. Leider iſt noch alles in der Schwebe: Seine Durchlaucht hat alles bis auf Seine Hierherkunft verſchoben. Ich habe nur gearbeitet, was ich verantworten konnte: alle, zum Teil prachtvollen Bilderwerke ſind geordnet, bezeichnet und verzeichnet, alle Schränke mit Nummern verſehen, alle neuen Erwerbungen katalogiſiert und aufgeſtellt.

Unterdeſſen haben wir uns nach und nach eingewohnt und fangen nun nachgerade an, in der wirklich anmutig belebenden Gegend aufzuleben.

Umgang iſt noch wenig vorhanden. Wir wollen uns alles erſt anſehen und dann wählen, wie es unſern Bedürfniſſen entſpricht. Im Schloſſe ſind nur tote Äbte, und was ſonſt darin lebt, gehört zu Cuviers règne animal.

Muſik haben wir genug, das iſt die Muſik der Erinnerung. Sonſt iſt der Park mit ſeinen Büſchen und Teichen unſer Inſtrument, die Nachtigallen ſingen, und die Fröſche quaken.

An Spaziergängen fehlt es nicht. Die ganze Gegend iſt ein weites Spazierfeld mit mancherlei

Abwechſelung: Fluß, Bäche, Wieſen, Berg und Tal, Wald und Gefild. Doch ſind die ſchöneren Punkte zum Gehen etwas weit, und da wir nicht Wagen und Pferde haben, ſo warten wir, bis ein Barmherziger uns zu ſich holen läßt. Das iſt denn auch ſchon geſchehen.

Auch an Fremden fehlt es nicht. Es kommen faſt alle Tage einige, um das Schloß zu ſehen; das heißt eigentlich die Bibliothek, denn ſonſt iſt nichts zu ſehen. Wenden ſie ſich an mich, ſo wird ihnen etwas gezeigt, das den Weg lohnt; gehen ſie mit dem Burggrafen*), ſo müſſen ſie ihm andächtig folgen, wie die Schafe dem Leithammel, und ſpazieren durch die Räume an den Bücherſchränken genußlos vorüber.

Zu eigenen Arbeiten bin ich noch nicht gekommen. Der Sommer hat überhaupt etwas Zerſtreuendes, und um zu dichten, überhaupt zu ſchaffen, muß man geſammelt ſein. Übrigens fühle ich mich hier viel wohler als in Weimar. Dort machte ich noch hin und wieder Anſprüche, die dann nie befriedigt wurden und mich verſtimmten, geiſtig und leiblich; hier mache ich gar keine, und da entbehre ich nichts.

So eben habe ich die Vorrede zur neuen Ausgabe meiner Geſellſchaftslieder geſchrieben — das erſte litterariſche Lebenszeichen von Corvey.

Wie ſchön, wenn wir darauf rechnen dürften, Dich noch dieſen Sommer hier zu ſehen! Aber nur nicht im September, denn dann muß ich nach Süddeutſchland und der Schweiz.

*) Von Hoffmann gewählte Bezeichnung für den oberſten Beamten des Herzogs in Corvey, den Kammerrat Heſſe.

Nun ade! Grüße herzlich Ihre Durchlaucht und unſere Freunde und Deine Spielkameraden und laß ſie meine Albumblätter nicht vergeſſen.

Ade! Ade!

Ou bien ou rien. Heute und immer Dein

Hoffmann.

Die Meinigen, wie ſich's von ſelbſt verſteht, grüßen alle herzlichſt.

99. An Karl Gräf in Weimar.

Schloß Corvey, 26. Oktober 1860.

Es iſt uns die letzte Zeit recht ſchlecht ergangen. Erſt erkrankte Franz an den Maſern. Kaum war er in der Beſſerung, ſo ſtellten ſich Sonntag morgens bei Ida die Wehen ein. Erſt um Mitternacht wurde ſie nach den furchtbarſten, unſäglichſten Schmerzen von einem toten Kinde entbunden. Wir haben alle viel ausgeſtanden. Heute iſt Ida, Gott ſei Dank! den Umſtänden nach recht wohl, und wenn der ſiebente und neunte Tag ſo gut vergeht, wie der dritte, ſo wird ſich ja alles gut entwickeln. Franz iſt ziemlich munter, muß aber noch das Zimmer hüten.

100. An den Herzog von Ratibor in Schloß Rauden.

Schloß Corvey, 28. Oktober 1860.

Durchlauchtigſter Herzog!

Meine Frau iſt den Folgen des Wochenbettes erlegen: ſie verſchied letzte Nacht.

So iſt denn die Herzblume aus meinem Corveyer Hoffnungsbaume abgepflückt, und es ſind nur noch Knoſpen daran, die der gütige Himmel entfalten möge. Ich bleibe und muß bleiben, um hier, wo mir Ew. Durchlaucht Liebe und Güte eine Freiſtätte gewährt haben, eine Ruheſtätte zu finden, damit ich auch mit ihr im Tode vereint werde, die mit mir ſo innig in Freud und Leid im Leben vereint war.

So iſt denn mein letzter Geburtstagsglückwunſch an Ida nicht erfüllt worden!

Du roſige Apfelblüte,
Du blaues Vergißmeinnicht!
O daß dich Gott behüte,
Eh noch mein Auge bricht!

Wie aus dem Lenzgefilde
Blickt ein Vergißmeinnicht,
So blicket Lieb' und Milde
Aus deinem Augenlicht.

Und wie die Apfelblüte
Aus ihrer Knoſpe bricht,
So blühet Lieb' und Güte
Aus deinem Angeſicht.

O daß dich Gott behüte,
Eh noch mein Auge bricht!
Du meine Apfelblüte,
Du mein Vergißmeinnicht!

Unſer Leid iſt grenzenlos, aber Gott wird uns manchen Troſt gewähren, und ein großer Troſt iſt es ſchon, daß Ew. Durchlaucht uns nicht vergeſſen und daß auch mein Wahlſpruch der Ihrige ſein wird:

Heut und immer

H. v. F.

101. An Franz Liſzt in Weimar.

Schloß Corvey, 28. Oktober 1860.

Geſtern, lieber Liſzt, war es ein Jahr, daß Du mir die frohe Botſchaft mitteilteſt, ich könnte hier eine angenehme, ſorgenfreie Stellung gewinnen — und gerade geſtern — weine mit mir! — geſtern ſtarb meine liebe gute Ida an den Folgen der Entbindung. O hätte ſie ahnen können, daß der Tod ſo ſchnell ſie heimführen ſollte, ſie würde tauſend Grüße, tauſend herzlichen Dank der guten Fürſtin und Prinzeſſin und Dir und der ganzen Altenburg beſtellt haben für all das Liebe und Gute, das ihr dort ward.

102. An Ludwig Erk in Berlin.

Schloß Corvey, 4. November 1860.

Herzlichen Dank, lieber Erk, für Ihre innige Teilnahme! herzlichen Dank! Nur Sie von allen unſeren Freunden können ermeſſen, was wir gelitten haben, denn ach! was haben Sie, was haben wir gelitten!

Sehr gerne möchte ich mich zerſtreuen, aber ich darf jetzt nicht auf einige Tage das Haus verlaſſen. Meine Schwägerin iſt noch lange nicht ſo erſtarkt, daß ſie allein die Sorge für unſern Franz und das Hausweſen übernehmen kann, obſchon ſie ſeit einigen Tagen an einer jüngeren Schweſter, die von Bothfeld herübergekommen iſt, eine treue Tröſterin und Gehülfin gefunden hat.

Gott und die Zeit wird uns tröſten. Iſt alles beruhigter, dann werde ich kleine Ausflüge machen

und hoffe, Sie mit Ausgang des Winters in Berlin zu besuchen.

Meine einzige Zerstreuung könnte bis dahin sein das Arbeiten. Aber was soll ich arbeiten? Die Findlinge*) stocken. Der Verleger schreibt mir, daß vom ersten Hefte nur 192 Exemplare abgesetzt sind und daß, wenn es so bliebe, ihm ein Verlust von 600 Tlr. erwüchse, er also an eine Fortsetzung nicht denken möchte. Es tut mir leid, nicht um des geringen Honorars willen, sondern deshalb, weil mich diese Findlinge zu einer recht vielseitigen Tätigkeit reizten und mich in lebhaftem Verkehr mit allerlei Leuten erhielten.

Ich denke nun wieder an meine Kinderlieder und möchte eine billige Gesamtausgabe veranstalten. Damit aber die verschiedenen früheren Verleger mir keine Unannehmlichkeiten bereiten, kann ich nur der Gefahr entgehen, wenn Sie mir helfen, also dem Titel „Kinderlieder von H. v. F." hinzuzufügen gestatten: „Gesammelt und herausgegeben von L. Erk." Sie sollen weiter keine Last davon haben, ich mache das Manuskript vollständig fertig. Nur Eins hat seine Bedenken: in welcher Folge? ob rein alphabetisch nach den Anfängen, oder nach den Jahreszeiten, oder sonst wie geordnet? Bitte, teilen Sie mir Ihre Ansicht mit!

Ich werde mir jetzt jede Woche einige Stunden Volkslieder vorspielen lassen. So etwas hat für mich etwas wunderbar Anregendes. Wie hatte ich mich gefreut, daß mir meine liebe Ida die vielen

*) Findlinge. Zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung. Erster Band. Leipzig 1860. Eine Fortsetzung ist nicht erschienen.

neuen Schätze der Volksmusik, die hier eingetroffen sind, nach und nach eröffnen würde! Es sollte nicht sein, und ich muß nun zu Fremden meine Zuflucht nehmen.

Grüßen Sie unsere Freunde und schreiben Sie bald, recht bald, denn auch das ist ein Trost für Ihren trauernden

H. v. F.

103. An Karl Gräf in Weimar.

Schloß Corvey, 1. Januar 1861.

Herzlichen Dank, guter Gräf, für Deinen liebevollen Brief, das sinnige Gedicht und die hübschen Beilagen!

Verzeihe mir, daß ich nicht eher geschrieben habe. Es wird mir schwer, auch heute noch sehr schwer. Die leiseste Erinnerung — und daran ist ja ohnedem jeder Tag so reich — regt mich furchtbar auf.

Als ich gestern abend allein in meinem Zimmer saß, da nahm ich, während ich mein Tagebuch schloß, das alte zur Hand. Welch ein Silvester heute gegen den damaligen! Wie heiter war Ida, waren wir alle. Als ich die Worte las (es ist von dem Lotto die Rede): „Ida am glücklichsten", da mußte ich weinen, hüllte mich in mein Bett ein und schlief, seit langer Zeit zum ersten Male, bald ein und schlief ruhig, bis der Morgen graute.

Ich lebe nur in der Vergangenheit. Seit vier Wochen schreibe ich schon an den Erinnerungen aus meinem Leben. Ich habe die Jahre 1819—21 vollendet. Zu wissenschaftlichen Arbeiten habe ich keine Lust und keine Ruhe.

Ich wollte ſo gerne auf einige Tage verreiſen. Es iſt nicht möglich. Adele liegt ſchon ſeit vier Wochen an einem Schleimfieber danieder und hat viel gelitten und leidet noch immer. In Bothfeld wiſſen ſie nichts davon, und das iſt auch gut, es iſt ja ſchlimm genug, daß wir uns ängſtigen.

Franz iſt wieder recht wohl. Er hat in meinem Zimmer ſeinen Tannenbaum und einen eigenen Tiſch mit ſeinen Spielſachen. Er beſucht mich fleißig und macht mir viel Freude.

Warum ſchreibſt Du denn gar nichts über Weimar? Ich möchte ſo gerne etwas wiſſen über die Fürſtin, über Preller, über den Neu-Weimar-Verein und dergleichen. Öffentliche Blätter teilen wenig über Weimar mit, höchſtens Hofgeſchichten, wie H. bei Seiner Königlichen Hoheit das Weihnachtsfeſt feiert und dieſer und jener einen Falken einfängt.

Der Winter tritt in aller Strenge auf. Erſt viel Schnee und heute (ſeit geſtern abend) Kälte, am Morgen 10°, am Mittag 5° und jetzt eben zwei Uhr wieder gegen 7°.

Die ſchönen Weihnachtstage ſind diesmal ſtill für uns vorübergegangen: wir haben uns nichts geſchenkt, niemandem etwas geſchenkt, auch von niemandem etwas bekommen. Wenn wir für Franz nicht einen Chriſtbaum aufgeputzt hätten, ſo wüßten wir kaum, daß es Weihnachten geweſen wäre. Das einzige, was ich als Weihnachtsbeſcherung nehmen könnte, wäre „Die ſingende Kinderwelt", 50 Lieder von Graben-Hoffmann, die mir der Komponiſt mit einem freundlichen Schreiben von Dresden aus zugeſchickt hat. Die Hälfte der Lieder iſt von mir.

Mein Briefwechsel ist ganz unterbrochen. Ich schreibe seit langer Zeit niemandem.

In der Bibliothek läßt sich wenig arbeiten. In dem einzigen heizbaren Zimmer können wir nur uns mit dem alphabetischen Kataloge befassen, der denn auch erfreulich fortschreitet, wir haben bereits vier Bände.

Gott gebe, daß sich bald alles besser gestalten möge! Das wünsche ich uns, Euch aber allen ein Jahr voll Gesundheit und Freude!

Schreib bald, recht bald wieder Deinem

H. v. F.

Grüße die Freunde, vor allem Liszt!

104. An Karl Gräf in Weimar.

Schloß Corvey, 12. Januar 1861.

Mein lieber Gräf!

Adele liegt noch immer an ihrem Schleimfieber danieder, ihre Besserung schreitet sehr langsam vor. Alwine ist ganz in Anspruch genommen durch die Pflege ihrer Schwester und vermag nur noch nebenbei die Küche zu besorgen. Unser Mädchen versteht nichts, ist jung und faul und taugt nur, das Gewöhnlichste zu verrichten. Unsere Einrichtung ist durch den Tod meiner Frau gestört und läßt sich vor dem Frühjahr nicht wieder herstellen. Wir können niemanden beherbergen, niemanden beköstigen.

Unter solchen traurigen Umständen müssen wir

auf Euern lieben uns zugedachten Beſuch verzichten, der uns ſonſt unendliche Freude gemacht haben würde.

Das Erinnerungsbüchlein iſt nur für diejenigen beſtimmt, mit denen Ida in näherer Beziehung ſtand. Ich handele gewiß nur nach ihrem Willen, wenn ich es ſonſt niemandem ſchenke. In Weimar wüßte ich jetzt nur noch eine Frau, die es haben muß, Ida's älteſte Freundin dort. Ich werde es ihr überreichen, wenn ſie einmal ihre hieſigen Verwandten beſucht. In Höxter hat es nur eine Frau bekommen, die ſich gegen Ida und uns recht liebevoll bewieſen, ſie bewahrt es, wie ſie mir innig bewegt ſagte, wie ein Heiligtum.

Man muß in ſolchen Dingen ſehr vorſichtig ſein und nicht eine Teilnahme vorausſetzen oder gar verlangen, die am Ende wenig oder gar nicht vorhanden iſt.

Das Büchlein kann nur ſeinen Wert behaupten, wenn es in den wenigen rechten Händen, alſo ſelten bleibt. Darauf macht es durch ſeinen Inhalt wie durch ſeine ſchöne, würdige Ausſtattung Anſpruch: es iſt kein unreiner Buchſtabe, kein Druckfehler darin, und das Ganze wie hingegoſſen.

Es würde mich ſehr betrüben, wenn es ein Gegenſtand kaufmänniſcher Spekulationen würde, um die Gelüſte der Sammler zu befriedigen. Und dazu könnte es leicht kommen, wenn ich freigebig damit wäre. Die Leute ſehen es an, verleihen es und — endlich taucht es in irgend einem Antiquarkataloge als große Seltenheit wieder auf.

Ich habe bis jetzt kein Exemplar verſendet, welches nicht in meinem Verzeichniſſe angemerkt

wäre. Außer Dir hat nur noch Liſzt ein Exemplar bekommen.

Warum ſchreibſt Du mir faſt gar nichts von Weimar? Wenn ich ſo wenig erfahre wie bisher, ſo wird es mir nach Jahr und Tag völlig fremd ſein. Vorfallen muß etwas, denn ſonſt wäre es tot, und das gibt ja Herr von Dingelſtedt und ſeine Bande nicht zu.

Alſo der Neu-Weimar-Verein beſteht!

Hoffentlich kommſt Du im Mai zu uns.

Grüße Deine liebe Frau und alle unſere Freunde herzlich von Deinem

H. v. F.

105. An Ludwig Erk in Berlin.

Bothfeld, 7. Oktober 1861.

Ihre Idee, eine Ausgabe meiner Gedichte mit Melodien zu veranſtalten, iſt vortrefflich und verdient ausgeführt zu werden. Es laſſen ſich dazu viele unſerer ſchönſten Volksweiſen verwenden, auch fremde, namentlich däniſche. Die gelungenſten Kompoſitionen unſerer Zeit werden mir wol von den Verlegern zu dieſem Zwecke geſtattet werden, es ſind am Ende doch nur wenige. Sobald die neue Ausgabe meiner Gedichte erſchienen iſt, erhalten Sie ein Exemplar, Sie können darin die Weiſe anmerken, welche Sie am geeignetſten finden, ich will dasſelbe tun und in freien Stunden Abſchriften machen. Ich habe übrigens viel, ſehr viel geſammelt, und es käme nur auf eine Durchſicht an, die ich leider nicht unternehmen kann ohne Beihülfe eines Muſikers. Wie lieb wäre mir, wenn Sie Sich entſchließen

könnten, auch nur acht Tage bei mir zu weilen! Leider ſcheint Corvey viel, viel weiter von Berlin zu ſein als Berlin von Corvey. Obſchon Sie den beſten Willen haben, ſo bleibt es doch dabei. Iſt Geld das einzige Hindernis, ſo läßt ſich das am erſten beſeitigen, denn ich ſehe nicht ein, warum Sie nicht auf meine Koſten zu mir kommen wollten? und eine ſolche Entſchädigung müſſen Sie von mir annehmen, da Sie ja doch nur in meinem Intereſſe kommen. Alſo — künftig darf der Geldpunkt kein Hindernis mehr ſein!

Zu Weihnachten kann man zwar niemanden einladen; wenn Sie aber das ſchlechte Wetter nicht ſcheuen, mir ſind Sie immer willkommen, und ein warmes Herz und eine warme Stube ſollen Sie finden.

Meine Gedichte werden in künftiger Woche ausgedruckt ſein. Sie erſcheinen mit Goldſchnitt und goldverziertem Einband, wie das ja heutiges Tages nicht mehr anders geht. Dennoch werden ſie nicht teuer ſein.

Das Verhältnis dieſer „Auswahl“ zu der vierten Auflage iſt etwa folgendes: jene enthält vierhundertzwölf Gedichte, dieſe hundert weniger, aber hundert, die nicht in der vierten Auflage ſtehen. Es iſt alſo gewiſſermaßen ein neues Buch.

Meine nächſte Arbeit wird nun ſein, einen Schlußteil meinen Horae belgicae hinzuzufügen, eine Pars XII.

Damit wollen wir dann den niederländiſchen Studien gute Nacht ſagen. Es iſt für einen Deutſchen zu ſchwierig, die Fortſchritte auf dieſem Gebiete in Holland und Belgien zu verfolgen. Seit

Weimar ſtehe ich mit niemandem dort im Briefwechſel und erfahre nur aus Trömels Bibliographie, was dort erſcheint.

106. An Ludwig Erk in Berlin.

Schloß Corvey, 29. Dezember 1861.

Lieber Freund!

Ein Turnerliederbuch*) iſt gewiß etwas recht Zeitgemäßes, und ich bin gerne bereit, ein ſolches mit Ihnen gemeinſchaftlich herauszugeben, vorausgeſetzt, daß wir in unſeren Anſichten über die Ausführung übereinſtimmen, was ja nach Ihren brieflichen Andeutungen hoffentlich der Fall ſein wird.

Die bisherigen Liederbücher dieſer Art erinnern zu ſehr an das Mildheimiſche Liederbuch. Der Sammler desſelben meinte jedem Stande, jedem Lebensberufe, jedem Alter, jedem Geſchlechte, jedem Verhältniſſe Genüge geleiſtet zu haben, wenn die darin vorkommende Stimmung und Tätigkeit in Verſen beſchrieben würde: der Handwerker ſchildert ſeine Arbeit mit allen dazu verwendeten Werkzeugen, der Verliebte, der Arme, der Kranke, jeder beſchreibt ſeinen Zuſtand und ſucht ſich für ſein Ungemach zu tröſten pp.

So macht's in dieſen Liedern auch der Turner: er beſchreibt, was er tut und tun will, zählt

*) Die gemeinſame Arbeit kam nicht zuſtande, wohl aber gab Erk 1864 ein „Turnliederbuch für die deutſche Jugend" heraus.

ſein Rüſtzeug der Reihe nach auf, erklärt ſich für den erſten Menſchen der Welt, renommiert mit ſeiner Kraft, Stärke und Geſundheit, mit ſeinen Strapazen und verachtet jeden, der nicht turnen kann und mag pp. Wenn das nun noch etwas poetiſch oder humoriſtiſch und witzig behandelt wäre, ſo ließe ich es mir noch gefallen, aber alles ſteht ſo hahnbüchen da, daß man wirklich eben ſo hahnbüchen ſein muß, um Gefallen daran zu finden. Nun kommt noch hinzu, daß viele dieſer Lieder nicht einmal urſprünglich ſind, oft ſind nur Volkslieder, um zugleich eine hübſche Weiſe zu haben, ins Turneriſche umgeſchrieben. Wenn wir alſo den rein poetiſchen Geſichtspunkt feſthalten, ſo können wir viele dieſer Lieder gar nicht brauchen.

Wie das Volk nicht ſingt von ſeinen Hantierungen, weil es davon nichts ſingen mag (vergleiche meine Vorrede zu den ſchleſiſchen Volksliedern), ſo, denke ich, wird auch ein Turner von den ſeinigen nicht ſingen wollen. Wenn er ſeiner Turnerei genügt hat, wird er gerne zu etwas anderem übergehen und ſich im Geſange anderer Dinge erfreuen wollen, wird des Vaterlandes ſingend gedenken und jener Männer, die dafür ſtrebten und wirkten, wird vom Wandern ſingen und von der Natur, worin er ſich des Lebens freut, wird Lieder ſingen, die ſeiner Stimmung augenblicklich entſprechen.

Es wird alſo unſer Turnerliederbuch ganz anders ausfallen als die bisherigen, und ich glaube, es wird eben dadurch gefallen.

Heute vor vierzehn Tagen war ich in Kaſſel. Am Abend ging ich in den dortigen Arbeiter-Fortbildungsverein. Nachdem ein Vortrag über deutſche

Geſchichte vollendet war, wurde ich dem Vereine vorgeſtellt und mit Jubel begrüßt. Allen war mein Name noch in friſchem Andenken: vor einiger Zeit war dort von etwa fünfzig Kindern mein Winter aus den Vier Jahreszeiten vorgetragen worden. Ich freute mich des ſchönen Strebens und faßte den Entſchluß, auch einmal etwas für den Verein zu tun. Dies iſt mir gelungen: ich habe ein Heſſenlied*) gedichtet und dem Vereine gewidmet und dann noch ein Stiftungslied für den 18. Januar. Jetzt iſt großer Jubel unter dieſen und bald unter allen Heſſen. Das Lied wird gedruckt, ich ſchicke es Ihnen unter Kreuzband, Melodie: Drunten im Unterland. Ich wollte, ich könnte Ihnen die Briefe von dort mitteilen! Es tut mir doch wohl in meiner ſtillen Wirkſamkeit, mich hin und wieder an dem regen Leben der Gegenwart beteiligen zu können. Sie fragen: was ich arbeite? Ich arbeite immer, aber nur für mich. Wiſſenſchaftliche Werke finden keinen Verleger, der nur die baren Auslagen erſetzen möchte. Auf das Budget des preußiſchen Staates kann niemand mehr rechnen, wenn er nicht Degen und Gewehr trägt, denn für Wiſſenſchaft und Kunſt ſind für 1861 ausgeſetzt: 1000 Tlr. Das iſt der Überfluß an Mangel, womit Herr von Bethmann-Hollweg**) dem Staate der Intelligenz unter die Arme greift!

Daß Sie wieder nicht zu uns kommen würden, habe ich leider vorausgeſehen. Es paßt auf Sie

---

*) „Heſſenland, liebes Land". — Geſ. W. Bd. VI S. 204.

**) Moritz Auguſt von Bethmann-Hollweg (1795—1877) war 1858—1862 preußiſcher Kultusminiſter.

das berühmte Lied vom Marlborough (kölniſch Malbröck):

Er kommt vielleicht auf Oſtern,
vielleicht auf Trinität!

So wunderſchön, wie dieſe drei Feiertage (24.—26. Dezember) unſer Tal war, ſah ich es noch nie: der Himmel heiter, die Bäume ſilberbereift, die Berge himmelblau, bei Sonnenuntergang gerötet, o, es war paradieſiſch. Hätten Sie von der Bibliothek aus nur Einmal in dieſen Zauber geſehen — Sie würden ihn als eine der lieblichſten Erinnerungen für Ihr ganzes Leben behalten haben.

Nun leben Sie recht wohl und warten Sie nicht erſt, bis Sie mir, wie der Fleiſcher Lehmann in Breslau ſagte, „mündlich ſchreiben" können. Ade!

H. v. F.

107. An Joſef Maria Wagner in Wien.

Schloß Corvey, 16. Februar 1862.

Daß ich ſehr gerne bereit bin, lieber Herr Wagner, Sie in Ihrer beabſichtigten Geſchichte der deutſchen Philologie zu unterſtützen, werden Sie von vornherein überzeugt ſein. Es handelt ſich nur um das Wie? und da ſehe ich wahrlich keinen anderen Weg, als daß Sie ſelbſt einmal hierher kommen, Sich bei mir häuslich niederlaſſen und alles, was ich dafür habe, durcharbeiten. Ich habe wirklich keine Zeit, die vielerlei Sammlungen durchzuſehen, um das, was Ihnen dienlich ſein könnte, auszuſcheiden. Vieles wird Ihnen längſt bekannt

ſein, vieles zu unwichtig. Und wie ſollte ich Ihnen am Ende die Sachen zukommen laſſen? Die Zollplackereien ſind für unſer einen zu ſchauderhaft, und es iſt nicht die mindeſte Ausſicht vorhanden, daß es beſſer wird. Das einzige, was ich tun könnte, wäre, Ihnen eine Abſchrift von meiner „Deutſch-ſprachlichen Tätigkeit“*) beſorgen zu laſſen. Da hätten Sie aber doch nur erſt über mich das Nötige.

In Wien iſt man, wie mir Reiſende, die erſt neulich dort waren, erzählen, über alle Maßen froh. Das kann nur ſein der Humor der Verzweiflung! Wir ſind ſehr ernſt und bedenklich geſtimmt, und ſo iſt es auch im übrigen Deutſchland. Dies unglückliche Heſſen in unſerer Nachbarſchaft! Die furchtbare Reaktion in allen kleinen Staaten, die durch Öſterreich ihren Rückhalt hat — es iſt zu traurig. Und ſo geht es nun ſchon ſeit 1648 mit kurzen Unterbrechungen immerfort, und es läßt ſich kein Ende abſehen.

Darum beſchäftige ich mich am liebſten mit der Vergangenheit, und zwar zunächſt mit meiner eigenen. Im vorigen Jahre habe ich meine Denkwürdigkeiten von 1819 bis 1835 aufgezeichnet und in dieſem Jahre wieder fortgeſetzt. Ich bin ſo eben beim Jahre 1839 angelangt und lebe nun in Wien bis in den Sommer desſelben Jahres.

Ach! leider ſind viele meiner alten Freunde und Bekannten längſt heimgegangen. Von anderen erfahre ich faſt gar nichts mehr, als ob ſie ebenfalls längſt tot wären.

*) Eine handſchriftliche Zuſammenſtellung Hoffmanns, die Wagner ſpäter für ſeine Hoffmann-Bibliographie benutzt hat.

Meine Berliner Reiſe hat einen Aufſchub erlitten: den 3. März muß ich als Geſchworener zum Schwurgerichte nach Paderborn. Was aus einem Menſchen nicht alles werden kann!

Ade!

108. An Franz Duncker in Berlin.*)

Schloß Corvey, 25. März 1862.

Geehrter Freund!

Die geſtrige Mitteilung eines Gedichts von dem preußiſch-loyalen Scherenberg in der Volkszeitung veranlaßt mich auch zur poetiſchen Beteiligung an dem bevorſtehenden Wahlkampfe. Anbei ſende ich Ihnen acht Frühlingslieder und bitte Sie, dieſelben als kleines Büchlein in kleinem Format zu billigſtem Preiſe erſcheinen zu laſſen. Die Melodien ſind faſt alle ſehr bekannt. . . . Der Notendruck hält die Sache auf und verteuert ſie, man müßte denn eine Beilage in Steindruck dazugeben. Herr Muſikdirektor Erk würde ſehr gerne bereit ſein, die Muſik zu beſorgen.

---

*) Franz Duncker (1822—1888), hervorragender Parlamentarier und Mitbegründer der deutſchen Fortſchrittspartei, Herausgeber der „Volkszeitung". — Hoffmann verwechſelt am Anfange des Briefes den Epiker Chriſtian Friedrich Scherenberg (1798—1881), der beſonders durch ſeine Schilderungen preußiſcher Schlachten bekannt iſt, mit deſſen Neffen, dem Lyriker Ernſt Scherenberg (1839—1905). — Die kleine Sammlung politiſcher Lieder, die Hoffmann zu den preußiſchen Verfaſſungskämpfen beiſteuerte, erſchien 1862 in Dunckers Verlag unter dem Titel „Frühlingslieder für Urwähler, Wahlmänner und Fortſchrittsmänner".

Meinen Namen bitte ich jedoch aus dem Spiele zu laſſen. Ich habe alle Urſache, den Leuten keinen Anlaß zu geben, mich immer wieder von neuem zu verfolgen — ich habe für dies Leben gerade genug, erſt im vorigen Jahre iſt Herr von Borries ſo gnädig geweſen, mir den Beſuch der Meinigen im Königreiche Hannover zu geſtatten, nachdem die neue Ära ſich meiner nicht angenommen hatte. Es kommt ja auch auf den Namen nichts an. Wenn die Sache nichts taugt, ſo nützt der Name auch noch nichts.

Daß in die Politik wieder ein bißchen Poeſie kommt, iſt notwendig. Der Nationalverein würde ganz anders emporgekommen ſein, wenn er nicht die blaſſe Proſa wäre nach innen und außen. Doch Shakeſpeare ſagt: lauter brave Leute, aber ſchlechte Muſikanten! und Shakeſpeare iſt ein ehrenwerter Mann.

109. An Rat Schmidt in Schloß Rauden.*)

Schloß Corvey, 29. März 1862.

Seit mehreren Tagen iſt es bei uns Frühling. Wir haben den Tag über 16° Wärme im Schatten, und dabei meiſt Sonnenſchein. Die Felder ſind grün, und die Wieſen werden es. Im Parke blühen die Veilchen, viele Bäume und Sträucher, die roten Johannisbeeren und die Lerchentannen. Die Kirſchen haben die Blüte im Munde. Viele Büſche belauben ſich. Der Raſen des Schloßhofes

*) Privatſekretär des Herzogs von Ratibor.

glänzt im prachtvollſten Grün. Viele Sommervögel ſind angekommen und laſſen ſich hören. Sogar die Fröſche verſuchen, mit jenen zu wetteifern.

Alles ladet zu heiterer Frühlingsſtimmung ein, und ich würde mich ihr ganz hingeben, wenn nicht durch die letzte Wendung in Berlin eine ſolche Verſtimmung über das ganze Land gekommen wäre, der ſich am Ende niemand entziehen kann. Großer Gott, was ſoll aus uns noch werden! Der Staat der Intelligenz und Quinteſſenz iſt geworden der Staat der Imprudenz und Impotenz. Alſo eine neue Auflage der Manteuffelei!

O könnt' ich ſchlafen und träumen
In Waldeseinſamkeit,
Und dort mit den alten Bäumen
Nichts hören von unſerer Zeit! *)

110. An Karl Gráf in Weimar.

Schloß Corvey, 4. April 1862.

Lieber Gráf!

Meinen Geburtstag habe ich geſund und heiter gefeiert. Unter den mancherlei Beweiſen inniger Teilnahme hat mich am meiſten gefreut ein ſehr ſchönes Gedicht von Wilhelm Petſch in der Volkszeitung vom 2. April.

Als ich nun am Abend auch noch die Briefe und Geſchenke der Meinigen erhielt und ich mich freute, daß ſie alle wohl und munter waren und

*) Geſ. W. Bd. V S. 138.

meiner ſo liebevoll gedacht hatten, da fuhr wie ein Schrei des Jammers Dein Brief in meine heitere Stimmung — alles fremde und eigene Unglück ſchien ſich im Augenblicke meiner Seele zu bemächtigen, ich ward tief betrübt, und wenn und ſo oft ich an Dich denke und die Leiden Deiner lieben guten Frau, ſo erneut ſich meine Betrübnis.

Armer Gräf! es iſt ein trauriges Los, wenn ein Betrübter einen Betrübten tröſten ſoll! Es iſt, als ob ich meine Leiden in den Leiden meiner Freunde immer wieder leiden ſoll.

Erſt vor einigen Monaten ſtarb die Frau meines Freundes Aderholz*). Wie habe ich mit ihm gelitten!

Ich danke Dir für Deine Teilnahme. Möchte nur die meinige Dir Dein ſchweres Unglück erleichtern können!

Von Weimar habe ich nur durch Dich etwas erfahren. Selbſt Preller hat es nicht der Mühe wert gefunden, auch nur Eine Zeile an mich zu richten. Ich gehe nie wieder nach Weimar. Ich bin zu alt, als daß ich unangenehme Stimmungen, woran es mir doch dort gewiß nicht fehlen würde, aufſuchen ſollte.

Der Herzog wird wol mit Familie eine Zeitlang dieſen Sommer hier weilen. Näheres erfahre ich erſt künftige Woche. Sobald ich weiß, wann er kommt, werde ich meine Reiſe danach einrichten. Ich denke nächſtens nach Bothfeld zu gehen und

*) Breslauer Buchhändler Georg Philipp Aderholz (1803—1864), Freund Hoffmanns und Verleger mancher ſeiner Werke.

Adele, die jetzt wieder ziemlich wohl ist, wieder zu holen.

Schreib mir doch bald wieder.

Gott sei mit Dir!

H. v. F.

111. An Julius Roger in Schloß Rauden.

Krefeld, 2. November 1862.

Herzlichen Dank, verehrter Freund, für Ihre Volksliedersammlung, die gewiß auch unter den Nicht-Slaven freudige Anerkennung finden wird.

Schon in den ersten Bogen, die Sie so gütig waren, mir mitzuteilen, fand ich einige schöne Melodien, die zur näheren Kenntnis des Textes reizten.

Jetzt werde ich mir alle vorspielen lassen und gewiß manche finden, zu denen man einen singbaren deutschen Text wünscht.

Sie sollten nun diese neue Art Ihrer wissenschaftlichen Studien, wobei freilich viel Mühe, aber doch wol noch mehr Genuß verbunden ist, fortsetzen, und zwar nach und nach alles Volkstümliche zu erforschen streben. Dahin rechne ich zunächst alle Sprichwörter, Rätsel, Märchen, Kinderreime und was zur Scherz- und Spottsprache gehört.

Bei der jetzigen Teilnahme für alles Volkstümliche, namentlich in Dichtung und Musik, läßt sich erwarten, daß sich dieselbe auch Ihrem Werke zuwenden wird. Unsere geistlichen Herren können so etwas nicht beurteilen; mit dem Concilium Tridentinum hört ihr Verstand und für sie die Weltgeschichte auf. Das Fenster in ihren Alumnaten

und Pfarrhäuſern, wodurch ſie die Welt anſchauen, iſt ein verwittertes, blind geworden. Von dieſer Seite dürfen Sie für Kunſt und Wiſſenſchaft nichts erwarten.

Meine Rundreiſe durch Deutſchland habe ich nun faſt vollendet, in wenigen Tagen bin ich wieder in Corvey. Ich habe des Erfreulichen viel erlebt und werde mit der angenehmen Erinnerung daran mutig in den langen Winter eintreten und unſere bange Einſamkeit leichter überwinden können. Ja, wol iſt es einſam und mehr — „unter Larven die einzige fühlende Bruſt" pp. Kaum hatte ich den Rücken gedreht, ſo begannen wieder die ſich ſicher fühlenden Schloßkabalen. Der . . . ., dieſer kleinlichſte und boshafteſte Menſch, den ich je kennen lernte, beleidigte auf eine wirklich empörende Weiſe meine Schwägerin Agnes, nachdem er an ihrer Schweſter Alwine früher ein wahres Bubenſtück ausgeübt hatte. Sie können denken, wie ſehr mich das ärgert und zugleich betrüben muß. Meine Verwandten bringen mir ein großes Opfer, daß ſie, geſchieden von dem lieben Kreiſe der Ihrigen und dem erheiternden Verkehre mit freundlichen gebildeten Menſchen, nur mir und der treuen Pflege meines einzigen Kindes leben und, in klöſterlicher Einſamkeit nur auf ſich und mich und die Bibliothek beſchränkt, nebenbei einem zwar kleinen, aber doch ſchwierigen Haushalte vorſtehen. Ich weiß, daß Sie in Ihrer Stellung, bei Ihren Lebensanſchauungen das alles nicht ſo ſchlimm finden; aber ich weiß doch, daß Sie mit mir überzeugt ſind, daß ein weibliches Gemüt, das, von dem Verluſte einer lieben, guten, unvergeßlichen Schweſter fortwährend

gebeugt und von manchem Unglück heimgesucht, nicht die Kraft besitzt, ruhig die unverschuldete Kränkung von seiten roher Menschen zu ertragen.

Nun, ich hoffe, der Frieden, den ich für mich und die Meinigen suche und bedarf, wird mir endlich doch auch noch in Corvey werden.

Sehr erfreut hat mich, daß mein alter lieber Freund, Professor Preller, einer unserer ausgezeichnetsten Maler, einige Tage bei uns weilte. Leider war ich fern. Er wollte sich erholen von seinen anstrengenden Arbeiten: er hat seine meisterhaften Kompositionen zur Odyssee vollendet und beschäftigt sich jetzt mit den Kartons für das neue Museum in Weimar.

Nun noch Eine Bitte: den durchlauchtigsten Herrschaften meine herzlichen Grüße!

Heut und immer

Ihr

H. v. F.

112. An Friedrich Preller in Weimar.

Schloß Corvey, 25. November 1862.

Nun kannst Du ermessen, mein lieber Preller, wie es uns vor zwei Jahren ergangen ist! Meine Ida tot, Franz immer leidend infolge der Masern, Adele danieder liegend am Schleimfieber, Alwine mit der Pflege ihrer Schwester und dem Haushalt vollauf beschäftigt, daneben ein rohes, faules, nichtsnutziges Dienstmädchen; keine Seele, die sich hülfreich erwies; keine Verwandtin, keine Freundin für

uns vorhanden. Und das dauerte 23 Wochen ſo. Ich, der ich ſelbſt des Troſtes bedurfte, ſuchte zu tröſten; ich, ſelbſt tief betrübt, wagte andere zu erheitern, aber ich lebte eigentlich nur in der Vergangenheit, ohne Kraft und Willen, die alte geiſtige Tätigkeit erſprießlich zu erneuen. Es waren traurige Zeiten.

Da ward es Frühling und auch für uns. Adele war nach und nach wieder geneſen, Franz wieder wohl, und ich atmete wieder auf. Der Herzog hatte mich nach Rauden, ſeinem gewöhnlichen Wohnſitze in Oberſchleſien, eingeladen, 120 Meilen weit von uns. Ich trat die weite Reiſe an und wurde dort auf die freundlichſte Weiſe aufgenommen. Vier Wochen verweilte ich dort in den mir neuen großartigen Verhältniſſen, in einer mir bisher unbekannten Gegend unter fortwährenden angenehmen Zerſtreuungen. Ich kehrte dann wohler heim. Das Reiſen iſt ſeitdem mehr als je für mich notwendig geworden, es iſt meine Badekur für den Leib und mein Frühling für den Geiſt.

Wie anders, wie beſſer ergeht es Dir! Bei allen Deinen und der Deinigen Leiden fehlt es Dir nie an reger inniger Teilnahme, Du biſt nie ſo allein wie wir. Die glänzenden Erfolge Deiner Kunſt müſſen Dich erheben und ſtärken, das Glück Deiner Kinder Dich erquicken, die Beweiſe Deiner vielen Freunde und Verehrer zur Freude an Deinen Arbeiten Dich beleben, zur Ausdauer Dich ermutigen.

Und auch unſererſeits fehlen Dir nicht die Beweiſe innigſter Teilnahme an Deinem Wohl und

Wehe, Deinem Tun und Treiben und an allem, was Dir lieb und teuer auf Erden iſt.

Als geſtern abend Agnes mir Deinen letzten Brief vorlas, lebten wir ſo recht in Euch und mit Euch, und es war nur Ein Wunſch unſer Wunſch, nämlich der: daß es Dir und Deiner lieben guten Frau und Euch allen wieder recht wohl gehen möchte. Wie mir war, mag Dir das Gedicht an Dich dartun, das ich ſofort niederſchrieb.

Deine vier Blätter ſind mir ein liebes Andenken, auch ſchon deshalb, weil Du ſie ſelbſt nach Corvey gebracht haſt. So oft ich ſie betrachte, denke ich immer an den ſchönen Augenblick, als ich Dich und Arnswaldt*) auf der Wartburg zu Mittag am Sonntag Lätare mit meinem Trinkſpruche auf Dich überraſchte. Gott gebe, daß uns noch Einmal im Leben ſolch ein Lätare beſchieden ſei!

So lieb mir übrigens Deine Blätter auch ſind, ſo kann ich doch den Wunſch nicht unterdrücken, etwas von Deiner eigenſten Hand zu beſitzen, was kein Menſch auf der ganzen Gotteswelt zu beſitzen ſich rühmen darf. Und wenn dann Friedrich auch für mich Humor hat, den er ſo glücklich anderen glänzen läſſet, und mir etwas von ſeiner Kunſt verehrt, ſo will ich befriedigt meine Mappe ſchließen.

Allen, wie ſich von ſelbſt verſteht, meine herzlichen Grüße!

Dein

H. v. F.

*) Schloßkommandant der Wartburg.

113. An Ludwig Erk in Berlin.

Schloß Corvey, 9. Dezember 1862.

Es ist ein schmerzliches Gefühl für mich, lieber Erk, daß ich so lange nichts von Ihnen gehört und gesehen habe. Um nun nicht so trostlos in das Neue Jahr zu wandern, so gebe ich heute Ihnen ein Lebenszeichen und erwarte sehnlichst ein solches von Ihnen dagegen.

Am 28. August trat ich eine große Rundreise durch Deutschland an und kehrte am 12. November zurück, also nach einer Abwesenheit von 78 Tagen. Ich lebe nun von den schönen Erinnerungen, denn ich habe des Lieben und Guten überall und viel, oft zu viel erlebt.

In Augsburg gründeten wir eine germanistische Abteilung des deutschen Philologenvereins, die hoffentlich gute Früchte bringen wird. Vorläufig war es schon sehr angenehm, daß sich viele Fachgenossen zusammenfanden und sich wechselseitig kennen lernten.

Vor einigen Tagen bin ich in das Skandinavische geraten und habe sofort flottweg aus dem Schwedischen und Dänischen übersetzt.*)

Vielleicht können Sie eins und das andere für Ihren Volksliederverein verwerten. Ich lege deshalb sechs Lieder bei, und da Ihnen vielleicht der

*) Diese Übersetzungen, wie auch viele andere, sind in Hoffmanns Nachlasse erhalten, aber in den „Gesammelten Werken" nicht veröffentlicht.

Berggreen*) nicht zur Hand iſt, auch die Sangweiſe von Nr. 4.

Wie ſehr muß ich es bedauern, daß ich jetzt niemanden habe, der mir Volksweiſen zu Danke vorſpielt. Wären Sie nur einmal auf acht Tage hier, was würden wir zuſammen ſchaffen können! Unſere Sammlungen ſind wirklich ſchon ziemlich bedeutend. Aber Sie kennen nur Ein Ziel und ſchießen wie ein Pfeil dahin: immer nach Darmſtadt und wieder nach Darmſtadt und noch einmal nach Darmſtadt!

Kennen Sie die Volkslieder der Oberſchleſier? Piesni Ludu Polskiego w Górnym Szlasku z muzyka zebrat i wydat Juliusz Roger. Wrocław 1863 bei Skutſch in Breslau. Es ſind ſehr viele Melodien darin. Es wäre mir ſehr lieb, wenn Sie dieſelben mal durchſehen und die beſten mir bezeichnen wollten. Ich würde dann Herrn Sanitätsrat Roger — er iſt Leibarzt unſeres Herzogs — bitten, mir Versmaß und wörtliche Überſetzung mitzuteilen und danach mein Heil verſuchen, wie ich es ſchon mit einem Liede, nicht eben unglücklich, getan habe.

Wie weit ſind Sie mit der Durchſicht des muſikaliſchen Nachlaſſes der Marie Nathuſius?**)

---

*) Svenska Folksånger och Melodier, samlade och satta för Pianoforte af A. B. Berggreen. Kopenhagen 1861.

**) Erk bearbeitete damals den dichteriſchen Nachlaß der Marie Nathuſius und gab daraus mit Philipp von Nathuſius 1865 „Hundert Lieder, geiſtlich und weltlich, ernſthaft und fröhlich, in Melodien von Marie Nathuſius und mit Klavierbegleitung“ heraus.

Ich erhielt deshalb neulich zwei Briefe ihres Mannes und antwortete: Alles in den beſten Händen!

Herzlich grüßt
Hodie Veritate Fideque
wie immer
H. v. F.

114. An Hans Michel Schletterer in Augsburg.

Schloß Corvey, 21. Dezember 1862.

Morgen kommt der Weihnachtsmann,
kommt mit ſeinen Gaben!

Ja, wenn ich ihm für Sie nur etwas mitgeben könnte, was Sie recht erfreuen müßte! Nun, am Ende ſind es meine Kinderlieder, die ja ſchon manchem Freude gemacht haben. Seit vorigem Sommer gehe ich mit dem Gedanken um, den drei bis jetzt erſchienenen Sammlungen mit Klavierbegleitung eine vierte folgen zu laſſen unter dem Titel:

Fünfzig neuere Kinderlieder
von
H. v. F.
Nach Original- und Volksweiſen mit Klavierbegleitung pp.

Ich glaube Ihrem Wunſche entgegen zu kommen, wenn ich Sie einlade, mit mir gemeinſchaftlich dies Werkchen herauszugeben.

Von dieſen 50 Liedern darf keins in den drei früheren Sammlungen ſtehen. Es muß nun alſo eine Auswahl getroffen werden von den übrigen,

teils ſchon mit Melodie verſehenen, teils noch unkomponierten, ſowie ungedruckten.

Sollten Sie zu einigen Texten ſchöne Volksweiſen finden, ſo wäre uns gewiß damit gedient.

Damit Ihnen für Ihr Komponieren Spielraum bleibt, ſo lege ich einige noch ungedruckte Texte bei.

Übrigens könnten Sie mich mit ſchönen Weiſen aus alten katholiſchen Geſangbüchern pp. ſehr erfreuen, vielleicht gelingt es mir, neue Texte dazu zu dichten.

In Bezug auf Ihre Harmoniſierung darf ich kaum ſagen, daß ich wünſche, ſolche möglichſt einfach zu halten und immer Rückſicht auf die kleinen Hände der Kinder zu nehmen.

Ich erwarte nun Ihre Anſichten. Wenn Sie, wie ich natürlich ſehr wünſche, auf meinen Vorſchlag eingehen, ſo wollen wir dann das Weitere beſprechen, wo und wann wir uns je eher je lieber ſehen, verſteht ſich, wenn Ihre Arbeit weit genug vorgerückt iſt.

Es freut mich gar ſehr, daß Sie die Vier Jahreszeiten ſo eifrig in Angriff genommen haben. Ich bin feſt überzeugt, daß der Erfolg Ihnen viele Freude bringen wird, wie es ja auch an anderen Orten, in Weimar, Apolda, Kaſſel, geſchehen iſt.

In Bezug auf Ihre hymnologiſchen Studien bin ich gerne bereit, Sie mit Rat und Tat zu unterſtützen. Doch das iſt ein zu großes, ſchwieriges Feld, darüber läßt ſich nicht ſchreiben, das will durchſprochen ſein. Darum wäre es mir denn allerdings, ſchon auch für Sie, ſehr lieb, wenn wir uns im Frühjahre ſehen könnten. Pfingſten iſt ein

bißchen ſpät, es iſt erſt den 24. Mai. Übrigens ſind Sie mir jederzeit willkommen!

Seit einigen Tagen treibe ich mal wieder Däniſch und Schwediſch. Die in Kopenhagen erſchienene Sammlung däniſcher und norwegiſcher und ſchwediſcher Volkslieder mit Klavierbegleitung von Berggreen hat mich dazu verleitet. Ich habe vieles überſetzt. Zu einigen Melodien habe ich eigene Texte verfaßt. Ich lege Ihnen Muſik und Lieder bei.

Am 22. Dezember.

Das Wetter iſt ſehr ſchlecht, ſeit zwei Tagen habe ich das Schloß nicht verlaſſen, und ſo bin ich denn auch geſtern nicht nach Hörter gekommen.

Schlechter aber als das ſchlechteſte Wetter ſind unſere politiſchen Zuſtände, ſo ſchlecht, daß man nicht einmal mehr darüber ſprechen mag, weil das ganze Volk weiß, wie ſie ſind. Ich lege Ihnen einige Nummern der Volkszeitung bei. Es wird nicht immer nach Béranger heißen: la liberté s'en va, les rois restent, ſondern vielleicht auch einmal umgekehrt.

Doch wir wollen uns tröſten mitten im Winter, habe ich doch ſchon vor dem Winter meine Freunde zu tröſten verſucht:

Wo Herzen ſich mit Herzen einen,
Beſeelt von Frohſinn, Sang und Wein,
Da muß noch Gottes Sonne ſcheinen,
Da muß es ewig Frühling ſein.

So laßt uns immer vorwärts ſchreiten
Mit Mut zu Luſt und Fröhlichkeit,
Wir haben Zeit zu allen Zeiten,
Froh zu genießen unſre Zeit.

Ihre nächſte in Sicht geſtellte Sendung wird mir ſehr willkommen ſein. Vergeſſen Sie nicht, Ihre Photographie beizulegen, auch wenn Sie ſonſt etwas hätten für meine Autographenſammlung: ich ſammle deutſche Dichter und Muſiker.

Heut und immer.

115. An Wilhelm Buchner in Krefeld.

Schloß Corvey, 21. Februar 1863.

Lieber Herr Doktor!

Sie haben mir eine dreifache Freude bereitet, und zwar dadurch, daß Ihre vortreffliche Arbeit*) überhaupt erſchienen iſt, daß ſie ſo würdig ausgeſtattet iſt, wie ſie es verdient, und endlich, daß ſie mir gewidmet iſt. Empfangen Sie meinen herzlichen Dank!

Weil ſich jeder Lohnſchreiber jetzt befähigt hält, deutſche Litteraturgeſchichte zu ſchreiben, ſo mögen dieſelben an einer einzigen Arbeit wie die Ihrige wenigſtens ſehen, wie gewagt, wie ſchwierig es iſt, überhaupt nur einen kleinen Zeitraum genügend darzuſtellen. Leider aber lernen dieſe Leute nichts und ſind dünkelhaft genug zu glauben, daß ihr Geiſt und ihre Art, die Dinge anzuſehen, völlig ausreicht, jeder litterariſchen Erſcheinung ihre Stelle anzuweiſen, jede gehörig zu würdigen und ſo ein

*) Buchners Werk heißt „Auguſt Buchner, Profeſſor der Poeſie und Beredſamkeit zu Wittenberg, ſein Leben und Wirken“ (Hannover 1863). Aus Dankbarkeit für manche litterariſche Unterſtützung widmete Buchner dies Werk Hoffmann.

Gebäude aufzuführen, woran jeder Balken, jeder Ständer, jeder Stein wagerecht und feſt für alle Zukunft aushält.

Was Sie mit Ihrem Buchner, ich mit meinem Günther*) zu tun gehabt haben, wiſſen wir. Während ich ein halbes Jahr fleißig am Günther arbeitete, vollendete Heinrich Laube**) in derſelben Zeit eine ganze vierbändige Litteraturgeſchichte. Und während Ihrer Arbeit ſind Litteraturgeſchichten wie Pilze aus dem Boden gewachſen.

Wollte jemand eine Geſchichte der Litteraturgeſchichte ſchreiben — und das wäre gewiß ein ſehr verdienſtliches Werk! — und in einem Anhange dazu nur die dickſten Irrtümer und Albernheiten aufführen, ſo wäre das für den Verfaſſer wie für den künftigen harmloſen Leſer eine ſehr ergötzliche Unterhaltung. Was würde der große unfehlbare Gervinus***) ſtaunen, wenn er dann und wann mit dem beſcheidenen, gediegenen Julian Blech-Schmidt***) ſich umzechig auf den Moquierſtuhl ſetzen müßte!

Sollten Sie jemals zu einem ſolchen Buche eine Neigung verſpüren, ſo bin ich bereit, alles dafür zu tun, um dieſelbe beſtens zu hegen und zu pflegen, und würde Ihnen mehr als ein Scherflein beiſteuern.

---

*) Johann Chriſtian Günther. Ein litterarhiſtoriſcher Verſuch. Schleſiſche Provinzialblätter 1832.

**) 1806—1884; Schriftſteller des „Jungen Deutſchland".

***) Georg Gottfried Gervinus (1805—1871), Geſchichtsſchreiber und Litterarhiſtoriker. — Julian Schmidt (1818—1886), Litterarhiſtoriker.

Meine Geſellſchaftslieder habe ich bei Ihnen nicht geſehen — nehmen Sie dieſelben freundlich auf und an!

Nochmals alſo meinen herzlichen Dank für die freudenreiche Überraſchung im Neuen Jahre!

Heute hörte ich die erſte Lerche; ſeit fünf Wochen blühen bei uns die Schneeglöckchen, und auch vor meinem Fenſter; ich freue mich ſchon des Frühlings; meine Wintertätigkeit wird nun wol zu Ende ſein — heute habe ich das Jahr 1842 meiner „Lebensfahrten" vollendet.

Meine herzlichen Grüße Ihnen und den lieben Ihrigen!

Hoffmann von Fallersleben.

116. An Rat Schmidt in Schloß Rauden.

Einſiedelei Corvey, 12. April 1863.

Ja, mein lieber Rat, es iſt Frühling geworden, aber ich kann ſein nie mehr recht froh werden: jede Blume, jeder grüne Strauch, jeder ſingende Vogel erinnert mich an einen Frühling, der mit meinen ſchönſten Hoffnungen begraben iſt. Mein jetziges Weſen iſt nur ein matter Abklatſch des früheren, als ich jugendlich friſch voll unerſchöpflichen Humors auch in den trübſten Tagen für mich und andere ſein konnte.

Jetzt zieht durch jede freudige Regung eine Wehmut, die am Ende die ſtillen Stunden, deren ich hier ſo viele habe, völlig beherrſcht.

Und doch muß ich mich in meiner Einſamkeit noch glücklich preiſen, denn ich kann es in Wirklich-

keit: leidlich gesund, ohne Nahrungssorgen, in einer schönen Gegend und angenehmen Stellung und Häuslichkeit, immer und immer gerne beschäftigt, suche ich am Abend meiner Tage auch noch für andere zu leben und zu wirken.

117. An Karl Gräf in Weimar.

Schloß Corvey, 24. Mai 1863.

Erster Pfingsttag.

Herzlichen Dank, lieber Gräf, für Deine hübschen Mitteilungen! Die thüringischen Karten sind wahre Musterkarten und freuen mich sehr, noch mehr aber freut mich, daß Du Deine Kraft und Zeit einer so ersprießlichen Tätigkeit zuwendest und nicht mehr zu schwanken scheinst in Deinen Wünschen über das, was Du als Lebensberuf ergreifen und verfolgen sollst. Eine bestimmte liebgewonnene Tätigkeit in einer gesicherten Stellung vermag uns allein zu bewahren vor allen Phantastereien und dem verlockenden Schwelgen im Plänemachen, um eine noch bessere Zukunft zu erzielen.

Ein beharrlich, wenn auch mühevoll verfolgtes Ziel kann nur Zufriedenheit mit unserem Schicksale gewähren und eine achtungswerte Stellung in der menschlichen Gesellschaft gründen.

Und damit wollen wir uns begnügen, denn das weißt Du so gut wie ich, auch ohne Horatius (Nihil est ab omni parte beatum), daß ein ganzes Glück hienieden keinem Sterblichen zuteil wird.

Ich habe meinen zweiten diesjährigen Ausflug gemacht und war vierzehn Tage unterweges: Wetzlar,

Gießen, Marburg, Kaſſel, Göttingen, Münden, Karlshafen. Ich bin ſehr befriedigt heimgekehrt: ſchönes Wetter, liebe Freunde und alte Bekannte, angenehme Unterhaltung, viel geſehen und gehört. In Marburg beſuchte ich meinen älteſten Schulgenoſſen, den Profeſſor Henke*); wir hatten uns ſeit 1814 nicht mehr geſehen. Er iſt Oberbibliothekar. Durch ihn lernte ich die alte Corveyer Stiftsbibliothek kennen, die einſt Jérôme nach Marburg ſchenkte. Den erſten Abend, als wir bei Profeſſor Henke eingeladen waren, brachte mir die Arminia ein Ständchen, wie ich noch keins der Art erlebt hatte. An einem langen Tiſche mitten auf der Straße ſaßen ganz gemütlich die Muſikanten und ſpielten eine Symphonie, und die Studenten, die mit ihren roten Mützen im Halbkreiſe herumſtanden, ſangen: „Deutſchland, Deutſchland über alles" und „Deutſche Worte hör' ich wieder" und brachten mir ein Hoch aus.

Mit den froheſten Erinnerungen bin ich den Tag vor Franzens Geburtstag (19. Mai) heimgekehrt.

Übermorgen beſucht mich Kapellmeiſter Schletterer von Augsburg. Wir werden viel muſizieren und eine vierte Sammlung der Kinderlieder mit Klavierbegleitung veranſtalten und anderes.

Deiner lieben Frau und allen Freunden und Freundinnen von mir und den Meinigen die beſten Grüße!

Heut und immer

H. v. F.

---

*) Ernſt Ludwig Theodor Henke (1804—1872), Profeſſor der Theologie in Marburg.

118. An Hans Michel Schletterer in Augsburg.

Schloß Corvey, 20. Februar 1864.

Geehrter Freund!

Ihr letzter Brief hat mir große Freude bereitet: ich habe ihn öfter geleſen und ſo eben wieder. Herzlichen Dank! Ich hätte ihn längſt beantwortet, aber ich wollte Ihnen doch etwas ausführlich ſchreiben, und dazu war der vorhandene Stoff nicht ausreichend.

Sie haben ganz recht, wenn Sie beim Vortrage der Kinderlieder eine doppelte Tätigkeit wollen: ein Kind ſingt, und das ältere Geſchwiſter oder die Mutter ſpielt. So denke ich es mir auch, nur glaube ich, daß trotzdem, wenn auch die Begleitung eine gewiſſe Selbſtändigkeit haben muß, dieſelbe doch möglichſt einfach gehalten ſein kann, damit ſie nicht am Ende zur Hauptſache wird. Bei den meiſten Liedern iſt es Ihnen prächtig gelungen, jedem Teile ſein Recht zu geben.

Ich überlege ſchon hin und her, wie ich meine Reiſe zu Ihnen am beſten auszuführen imſtande bin. Ich reiſe, wie Sie wiſſen, nur im Frühling und Herbſt.

Nun, es läßt ſich noch nichts feſtſetzen, wir wollen erſt einmal abwarten, wie ſich die politiſchen Angelegenheiten entwickeln. Leider iſt die nächſte Zukunft eine ſehr trübe.

Wie es Ihnen mit Ihren ſchleswig-holſteiniſchen Liedern ergangen iſt, ſo geht es mir mit den meinigen nicht viel beſſer. Was will das heißen,

daß einige tauſend Exemplare unter 40 Millionen Deutſche geſchleudert ſind? Nirgend eine freudige Begeiſterung. Jetzt, wo man ſingen ſollte, ſich zu beleben, ſich friſch zu erhalten und in der Hoffnung eines guten Erfolgs zu ſtärken, jetzt ſchweigt man, und die nüchternſte Proſa macht ſich geltend. Allerdings ſind die jüngſten Ereigniſſe niederſchlagend und erbitternd, aber darum ſoll niemand, der es mit dem Vaterlande gut meint, den Mut verlieren, ſondern frei und unerſchütterlich auch in böſen Tagen für das Vaterland leben und wirken.

Auch ich bin ſehr verſtimmt, mitunter erbittert, aber ich müßte mich ſelbſt aufgeben, wollte ich den Glauben an ein einiges, freies Deutſchland je verlieren.

119. An Matthijs de Vries in Leiden.

Schloß Corvey, 22. November 1864.

Verehrter Freund!

Herzlichen Dank für den herrlichen Beweis Ihrer innigen Teilnahme!*) Die Überraſchung war groß, größer aber noch meine Freude. Als ſo eben um 10 Uhr morgens unſer Bote die liebe Gabe brachte, mußte er ein Zeuge meiner Freude ſein: ich las ihm die herzliche Zueignung vor und entließ ihn mit einem außerordentlichen Botenbrote.

Alſo herzlichen Dank! Die unſäglichen Mühen, welche mir meine Horae belgicae gemacht haben,

*) Widmung ſeines mittelniederländiſchen Wörterbuchs.

ſind nun reichlich vergolten, die Horae belgicae ſind zu Gloriae bellulae geworden.

Sie wünſchen etwas von meinem Leben und Treiben zu wiſſen. Es iſt noch ſo, wie es Ihnen meine Schwägerin geſchildert haben wird. Im Frühjahr reiſe ich, im Sommer nimmt mich die Bibliothek in Anſpruch, im Herbſt reiſe ich wieder, und den Winter hindurch beſchäftige ich mich meiſt litterariſch.

In dieſem Frühjahr war ich vom 1. Mai bis zum 4. Juni als Gaſt des Herzogs in Rauden (Oberſchleſien).

Den 8. September trat ich abermals eine größere Reiſe an. Der Zweck war hauptſächlich: ich wollte mit meinem Freunde Schletterer, Kapellmeiſter zu Augsburg, eine neue (die vierte) Sammlung meiner Kinderlieder *mit Klavierbegleitung* vollenden. Nachdem dies geſchehen, wendete ich mich dem Rheine zu, beſuchte meine Freunde in Rüdesheim, Neuwied, Köln und Krefeld und kehrte erſt den 2. November wieder heim, wo ich denn meinen Sohn Franz und meine Schwägerin wohl und munter wiederfand; ſie waren acht Tage vor mir von unſeren Verwandten zurückgekehrt.

Meine Teilnahme für Schleswig-Holſtein iſt, wie Sie aus meinen Liedern geſehen haben, eine alte und nachhaltige. Alſo wie *ich* über dies blutige Drama denke, das leider noch nicht zu Ende geſpielt iſt, darf ich nicht weiter ſagen.

Holland iſt ein kleiner Staat, dem es nie gleichgültig ſein kann, ob ſein Nachbar zu *der* Macht gelangt, die ihm von Gott und Rechtswegen gebührt, und muß natürlich *gegen* uns Partei

nehmen, ſowie auch England, das uns weder zu Waſſer noch zu Lande etwas gönnt und bei ſeiner bekannten ſelbſtſüchtigen Politik auch nie etwas gönnen wird.

Wir haben keine Flotte, keinen Schutz nach außen, keine Einheit im Innern. Auf dieſe Dinge iſt das Streben aller Deutſchen gerichtet, alle ſind über das Was, nur nicht über das Wie einig. Der jetzige Krieg hat uns große Opfer gekoſtet, aber er bringt uns weiter, und da wir endlich zu unſerem Glücke auf uns beſchränkt ſind, ſo werden wir auch durch uns und für uns ſchon etwas erreichen, und der erbärmliche Staatenbund wird ein achtungswerter Bundesſtaat.

Da wir übrigens beſſer als Engländer, Holländer und andere von unſeren Angelegenheiten unterrichtet ſind, ſo hoffen wir, daß auch ſie zu ihrer beſſeren Einſicht gelangen. Doch ich will von dieſem unerquicklichen Kapitel auf Corvey zurückkehren, das ja mit allen Mächten in Frieden lebt.

Alſo abermals von meinen Arbeiten! Mit zwei größeren beſchäftige ich mich noch oft und gern:

Wörterbuch der deutſchen Scherz-, Spott- und Gleichnisſprache;

ferner:

Bücherkunde der deutſchen Dichtung bis zum Jahre 1700.

Dies letztere Werk kann ich nur durch Benutzung fremder Bibliotheken vollenden, alſo unterwegs, da ich nichts aufnehme, was ich nicht ſelbſt in Händen

gehabt habe. Im Augenblicke arbeite ich an einem Anhange zu meiner Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes. Ich werde darein auch aufnehmen eine Bibliographie der katholiſchen Geſangbücher bis 1700 — ein ſchwieriges Unternehmen, da erſt in neuerer Zeit die Teilnahme dafür, beſonders durch mein Werk, erwacht iſt und Katholiken angefangen haben, ſich damit zu befaſſen.

Es freut mich ſehr, daß Ihr großes Wörterbuch ſo friſch fortſchreitet und ſo lebhafte Teilnahme findet. Möge es ihm nie gehen wie unſerem Grimmſchen!

Herr Nicolai*) im Haag hatte vor einigen Jahren von meinen Loverkens ſechs Lieder komponiert und als Opus 9 bei Seb. Schott in Brüſſel herausgegeben. Er wollte dann abermals ſechs veröffentlichen, aber zugleich mit deutſcher Überſetzung. Ich ſchickte ihm, was er wünſchte. Hat er dieſelben drucken laſſen? Ich habe ſeitdem nichts wieder von ihm und ſeinen Kompoſitionen zu hören bekommen.

Es iſt überhaupt traurig, daß es mir ſo ſehr ſchwer hält, von dort etwas zu erfahren. Meine alten Freunde ſind alle tot. Ein wiſſenſchaftliches Intereſſe zieht niemanden mehr zu mir hin, nur Sie, mein Verehrter, machen eine rühmliche Ausnahme, und ich muß Ihnen noch beſonders danken, daß Sie mich einſt in Neuwied aufſuchten und mich auch hier überraſchen wollten in unſerm ſtillen, einſamen, aber ſchönen Corvey — leider

*) Der Komponiſt und Muſikſchriftſteller Willem Frederik Gerard Nicolai (1829—1896).

mußte ich damals ferne ſein. Meine Schwägerin, die Ihren freundlichen Gruß freudig erwidert, erinnert ſich noch immer der angenehmen Unterhaltung und Ihrer gütigen Teilnahme für uns. Sie müſſen es jedenfalls ſo einrichten, daß Sie uns auf einige Zeit mit Ihrer Gegenwart erfreuen. Sie können ja in Einem Tage in unſerem zauberiſchen Weſertale ſein.

Erfreuen Sie uns nun recht bald mit einigen Zeilen und grüßen Sie die lieben Ihrigen und alle, die meiner freundlich gedenken!

Heut und immer

Ihr

H. v. F.

120. An Karl Gräf in Weimar.

Schloß Corvey, 10. Dezember 1864.

Lieber Gräf!

Dein inhaltsreicher Brief hat mich wieder einmal mitten in Weimar hineingeführt. Leider meldeſt Du des Traurigen mehr als des Erfreulichen. Sehr erfreut mich, daß es Deinem Söhnchen gut geht. Möge er wachſen und gedeihen zu Deiner Freude und Dir den entſchwundenen Frühling Deines Lebens erneuen.*)

Dieſer Tage fand ich in Pützii specimina poetica, die in Deiner Nähe, in Jena bei Döbereiner, erſchienen ſind und 18 Lieder von mir mit lateiniſcher

*) Gräf hatte im Frühling 1864 ſeine Frau verloren.

Überſetzung enthalten, eine Grabſchrift von Jacobs, wahrſcheinlich auf ſeine Frau:

Hold und zartes Gebild, du entflohſt von dem Staube der Erde,
Um in der Seligen Land ſchöner von neuem zu blühn.
Tränen des Gatten benetzen Dein Grab, den im Leben du niemals
Kränkteſt und jetzo zuerſt ſcheidend vom Leben betrübſt.
Quem laedere viva
Non poteras, moriens prima dolore gravas.

Ja, lieber Gräf, unſere ſchönen Tage liegen in Weimar begraben, und eben deshalb mag ich auch nicht wieder hin. Beſſer, Du kommſt zu uns in unſer ſchönes Weſertal, wo Dir alles neu iſt und nichts den Schmerz der Erinnerung Dir entgegenhält.

Du meinſt, Liſzt ſei ganz unverändert. Kann ſein, äußerlich. Es muß vieles mit ihm vorgegangen ſein, worüber er gewiß mit wenigen, vielleicht mit niemandem ſpricht.

Daß der Neu-Weimar-Verein noch lebt, iſt ein Wunder. Man ſieht, wie ein Ding, wenn es ſich nur oft verpuppt, lange halten kann. Daß ich ihn geſtiftet habe, wiſſen und wollen gewiß die am wenigſten wiſſen, die ja auch von mir nichts wiſſen und wiſſen wollen. Es iſt hübſch, eine Erbſchaft antreten und verwerten, die einem erſt widerwärtig war. Nun, in Weimar macht ſich alles. So gut die guten Bürger einſt von Schiller und Goethe nichts wußten und wiſſen wollten und nachher taten, als ob alles immer ſo geweſen wäre, wie es ſpäter wurde — nun, ſo kann's ja auch mit unſerer Wenigkeit auch mal gehen. „Auch er war in Weimar."

121. An Karl Gräf in Weimar.

Schloß Corvey, 20. Februar 1865.

Es freut mich ſehr, lieber Gräf, daß Du ernſtlich daran denkſt, Dir etwas Bleibendes zu gründen.*) Du mußt endlich einmal Deiner Neigung: „fort, hinaus, etwas anderes!“ ein Ziel ſetzen. Ich kenne dieſen unglückſeligen Trieb, der mich Jahre lang quälte, mir die Gegenwart verleidete und mich gegen die Welt verbitterte. Ich gebe zu, daß oft ein ſolcher Trieb unter unliebſamen Verhältniſſen entſteht und genährt wird. Wir ſind aber alle mehr oder weniger Kinder der Verhältniſſe und müſſen dieſe ſo zu geſtalten ſuchen, daß wir nicht ihnen, ſondern ſie uns untertan ſind. Alſo „Max, bleib bei uns!“ ſage ich mit Schiller. Bleib Du ruhig in Weimar und nimm die Hand dankbar an, die Dir heute noch das Glück beut, nur Einmal pflegt es dieſelbe zu bieten.

Über Gutzkows Schickſal**) kann ich mich nicht weiter wundern. Der Hochmut iſt ja nur eine noch nicht zum Ausbruch gekommene Verrücktheit. Das Talent, welches traurig endet, iſt zu bedauern, nicht aber die damit verbundene Geſinnung, wenn ein Menſch die Welt nur betrachtet, als ob ſie um ſeinetwillen geſchaffen ſei. Wo die Liebe fehlt und das nur darin gegründete und daraus fließende Wirken, kann der Schöpfer guter Werke nur Mit-

*) Gräf wollte als Teilhaber ins Geographiſche Inſtitut eintreten, um ſich dauernd in Weimar niederzulaſſen.

**) Bezieht ſich auf Gutzkows Selbſtmordverſuch.

leid, nie aber Liebe, die er ja ſelbſt nie hatte, beanſpruchen. Möchte doch jeder die ſchönen Worte des Paulus oft, ja immer vor Augen und im Herzen haben: 1. Epiſtel an die Korinther 13, 1—9! Ihr habt auch noch ſo einen Ritter vom Geiſt, den großen Schlingelſtedt, dem möchte ich ſie mit dem ſpaniſchen Rohre gehörig einbläuen.

Der heurige Winter, über den anderswo ſo ſehr geklagt wird, iſt hier in unſerm lieblichen Tale ein ganz leidlicher; unſer höchſte Kältegrad war am 14. Februar (15°). Für mich iſt er ein wahrer Frühling meiner geiſtigen Tätigkeit geweſen: ich habe viel und immer mit Luſt gearbeitet, manches fortgeſetzt, manches vollendet; in dieſem Augenblicke werden vier Bücher von mir gedruckt. Die letzten Tage bin ich ſogar wieder einmal ins Dichten hineingeraten und habe ein Dutzend Landsknechtslieder gemacht, eine neue Folge der Lieder der Landsknechte unter Georg und Kaſpar von Frundsberg, welche Vilmar ſo geprieſen, daß ſie ſeitdem für die ſchönſten gelten, welche im alten Volksliedergeiſte gedichtet ſind. Die neuen mögen ſich ihnen würdig anreihen!

Franz macht uns viel Freude durch ſein munteres, verſtändiges Weſen und Lernen: im Klavierſpiel hat er hübſche Fortſchritte gemacht, er ſpielt mit Verſtändnis und ſelbſt ſchwierige Sachen. Dieſen Sommer ſoll er nun auch das Zeichnen anfangen. Was er bis jetzt zeichnet, iſt ſehr humoriſtiſch, wie er denn überhaupt etwas von dem guten Humor ſeiner Eltern abbekommen hat.

Have Vale Faveque.

122. An Heinrich Ernſt Bezzenberger in Kaſſel.

Schloß Corvey, 19. Februar 1866.

Nach einer Prüfung kurzer Tage
Erwartet uns die Ewigkeit!

Wie lange, liebſter Freund, dauern denn noch Ihre Prüfungen? Ich frage nicht umſonſt. Ich möchte nämlich gerne wiſſen, ob Sie noch vor Oſtern uns beſuchen können und wollen.

Seit mehreren Wochen bin ich, wie Sie wiſſen, mit den Aufzeichnungen aus meinem Leben beſchäftigt. Ich bin damit in der Reinſchrift bis zum Jahre 1821 gediehen. Es liegt mir daran, mit Ihnen die Sache weiter zu beſprechen, ob dieſer Anfang in ſeiner jetzigen Geſtalt ſo erſcheinen kann, ob es überhaupt zeitgemäß iſt, eben jetzt damit herauszurücken, oder ob es nicht nach der gewöhnlichen, von mir aber keineswegs zu billigenden Art geratener iſt, nach dem † anderen die Veröffentlichung ſeiner Taten, Erlebniſſe und Herzensergießungen zu überlaſſen?

Vorläufig bin ich allerdings ſchon befriedigt durch die Arbeit ſelbſt, die doch eine angenehme iſt, obſchon ſie mich ſo in Anſpruch nimmt, daß mir für alles andere weder Zeit noch Luſt übrig bleibt.

Wenn ich Ihnen meine Fahrten vorleſe und Sie machen dann Ausſtellungen, ſo gebe ich Ihnen ſchon im voraus die Verſicherung, daß ich weder weinen, noch Schweineſchmalz ſchwitzen werde.

123. An Rudolf Hildebrand in Leipzig.

Schloß Corvey, 4. November 1866.

Geehrter Freund!

War das ein trauriges Jahr! Aufregung, Abſpannung, Unwohlſein, ſchlechtes Wetter und zuletzt noch ringsum Cholera. An Arbeiten wenig zu denken, an ein erquickliches gar nicht. Unruhe von innen und außen. Unſer Schloß beherbergte den ganzen Sommer hindurch zwei herzogliche Familien und eine fürſtliche, die aus Oberſchleſien geflüchtet waren. Die ſonſtige Stille wurde durch die 17 Prinzen und Prinzeſſinnen, die Dienerſchaft und die zwei Haushaltungen beſeitigt. Unſer ſolchen Umſtänden war es am Ende noch eine Wohltat, daß mich die Bibliotheksgeſchäfte ganz in Anſpruch nahmen.

Als es nun Friede geworden und unſre hohen Gäſte uns verlaſſen hatten, mußte ich noch drei Wochen reiſen, und warum? bloß um dem Ofenſetzen aus dem Wege zu gehen.

Geſtern erſt bin ich von der letzten Reiſe heimgekehrt (ich war im Solling und in Göttingen), der Ofen iſt vorgeſtern fertig geworden, das Zimmer hergerichtet, und ich bin froh, daß ich meine ruhige heimiſche Stätte wieder habe.

Ihre Mitteilungen haben mich recht gefreut. Ich wünſche, daß Sie Geſundheit, Mut und Luſt behalten, dem ſchönen Werke*) noch lange Ihre

*) Herausgabe des von J. Grimm begonnenen „Deutſchen Wörterbuchs".

Zeit und ſchönſten Kräfte zu widmen. Daß es nicht jedermanns Sache iſt, ſich mit einer ſo ſchwierigen, zerſtreuenden, weil in alle Gebiete menſchlichen Tuns und Treibens eingreifenden, Arbeit zu befaſſen und darin auszudauern, hat der gute Köhler*) bewieſen. Mir tut nur leid, daß ich meine Teilnahme nicht beſſer betätigen kann als bisher. Die Tage, die mir der gütige Himmel noch beſchieden, will ich den Aufzeichnungen aus meinem Leben zuwenden. Ich bin jetzt zum Jahr 1844 gelangt und hoffe dieſen Winter noch darüber hinauszukommen. Es iſt auch eine Art lexikographiſcher Arbeit, die Wörter ſind aber Erlebniſſe, die wie jene in die verſchiedenſten Seiten des menſchlichen Daſeins hinübergreifen.

124. An Leo Meyer in Dorpat.**)

Schloß Corvey, 30. November 1866.

Meinen herzlichen Gruß zuvor!

War das ein ſchreckliches Jahr! Das Stück Weltgeſchichte hat viele große Opfer gekoſtet. Sie können Sich glücklich preiſen, daß Sie nur aus der Ferne all den Jammer und das Elend hörten.

Auch unſer ſtilles Corvey iſt nicht unberührt geblieben.

*) Der Germaniſt und Weimarer Bibliothekar Reinhold Köhler (1830—1892), der von der Arbeit am Deutſchen Wörterbuche zurücktrat.

**) Geb. 1830; Hannoveraner, Profeſſor der indogermaniſchen Sprachen, jetzt in Göttingen, ein Freund Hoffmanns.

In Göttingen iſt es mir nicht ſonderlich gut gegangen. Der Welfenduſel hat auch dort ſich aller Schichten der Bevölkerung bemächtigt. Die Schriftgelehrten unſerer näheren Bekanntſchaft ſchienen mich zu meiden. Nur Gödeke*) ſprach ſich ruhig und ſehr verſtändig aus über den Untergang der Welfenherrlichkeit, die nun doch nicht, wie Schorſe**) ſo oft beteuerte, bis ans Ende aller Tage gedauert hat. Auch Klinkerfues***) äußerte ſich ſehr verſtändig und mißbilligte das Benehmen ſeiner Kollegen. Es freut mich, daß er jetzt eben Direktor der Sternwarte geworden iſt. Die Preußenfreſſer werden nun wol ſagen, Klinkerfues habe mehr nach den Sternen König Wilhelms als des Himmels geäugelt.

Ich mag vorläufig dieſe Kaſtilianer des Nordens nicht wieder beſuchen. Es iſt dort für unſer einen ſehr unerquicklich. Schweigen iſt nicht eben mein Klima und ſich zanken ebenfalls nicht, und eins von beiden mußte man.

125. An Heinrich Ernſt Bezzenberger in Kaſſel.

Schloß Corvey, 3. Januar 1868.

Unſern herzlichen Glückwunſch zum Neuen Jahre!

Es freut uns ſehr, daß Sie Sich wieder wohl fühlen und heiterer und mutvoller der Zukunft entgegenſehen. Letzteres iſt für uns Deutſche

*) Der Litterarhiſtoriker Karl Goedeke (1814—1887).

**) Spitzname für König Georg von Hannover.

***) Ernſt Friedrich Wilhelm Klinkerfues (1827—1884), Aſtronom und Direktor der Göttinger Sternwarte.

wieder einmal notwendiger als je, denn mir ſcheint der Krieg gegen Frankreich unvermeidlich. Die Franzoſen werden nicht eher ablaſſen, alles in Frage zu ſtellen, bis ſie ſelbſt in Frage geſtellt ſind. Es ergötzt mich, daß meine Schilderung, die ich 1839 von ihnen machte (ſ. Mein Leben 3, 92), noch heute gilt.

Ich freue mich, daß mein Buch ſo weit gediehen iſt, daß es nicht mehr durch die Schrecken des Kriegs geſtört werden kann. Das einzige, was ich fürchte, iſt vielleicht das Nichterſcheinen des letzten (6.) Bandes.

Über mein Buch kommen mitunter die wunderlichſten Urteile zum Vorſchein. Hätte ich nach Goetheſcher Art mein Leben geſchrieben, würde man ſagen: aber was iſt Wahrheit? was iſt Dichtung? Da ich es nun mit der reinen Wahrheit zu tun habe, wollen die Leute auch Dichtung, denn die Wahrheit iſt ihnen nicht ergötzlich genug. Es wäre mir angenehm, wenn Sie bei einer Anzeige des 4. Bandes, der doch gewiß ſchon in Ihren Händen iſt, auf jenen Punkt zu ſprechen kämen. Eben ſo ſonderbar kommt es mir vor, wenn man verlangt, daß ich ſtatt der Namen hätte * * * machen ſollen. Was ſoll das heißen? Drei Sternen etwas geſagt, iſt gar nichts geſagt. Die Wahrheit iſt eben niemandem recht, denn jeder denkt dabei zunächſt an ſich: Halt! ſagt der Kerl ſo etwas von jenem, ſo nimmt er auch dich nächſtens einmal vor oder mit.

Übrigens war ich ganz darauf gefaßt, daß mein Buch der Bosheit und Niederträchtigkeit einen willkommenen Anlaß geben würde, über mich herzufallen. So ſchließt ein langer Schandartikel in der Schleſiſchen Zeitung vom 4. Dezember: „Wenn dieſe

(drei letzten Bände) mit denſelben von Leidenſchaft und Haß entflammten Augen uns anſehen, in derſelben Unfertigkeit und in derſelben unkünſtleriſchen Haltung vor uns treten ſollen, dann ſind wir im Zweifel, ob wir eine ſolche Fortſetzung überhaupt wünſchen können." Herr F., wie er ſich unterzeichnet (Filou oder Fou), darf ſich weiter keinen Kummer machen: die drei letzten Bände habe ich in aller Freundlichkeit und ganz gemütlich zu Ende geſchrieben; der 4. Band iſt bereits erſchienen, am 5. wird gedruckt, und der 6. kann, wenn nicht der Krieg dazwiſchenkommt, noch vor Oſtern gedruckt ſein.

Wie gerne möchte ich Ihnen dieſen letzten Band vorleſen! Obſchon eine Reiſe nach Kaſſel notwendig iſt, ſo wage ich es doch nicht, mich jetzt aufzumachen, der Nordoſtwind iſt zu ſchauderhaft, ärger als —20°.

126. An Caſſius Piel in Neuwied.

Schloß Corvey, 28. Januar 1868.

Das einſtufige Porto iſt das bedeutendſte Ereignis unſerer Gegenwart, eine längſt für notwendig erkannte Ergänzung der Eiſenbahnen und Telegraphen, ein Kulturmittel, deſſen wohltätige Wirkungen auf Handel und Gewerbe, Kunſt und Wiſſenſchaft und geſelligen Verkehr unberechenbar ſind. Nicht jedem iſt das jetzt ſchon klar, ich aber freue mich dankbar dieſer Wohltat. Der heutige Brief iſt in dieſem Monate der fünfzigſte. Während ich ſonſt in derſelben Zeit vielleicht nur fünf bis ſieben Briefe ſchrieb, ſchreibe ich jetzt alle Tage.

Es iſt mir, als ob ich in meinem ſtillen Corvey mich mit aller Welt, mit Freunden, Verwandten und Bekannten, Gelehrten und Künſtlern, mit allem, was Gott ſcheut und recht tut, unterhalte, wobei ich noch den großen Vorteil habe, daß ich nach Zeit und Stimmung mir mein Publikum und meinen Stoff wählen kann.

127. An Karl Gráf in Dresden.*)

Schloß Corvey, 31. Dezember 1868.

Fröhliches Neujahr!

Wenn Du, lieber Gráf, die verſchiedenen Arten der Illuſtrationen der neueren Zeit, etwa der letzten dreißig Jahre, genauer betrachteſt, ſo wirſt Du Dich überzeugen, daß ſie alle ſich überlebt haben. Es muß auch auf dieſem Gebiete etwas gefunden oder erfunden werden, was künſtleriſchen Anfoderungen und ſeinem Zwecke entſpricht und zugleich trotz den Koſten der Ausführung ein billiges, auch unbemittelten Leuten anſchaffbares Buch bleibt.

Es würde mich unendlich freuen, wenn meine Kinderlieder Dir Anlaß und Stoff zu einem erſprießlichen Unternehmen böten.

Otto Speckter und Ludwig Richter waren auf gutem Wege, aber die Frömmelei machte ſie einſeitig und manieriert. Übrigens glaube ich, würdeſt Du in Deinen Kreiſen ſchon die rechten Leute finden. Daß man ein Lied illuſtriert durch einen

*) Antwort auf Gráfs Vorſchlag, Hoffmanns Sammlung „Die Kinderwelt in Liedern“ mit Illuſtrationen von anerkannten Meiſtern neu herauszugeben.

Blumenſtrauß, einen tanzenden Hund, einen Bach mit zwei Schwänen, einen Haſen, der die Ohren ſpitzt, und dergleichen, iſt doch zu wenig. Haſt Du es wirklich auf meine Kinderlieder abgeſehen, ſo bin ich der Meinung, daß Du nur diejenigen Texte verwendeſt, wozu ſich ein gutes Bild wie von ſelbſt ergibt. Überleg Dir die Sache genau, beſprich Dich mit Deinen Freunden, den Künſtlern, laß ſie dann aus meinen Kinderliedern auswählen, was ſie illuſtrieren wollen. So nur kann etwas Gutes, vielleicht Vortreffliches zuſtande gebracht werden, nicht aber, wenn man den Leuten ein ganzes Buch in die Hände gibt und ſagt: Nun drauf und dran! Alles nach der Reihe! Das wird dann Fabrikarbeit, die weder durch den guten Namen des Künſtlers noch durch den guten Willen des Verlegers ein dankbares Publikum finden kann.

Heut und Immer

H. v. F.

128. An Friedrich Preller in Weimar.

Schloß Corvey, 30. Januar 1869.

... Traun, dem Mann ziemt's,
Erinnerung zu pflegen, wenn er Freud' empfing,
Iſt's doch die Liebe, was die Liebe ſtets gebiert.
Doch wer Erinnrung alter Huld zerrinnen läßt,
Ein ſolcher iſt mir nimmermehr ein edler Mann.
Sophokles, Aias 499.

Ja, lieber Preller, wir wollen uns oft und gern erinnern der vergangenen Tage, die uns einſt gehörten, weil wir ja uns ganz gehörten und gehören konnten. Es iſt albern, daß man uns jetzt nachſagt, wir hätten den Weimarſchen Muſenhof wieder

ins Leben rufen wollen. Die Zeiten waren längſt andere geworden, andere Beſtrebungen, andere Ziele waren die unſeren, und wir waren ſo glücklich, daß wir nicht erſt von außen Anregung und Förderung bedurften, wir waren frei und blieben frei, nur in Einem Punkte nicht, wo es galt, freiwillig anderen eine Freude zu bereiten.

Darum haben wir uns denn auch nicht irre machen laſſen, auch dann noch, als wir getrennt und in alle Weltgegenden geſtoben waren, das, was wir für gut und ſchön erkannten, bewußt und frei zu verfolgen.

Allen wollt' ich nie behagen,
Macht's drum auch nicht jedem recht;
Aber allen kann ich ſagen:
Niemals war ich euer Knecht.

Als ich Deinen lieben Brief empfing, erhöhte er die Freude, die mir eben im Augenblicke geworden war: ich hatte nämlich endlich die Ausgabe der älteſten Sammlung niederdeutſcher Sprichwörter vom Jahre 1513*) vollendet. Schon in Weimar hatte ich mich damit beſchäftigt und ſeitdem oft das Buch in Angriff genommen, aber immer wieder liegen laſſen; bald fehlte mir dies, bald jenes Hülfsmittel.

Ich habe nun wieder freie Zeit zu etwas Größerem und werde dieſelbe, ſo lange mir der Himmel Geſundheit und Kräfte verleiht, im Dienſte des Vaterlandes verwenden.

---

*) Tunnicius. Die älteſte niederdeutſche Sprichwörterſammlung, von Anton Tunnicius geſammelt und in lateiniſche Verſe überſetzt. Herausgegeben von H. v. F. Berlin 1870.

Heute muß ich nach Hannover. Herr Rümpler hat mich eingeladen. Riſſé ſingt in einem eigens dafür beſtimmten Konzerte meine Landsknechtslieder nach der Kompoſition von Leopold Lenz.

Doch ich bin ſchon jetzt zu unruhig und werde meinen Brief in Hannover fortſetzen.

Schloß Corvey, 6. Februar.

In Hannover kam ich nun erſt recht in die Unruhe hinein, ans Schreiben war gar nicht zu denken. Ich mußte das „Keine Ruh bei Tag und Nacht“ in Szene ſetzen. Froh, daß ich meinen Zweck erreicht hatte, kehrte ich vorgeſtern heim in meine ſtille, gemütliche Klauſe.

Das Konzert war ausgezeichnet, und auch Du würdeſt Dich ſehr daran ergötzt haben.

Es wird übrigens doch lange Zeit dauern, bis meine Landsknechte zur Anerkennung kommen. Der Klüngel in der Kunſt, Wiſſenſchaft und Publiziſtik iſt zu groß. Mein Troſt bleibt jedoch: nirgend hat man mich auf den Schild gehoben, und ſo kann ich denn auch nicht herunterfallen.

129. An Joſef Rank in Wien.*)

Schloß Corvey, 31. März 1869.

Ihr Brief, lieber Rank, hat mich ſehr überraſcht. Zum erſten Male ſeit zehn Jahren erfahre ich, daß Prinzeß Maria meiner gedacht hat. In

*) Joſef Rank, damals Sekretär des Hofoperntheaters in Wien, übermittelte dem Dichter einen freundlichen Gruß der Fürſtin Hohenlohe und legte es ihm nahe, ihr zu antworten.

dieſer langen Zeit habe ich mich nicht Einmal eines Gruſſes ihrerſeits zu erfreuen gehabt, obſchon dazu die Gelegenheit ihr nahe genug lag: ſie war mit ihren Kindern in Lubowitz, einem herzoglichen Gute (dem Geburtsorte Eichendorffs) in der Nähe von Rauden, und ich als Gaſt des Herzogs in Rauden.

Von gewiſſer Seite wollte man die Altenburg und alles, was einſt drin und drum war, totſchweigen. So mußte ich wenigſtens glauben und glaube es noch heute: nie iſt in der herzoglichen Familie in meiner Gegenwart der Name Maria, Fürſtin Wittgenſtein, Liſzt genannt worden.

Aber — was war, das hat ein Recht zu ſein. Und dieſes Recht habe ich für mich geltend gemacht.

Die Altenburg war für mich ein Eiland voll ſonniger Frühlingstage, heiterer Geſelligkeit, liebender Teilnahme und wohltuender Anerkennung und Anregung. Dieſem Eilande herrlicher Erinnerungen habe ich Worte der Freude und des Dankes gewidmet. Was kann ich dafür, wenn die Mitgenoſſen von dieſem Eilande, welches doch einſt ſo ganz das ihrige war, nichts mehr wiſſen wollen?

Nun wiſſen Sie, lieber Rank, warum ich Ihren Wunſch nicht erfüllen kann, ja warum ich nicht einmal wage, einen Gruß meinerſeits an die Prinzeß gelangen zu laſſen.

130. An Ferdinand Freiligrath.

Schloß Corvey, 3. Juli 1869.

Lieber Freiligrath!

Zunächſt meinen Dank für Deine Mitteilungen! Leider kamen ſie post festum, aber ſie waren für

mich doch ein festum, nun habe ich ja endlich nach vielen Jahren ein schriftliches Lebenszeichen von Dir. Mag Dir in Deinem bewegten Leben das Briefschreiben eine Last gewesen sein, mir war es, namentlich in meiner stillen zehnjährigen Corveyer Einsamkeit, eine Erquickung und wurde mir wie das Reisen zum Bedürfnis.

Unterdessen habe ich mich begnügen müssen mit dem, was ich aus öffentlichen Blättern oder sonst gelegentlich über Dich erfuhr. Ungeschwächt blieb meine innige Teilnahme an Dir, und mit großer Freude habe ich die glückliche Wendung Deines Lebens begrüßt und Dein Familienglück.

Alles übrige mündlich, denn ich hoffe, daß wir uns morgen über 14 Tage in Bielefeld*) sehen. Da mir der Weg dorthin auf der Eisenbahn ein zu großer Umweg ist, so werde ich den kürzeren und mir angenehmeren mit der Post einschlagen.

Den 20. wird wol die Arionfestlichkeit ihre Endschaft erreicht haben, und da wäre es sehr hübsch, wenn Du mich nach Corvey begleiten und einige Tage bei uns verleben wolltest — das wäre eine billige Abschlagszahlung für das lange Warten, womit Du mich zwanzig Jahre gequält hast.

Dir, Deiner lieben Frau und unseren Freunden meine herzlichen Grüße!

Damit Du unter den vielen Arionen einen ohne Delphin, nur mit gewöhnlicher Fahrpost reisenden bald wieder findest, erfolgt anbei sein neuestes Bild.

Heut und immer

Dein H. v. F.

*) Zu einer Festlichkeit, die der dortige Gesangverein Arion zur Feier der Rückkehr Freiligraths nach Deutschland veranstaltete.

131. An Theodor Ebeling in Hamburg.

Schloß Corvey, 16. Januar 1870.

Mein niederdeutſcher Äſopus*) des 15. Jahrhunderts iſt noch immer nicht in meinen Händen, ſonſt wäre er längſt auch in den Ihrigen. Die Sprache wird Ihnen mitunter wegen mancher ausgeſtorbenen Wörter unverſtändlich ſein, aber wenn Sie meine Anmerkungen zu Rate ziehen, ſo wird Ihnen ein vollſtändiger Genuß zuteil. Sie werden Sich überzeugen, daß der Humor und die Gemütlichkeit unſeren niederdeutſchen Vorfahren eigentümlich war und daß wir beides als ein herrliches Erbteil überkommen haben. Leider können die anderen Deutſchen nicht ſo recht dahinterkommen. Wüßten ſie, was für uns in dieſer ausſterbenden Sprache noch ein wunderbares Leben liegt, ſie würden uns beneiden müſſen und ſchon deshalb nicht zögern, in den Norddeutſchen Bund aufgenommen zu werden. Die große Mühe, die mir bei Wiederherſtellung des Textes [erwuchs], denn leider iſt dieſer in der Handſchrift durch den Schreiber ſehr mißhandelt worden, ward mir reichlich belohnt durch den ergötzlichen Inhalt und die treffliche Darſtellung.

Alſo Ende dieſer Woche wird der Äſopus ſeine Aufwartung machen, und ich hoffe, er wird ſich einer freundlichen Aufnahme verſichert halten dürfen.

---

*) Niederdeutſcher Äſopus. Zwanzig Fabeln und Erzählungen aus einer Wolfenbütteler Handſchrift des XV. Jahrhunderts. Berlin 1870.

132. An Julius Wolff in Quedlinburg.

Schloß Corvey, 16. Februar 1870.

„Ruhig Blut, Anton! Nur nicht ängſtlich!" Nante.

Mit dem Preßprozeſſe*) hat es gute Wege. In einem proteſtantiſchen Staate ſind wir gottlob noch nicht ſo weit, daß man jemanden zur Rechenſchaft ziehen ſollte, der jede menſchliche Unfehlbarkeit für lächerlich hielte.

Daß die Rheiniſche ſich auf dies Glatteis nicht wagt, wundert mich nicht, ſie iſt in dieſer Beziehung ganz wie Tante Dumont**) und weiß ſehr gut, daß auch ſie ein Stück Luft einatmet „von der hilligen Stat Coelen".

Es wäre für mich ſehr intereſſant zu erfahren, ob irgend ein Blatt im heiligen Mühlerſchen***) Reiche mein Faſchingslied noch mitteilte. Verfolgen Sie die Sache!

Ich ſende Ihnen heute wieder etwas ſehr Zeitgemäßes, bei dem Sie, weil es ſehr anſtändig iſt, keinen Anſtand nehmen werden.

Nun ſchließlich meinen beſten Dank.

H. v. F.

---

*) Wolff fürchtete einen Preßprozeß, weil er in die von ihm herausgegebene „Harzzeitung" Hoffmanns „Unfehlbares Lied" (Geſ. W. Bd. V S. 177) aufgenommen hatte.

**) Die Kölniſche Zeitung; deren Beſitzerin die Familie Dumont.

***) Heinrich von Mühler (1813—1874), preußiſcher Kultusminiſter (1862—1872).

133. An Joſef Maria Wagner in Wien.

Schloß Corvey, 10. Auguſt 1870.

Glück auf!

Herzlichen Dank, lieber Wagner, für Ihre Teilnahme! Ihre Briefe und Kreuzbandſendungen habe ich alle erhalten, freilich etwas verſpätet.

An Arbeiten nicht zu denken. Die Aufregung überall ſehr groß und durch immer neue Siege im Steigen.

Ich habe nie an unſerem Kriegsglück gezweifelt. Jahre lang ſah ich dieſen Krieg vorher, aber auch zugleich die endliche Einheit Deutſchlands, den Untergang des franzöſiſchen Cäſarismus und den Frieden der Welt. Die drei Lieder entſtanden in den Tagen 2., 3. und 4. Auguſt, alſo in einer Zeit, als noch gar nicht an Siegen, kaum an Kämpfen zu denken war. Leider dürfen ſie in dem „neutralen Öſterreich" nicht geſungen werden. Dennoch verſuchen Sie, ob Sie dieſelben in die deutſchen Vereine einſchwärzen können — mit Druckerſchwärze oder Tinte.

Nächſtens erſcheinen bei G. W. Niemeyer in Hamburg meine „Vaterlandslieder" für Männergeſangvereine. Ich bitte darauf aufmerkſam zu machen.

Meine herzlichen Grüße!

H. v. F.

134. An Theodor Ebeling in Hamburg.

Schloß Corvey, 12. Auguſt 1870.

... Erfreulicher wäre mir dagegen, wenn jetzt endlich einmal mein Lied „Deutſchland, Deutſchland

über alles" zu allgemeiner Geltung gelangte, alſo das würde, was es jetzt endlich ſein kann, ein Lied für ganz Deutſchland! So wünſche ich denn, daß es in ähnlicher Geſtalt wie Beilage gedruckt und verkauft wird. Die Arndtſche Singgeographie hat ja nun endlich ihren Kreislauf vollendet, auch das Öſterreich, an Ehren und an Siegen reich — piep!

Wiſſen Sie auch, was die Franzoſen darüber denken? In der Militärdebatte im Dezember 1867 zitierte der Deputierte Liégeard mein Lied und behauptete, eine Nation, die ein ſolches Lied ſingen könne, zeige einen „Mangel an Beſcheidenheit". Ach wären wir den Franzoſen gegenüber doch nur immer unbeſcheiden geweſen!

Die Haydnſche Melodie iſt nicht übertroffen worden, und das iſt mir lieb: es muß Eine Melodie von einem Ende Deutſchlands bis zum andern geſungen werden, nämlich vom Volke. In den Singvereinen mögen allerlei Kompoſitionen ihre Berechtigung finden. Man wird nun zwar nicht leicht mein Lied totkomponieren, wie weiland das Beckerſche „Sie ſollen ihn nicht haben", aber es kann doch nur durch eine allgemein bekannte und beliebte Melodie am beſten ſeinen Zweck erreichen.

135. An Adolf Strümpell in Wolfenbüttel.

Schloß Corvey, 27. Auguſt 1870.

Daß ich Ihnen, lieber Freund, ſo lange nicht geſchrieben habe, iſt in der Tat ſehr unrecht — aber die Verzeihung dafür liegt glücklicherweiſe zu nahe.

Die gewaltige Zeit verſchlingt alles Perſönliche, alles, was Liebe und Gemütlichkeit heißt und iſt, und läßt uns nur den Haß übrig, den Haß gegen dies verworfene Franzoſengeſchlecht, dieſe Scheuſale der Menſchheit, dieſe tollen Hunde, dieſe grande nation de l'infamie et de la bassesse. Gott gebe und Er gibt es, daß wir aus dieſem ſchweren Kampfe glorreich hervorgehen und der Menſchheit den großen Dienſt erweiſen, daß mein, unſer, aller „Deutſchland über alles" zur Wahrheit wird.

136. An Theodor Ebeling in Hamburg.

Schloß Corvey, Goethe's Geburtstag, 28. Auguſt 1870 (10 Uhr morgens).

Es tut mir leid, lieber Freund, daß Sie ſo leidend ſind, aber eben ſo leid tut mir, daß ich Ihren Wunſch nicht erfüllen kann.*)

Ich werde meinen Namen nie verleugnen, wozu ihn aber immer und überall nennen, zumal da, wo Freund und Feind Gelegenheit finden würden, mich eines Geſinnungswechſels zu zeihen?

Was ich geſungen habe, iſt meine feſte Überzeugung. Wer aber wird das glauben und einſehen? Als mich vorgeſtern Freiherr Gisbert von Vincke, der bekannte Dichter und Novelliſt, beſuchte, haben wir einige Stunden mit einander über die Zeitereigniſſe geplaudert. Da wir ſehr einig in den Hauptſachen waren, ſo teilte ich ihm ſchließlich

*) Ebeling drang in ihn, ſein Königslied „Wer iſt der greiſe Siegesheld" mit ſeinem Namen zu veröffentlichen.

mein eben entſtandenes Lied mit. Er war ſehr erfreut. Ich bat ihn, niemandem etwas darüber zu ſagen. Nicht wahr, fragte ich ihn, wenn mein Name unter dem Liede ſtände, würde es die Kreuzzeitung nicht aufnehmen? „Nein", meinte auch er, „gewiß nicht." Selbſt bei dem Liede für die Fünfundfünfziger hat ſie darüber geſetzt:

„(Eingeſandt)"

Es geht nicht, liebſter Freund, es geht wirklich nicht. Das iſt auch die Überzeugung meiner Schwägerin.

Was Freiligrath und Rittershaus tun können, kann für mich nicht maßgebend ſein: beide ſtehen zum deutſchen Volke, zu ſeinen Parteien und zum preußiſchen Staate in ganz anderem Verhältniſſe als ich, ſie waren von je unabhängig, nie Staatsbeamte, nie in der Art wie ich mißliebig, verfolgt, gehaßt, nie in der Lage, ſelbſt von Freunden angezweifelt zu werden. Als ich nach Weimar ging, um mit Unterſtützung des Großherzogs das Weimariſche Jahrbuch mitherauszugeben, nannte mich einer meiner beſten Freunde einen „Fürſtenknecht."

Damit alſo harmlos, unangefochten mein Lied bleibt, ſo verzichtet es auf die Flagge, denn keine Flagge ſoll bei mir die Ware decken.

Können Sie meine Wünſche und Bitten gerade ſo, wie ich ſelbige in meinem vorigen Briefe ausgeſprochen habe, erfüllen, gut, dann werden Sie mir eine große Freude bereiten, ſonſt muß ich auf das Druckenlaſſen verzichten. Könnte ich mich doch ganz ausſprechen gegen Sie! Ich bin überzeugt, Sie würden alle meine Gefühle teilen und mir auch darin beiſtimmen, daß in einer ſo großen

Zeit nur von einem großen Volke die Rede ſein kann, und daß der einzelne in dem gewaltigen Kampfe um Freiheit und Einheit verſchwinden muß, wie's auch nicht anders will

Ihr herzlich grüßender

H. v. F.

137. An Theodor Ebeling in Hamburg.

Schloß Corvey, 14. September 1870.

Wag' es, fröhlich zu ſein!

Dieſen Wunſch rief ich einſt meinem leidenden Freunde Konrad Wolff zu (ſ. Mein Leben 6, 131) und — mein Wunſch ward erfüllt. Und ſo rufe ich heute auch Ihnen zu, und ich hoffe, daß auch mein heutiger Wunſch bald in Erfüllung geht.

Ich habe oft im Scherze geſagt: ich habe keine Zeit, krank zu ſein. Und wirklich, wenn ich jemals ein Recht hatte, das zu ſagen, ſo habe ich es heute, denn die Wucht der Ereigniſſe iſt ſo gewaltig, daß die Leiden des einzelnen gar nicht zu Worte kommen.

Unter Glockengeläute und Kanonendonner dichtete ich meinen „Nachruf an Louis". Wenige Stunden nachher war ich in Göttingen.

Aus dem jubelnden Gewimmel in den feſtlich beleuchteten Straßen begab ich mich in die Grethenſche Reſtauration mit mehreren Freunden und Bekannten. In dem Theaterſaale waren über tauſend Menſchen verſammelt. Muſik, Geſang und Reden wechſelten mit einander ab. Unter den vielen Hochs, woran auch ich mich beteiligte, fiel auch

mir eins zu. Herr N. bat mich, auf die Bühne zu kommen, es wollten mich einige Freunde begrüßen. Ich ahndete gar nichts weiter. Als ich hinauftrat mit ihm, sagte er: Bitte, bleiben Sie hier stehen, und er sprach dann, wie ich eben aus der Göttinger Zeitung ersehe, folgendes:

„Wenn unsere Söhne und Brüder in den Kampf ausgezogen sind, voll vaterländischer Begeisterung, so danken sie dieses Bewußtsein von der Heiligkeit der Sache, für welche sie streiten, so danken sie das Feuer der Begeisterung nicht zum wenigsten dem deutschen Liede. Der Ruhmeskranz, den das stolze Vaterland heute seinen Kriegern reicht, er gebührt auch den Sängern der Freiheits- und Vaterlandsliebe. Als ihr Vertreter empfange ihn hier der Mann, der vor Jahren sang: Deutschland, Deutschland über alles pp., H. v. F., der heute unter uns weilt."

Ich wurde nun mit einem Lorbeerkranze bekränzt, während die Versammlung mit Begleitung der Musik sang:

Deutschland, Deutschland über alles.

Den Montag reiste ich nach Kassel, und am Sonntag kehrte ich wieder heim.

138. An Karl Hirsche in Hamburg.

Schloß Corvey, 24. September 1870.

Seit dem 6. Juli war ich wieder hier. Bald darauf wurde der Krieg erklärt, und von diesem Augenblicke an war ich in einer solchen Unruhe und Aufregung, daß ich für alles andere fast nicht

mehr vorhanden war. Ich fühlte mich völlig unfähig, etwas anderes als Kriegsgeschichte zu treiben: Zeitungen, Landkarten, Kriegslieder — sonst gab es nichts für mich Briefe, die nur darauf Bezug hatten, wurden geschrieben. Daß es auch anderen so ergangen ist, habe ich genug erfahren. Mein ganzer sonstiger Briefwechsel geriet ins Stocken. An wissenschaftliche Arbeiten war nicht mehr zu denken. Für die Bibliothek besorgte ich nur das Allernotwendigste.

Es ist eine große Zeit. Möchte sie auch große Menschen finden oder machen! Der einzelne ist nur noch etwas, indem er sich am großen Ganzen mitwirkend beteiligt, für des Vaterlandes Einheit und Freiheit sein Bestes tut. Gebe Gott, daß wir uns bald eines Friedens erfreuen!

139. An Rudolf von Raumer in Erlangen.*)

Schloß Corvey, 7. Dezember 1870.

Von Ihrem Werke, verehrter Freund, hatte ich viel erwartet. Ich muß gestehen, meine Erwartungen sind übertroffen. Ich muß Ihnen Glück wünschen, zugleich herzlich danken: es ist ein vortreffliches Buch. Sie haben, soweit ich jetzt gesehen — das Buch ist noch ungebunden und erst seit einigen Tagen in meinen Händen — Sie haben einen meiner Wahlsprüche: „Klar und wahr" treu zu erfüllen gestrebt. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit,

*) 1815—1876; Professor der deutschen Sprache und Litteratur. Hoffmanns Brief bezieht sich auf seine „Geschichte der germanischen Philologie" (München 1870).

in ein ſolches Gewirre Klarheit zu bringen und bei den vielen und vielerlei Beſtrebungen, Neigungen, Richtungen frei, ehrlich und gerecht zu verfahren und über aller Klüngelei zu ſtehen.

Mir gereicht es zu einer beſonderen Freude noch, daß meine Idee von einer deutſchen Philologie als Wiſſenſchaft kein leerer Traum war. Wie haben wir alle kämpfen müſſen gegen die hartnäckige Überlieferung, den Dünkel und die Anmaßung der klaſſiſchen Philologen, die deutſchen Regierungen! Wie lange hat es gedauert, bis dieſe ſich bequemten, auch nur einen einzigen Lehrſtuhl für deutſche Sprache und Litteratur zu gründen!

Es freut mich ferner, daß Sie das Ganze mehr nach ſeiner Licht- als Schattenſeite aufgefaßt haben. Wozu auch, wenn einer die Sonne ſchildern will, ſich bei den Sonnenflecken lange aufhalten.

Ihr Buch iſt ein Juwel in der künftigen deutſchen Kaiſerkrone, die freilich heute ziemlich hoch über uns ſchwebt, aber doch einmal auf die einheitfordernde Germania ſich niederlaſſen wird.

140. An Rat Schmidt in Rauden.

Schloß Corvey, 3. März 1871.

Gott ſei Dank! endlich Friede! Als ich geſtern in Höxter den friſch angekommenen Hannoverſchen Courier entfaltete und die Annahme der Friedenspräliminarien ſeitens der Bordeauer Conſtituante las, teilte ich ſofort die fröhliche Botſchaft allen Leuten mit, die in Maſſe vor der Poſt ſtanden. Sofort

war die ganze Stadt in freudigſter Aufregung, und überall wurde geflaggt. Da aber keine amtliche Depeſche eintraf, ſo glaubte Hochweiſer Rat nicht, und alles Läuten und Illuminieren unterblieb. Dieſen Morgen bringen auch andere Zeitungen die Beſtätigung, und ich kann mich wieder als Evangeliſt in Hörter blicken laſſen. — Heute wird fortgefeiert mit Gott für König und Vaterland.

141. An Julius van Thielt in Brüſſel.*)

Schloß Corvey, 14. Juni 1871.

Herzlichen Dank für Ihre gütigen, mir ſehr willkommenen Mitteilungen!

Jahre lang hat es mich ſchmerzlich geſtimmt, daß die „flämiſche Bewegung" nicht recht zur Bewegung gelangen konnte. Um ſo mehr freut es mich, daß ſie es jetzt geworden iſt. Ich hege die Überzeugung, daß ſie, mit ſolcher Liebe gepflegt, bald ſich eines ſicheren, glänzenden Erfolges erfreuen wird.

Der innigen Teilnahme Deutſchlands darf ſich auch ferner das ſtammverwandte Niederland verſichert halten. Kein Volk der Welt iſt gerechter gegen das Ausland, kein Volk bereiter zur Anerkennung jeder fremden Eigentümlichkeit, keins befähigter zum Verſtändnis alles Schönen, woher es auch kommt, als das deutſche Volk.

*) Herausgeber der flämiſchen Zeitung „De Zweep", dem Hoffmann eine holländiſche Überſetzung ſeines „Lied eines Verbannten" („Sie haben mich verfolgt, vertrieben" — Geſ. W. Bd. V S. 35) ſandte.

So habe ich immer gedacht, und es darf Sie nicht wundern, wenn ich auch jetzt fortfahre, meine innige Teilnahme an der herrlichen, gerechten Sache der Flamingen auszusprechen.

Laſſen Sie mein Lied erſt ohne die Melodie drucken und geben Sie es dann mit derſelben in einer der folgenden Nummern. Die Melodie iſt ſo wundervoll, daß ſie, nur einigermaßen gut geſungen, zauberiſch wirken muß.

142. An Frau Bertha Fiſcher in Hamburg.

Schloß Corvey, 17. Juli 1871.

Endlich, verehrte Freundin, endlich fühle ich mich nach langen trüben Tagen wieder ſo wohl, daß ich es wagen kann, denen eine Freude zu bereiten, die ſich der Blumen freuen, die der liebe Gott überall uns blühen läßt, und auch der Blumen meines Herzens, die auch zur Freude anderer blühen wollen.

Seit Franz und Alwine in Hamburg ſind, iſt es wieder recht ſtill bei uns geworden, aber dieſe Stille bei dem ſchönen Wetter tut uns wohl, mir nach der Krankheit, und meiner Nichte Emilie, daß ſie, aus einem geräuſchvollen Leben und anſtrengenden Haushalte entrückt, hier ſich frei bewegen und ganz nach Herzensluſt leben kann.

Franz kam ſehr friſch und munter hier an, war auch recht heiter. Bald aber wurde er verſtimmt: er hatte als Ferienarbeit mitgebracht, alles Latein und Griechiſch des letzten Vierteljahrs zu überſetzen. Ich drang natürlich darauf, daß dieſe Arbeit vor

der Reiſe vollendet wurde. So hat denn der arme Junge vier bis fünf Tage immerzu arbeiten müſſen und drei ganze Bücher vollgeſchrieben. Ich war empört. Mit ſo unnützem Zeuge (z. B. aus dem Schweinepoeten Ovidius) muß die Jugend ihre Zeit verplempern und endlich dumm und ſtumpf für alles Beſſere werden. Traurig, daß das erſte Volk der Welt fortan durch Griechiſch und Latein in ſeiner freien höheren Entwicklung gehemmt wird! Wenn es Franz zur Berechtigung eines Einjährigen gebracht hat, dann wird er ſingen: Ceciderunt in profundum, ade Gymnaſium und Univerſität! Hurra! So eben ich dies ſchreibe, melden Franz und Alwine ihre glückliche Ankunft in Hamburg. Sie ſind von allem ganz entzückt. Geſtern wollten ſie Hirſche's beſuchen. Eine Menge Ausflüge ſind in Sicht. Es freut mich unendlich, daß beiden dieſe große Freude zuteil ward.

Für heute noch meine herzlichen Grüße.

Ihr

Heut und immer.

143. An Frau Bertha Fiſcher in Hamburg.

Schloß Corvey, 24. Juli 1871.

Es iſt etwas Wunderbares mit allem Dichten. Vergebens ſuchen wir nach einer Erklärung. Denken Sie Sich: ich bin ſeit Wochen leidend, müde, mitunter ſehr verſtimmt, und da kommt mir die Poeſie wie ein tröſtender Engel, als ob ſie mich und durch mich auch andere erheitern und erfreuen

wollte. Ich kann dem lieben Gott nicht genug danken, daß er mich in meinem hohen Alter mit dem Gefühle der Jugendlichkeit begnadet und geſegnet hat — wie freue ich mich dieſer göttlichen „Dotation"!

144. An Julius Wolff in Berlin.

Schloß Corvey, 5. Auguſt 1871.

Ihr Brief hat mich wahrhaft erquickt, und ich danke Ihnen, lieber Freund, für alle Ihre Mitteilungen. Es freut mich, daß Sie ſogleich mit männlichem Eifer die Bedingungen erzielt haben, unter welchen Sie Sich ein Ihren Wünſchen und Neigungen entſprechendes Leben verſchaffen und behaupten können.*) Es iſt ſchön, auf den Fittichen der Poeſie über aller Wirklichkeit zu ſchweben und ſich das Leben aus der Vogelperſpektive anzuſehen. Aber wie weit und wie lange kann man ſo fliegen, wenn einem beim beſten Nervenſyſteme der nervus rerum fehlt? Alſo proſaiſch verdient, und dann erſt poetiſch gelebt.

Ihre Gedichte finden überall großen Anklang. Ich habe ſie alle geleſen — und das iſt meinerſeits ſeit Jahren eine der größten Merkwürdigkeiten, da ich mir immer noch lieber Zeit nehme, ſelbſt zu dichten. Ich muß geſtehen, ſie haben vor vielen den Vorzug, daß ſie wahr ſind, aus dem Leben, aus der unmittelbaren Anſchauung hervorgegangen. Das „Unter dem Ahorn" hat mich zu Tränen ge-

*) Aus dem Kriege zurückgekehrt, war Wolff in ein Tuchgeſchäft eingetreten.

rührt. Die beiden letzten ſind zu lang geraten, man merkt ihnen an, daß der Dichter nicht mehr im Felde ſteht, ſondern ſicher und gemütlich bei Muttern ſeinem Herzen Luft machen kann.

Im Dezember fing auch ich wieder an zu dichten. Da mir der Krieg nach außen beendet ſchien, ſo dachte ich ſchon an den Krieg nach innen. So entſtanden denn nach und nach an die 70 Gedichte in fünffüßigen Jamben, die ſpäter noch vermehrt wurden. Ich ſuche nun dafür einen Verleger. Das aber iſt ſo eine Sache. Bei dem inneren Düppel geht den Herren die Courage aus. Ich habe nicht einmal das Herz, mir einen Impreſario zu ſuchen. Wenn ich nach Berlin komme, ſollen Sie dieſe „Streiflichter“*) kennen lernen.

145. An Frau Bertha Fiſcher in Hamburg.

Am Rhein, 12. September 1871.

Bei allen Gedichten auf Beſtellung bekomme ich jedesmal eine Art von geiſtiger Neſſelſucht, die mich ſo lange quält, bis ich entweder das Begehrte vollendet, oder mich entſchieden habe, das Bittgeſuch unerfüllt zu laſſen. So gern ich jemandem auch in dieſer Beziehung gefällig bin, ſo groß auch immer die Freude iſt, anderen Freude zu bereiten, ſo iſt es doch mein ſteter Wunſch, mit dieſer Art poetiſcher Tätigkeit verſchont zu bleiben. Die Poeſie will wie die Liebe frei ſein, ſich ſelbſt gehören, ehe

*) Erſchienen 1872 bei Lipperheide, teilweiſe recht unbedeutende Gedichte.

ſie ſich fähig und würdig fühlt, auch anderen zu gehören.

Was iſt mir nicht alles in poeticis zugemutet worden? Da iſt von einer Wahl des Stoffes, von einer poetiſchen Auffaſſung, einer beliebigen Behandlung gar keine Rede. „Der Bien muß.“ Man ſoll dem widerhaarigſten Stoffe eine poetiſche Seite abgewinnen und ſo ſein bißchen poetiſche Ehre und Ruhm aufs Spiel ſetzen. Nun, ich darf jetzt nicht klagen: ich bin vorläufig verſchont mit Gelegenheitsgedichten auf Beſtellung und freue mich, daß ich in meinem heiteren Stilleben Gelegenheit genug habe zu dichten. Mit dem nächſten Briefe erhalten Sie einen kleinen Rheinblumenſtrauß.

146. An Theodor Ebeling in Hamburg.

Schloß Corvey, 16. Februar 1872.

Wie freue ich mich, daß Sie, lieber Freund, in Bezug auf Fritz zu einem feſten Entſchluß gelangt ſind. Es iſt ein wahrer Jammer, wie es mit unſerem höheren Schulweſen beſchaffen iſt. Möchten doch alle Väter einſehen, daß ihre Kinder in unſeren jetzigen Gymnaſien zu Krüppeln an Geiſt und Leib verbildet werden. Seit Jahren habe ich in jeder Familie, wo ich verkehrte, nur Klagen gehört, daß die Kinder durch die vielen Schulſtunden und Schularbeiten, bei denen ſie oft bis in die Nacht ſitzen müßten, zu keiner Erholung gelangen könnten, durch das ewige Griechiſch und Latein, das Auswendiglernen von Vokabeln und grammatiſchen Regeln und Ausnahmen gar nicht mehr zum Denken gelangten und, ſtatt ſich friſch und froh geiſtig

und leiblich zu entwickeln, zurückblieben und faſt verſimpelten. Wäre ich nur 20 Jahre jünger, ich wollte einen Verein ſtiften zur Ausrottung des Latein und Griechiſch, beides ſollte aus dem Staatsleben wenigſtens verbannt werden und nur den Gelehrten und katholiſchen Pfaffen überlaſſen bleiben.

Geſchrieen habe ich freilich genug mein ganzes Leben lang, aber was hilft's? Selbſt die vorurteilsfreieren Leute bekleben ſich lieber mit dem Schönheitspflaſter der klaſſiſchen Bildung, als daß ſie es wagen möchten, mit einem freien, reinen Geſichte ſich eine Bildung anzueignen, die den Anforderungen und Bedürfniſſen der Gegenwart genügt.

Ja, und ich ſchreie immer zu. In der großen Dichterverſammlung 1869 zu Bielefeld, wo ſo vieles zur Sprache kam, warf ich ein Lied wie einen Schwärmer mit hinein, aber es ging wie ſo einer ſpurlos dahin, und doch hätte man wol daran anknüpfen ſollen! Strophe 3 lautet:

Wach' auf, wach' auf, mein Volk! ſei friſch und jung!
Der Menſchheit Ziel das dein' auch ſei!
Zerreiß den Bann der Überlieferung
Und zeig, daß du geworden frei!

Es hat mich lange ſehr betrübt, daß Franz nicht die mindeſte Luſt zum Latein und Griechiſch hat. Ich habe ihn genug ermahnt, aber es hilft nichts. Jetzt ſage ich (L. S.), nicht Loco Sigilli. ſondern wie jener Bauer: Lât slyken! ſeitdem er ſo bedeutende Fortſchritte im Ölmalen macht. Die Hauptſache iſt am Ende doch, daß jemand etwas weiß und kann.

Die Schulfrage iſt von großer Wichtigkeit, aber wenn ſie auch nicht durchs Herrenhaus kommt, ſo

iſt doch noch wichtiger, was ſie bewirkt hat: der Krieg für das innere Düppel iſt erklärt. Ob die Regierung ihn weiter fortſetzt, iſt uns einerlei, wenn ſie uns nur nicht hindert, mit allen geſetzlichen Mitteln zu kämpfen. Wir würden heute keinen Kampf mit den ſchwarzen Halunken haben, wenn die Regierung ſeit 50 Jahren bis jetzt die Preſſe und die freieren religiöſen Beſtrebungen hätte gewähren laſſen, wir würden nebenbei mit den Junkern auch ſchon mehr fertig geworden ſein. Ich wollte mein Gedicht an das innere Düppel neulich loslaſſen. Da ich aber nicht weiß, wie der Haſe läuft, ſo nahm ich Anſtand und habe es bis jetzt zurückbehalten. Der Anfang lautet:

Wann geht es an das innre Düppel?
Iſt alles nur ein Faſchingsſcherz?
Sind wir nur Wichte, Zwerg' und Krüppel
Und ohne Zunge, Geiſt und Herz?

Ich gehöre nicht zu den Vertrauensſeligen, aber ich freue mich doch, daß man frei atmen kann ohne hohe polizeiliche Erlaubnis. Wenn ich die Rheiniſche Zeitung leſe, denke ich jedesmal an Sie: „Was ſagt Ebeling? Das iſt was für ihn!“ Zuweilen iſt ſie doch ganz ausgezeichnet. Es hat doch etwas Erquickendes, wenn das reine Quellwaſſer von allen Seiten herbeiſtrömt und die Sumpfjauche wegſpült und die Luft reinigt!

147. An Frau Bertha Fiſcher in Hamburg.

Schloß Corvey, 26. Februar 1872.

Franz hat geſtern mit ſeinem Freunde Karl Müller fleißig in Öl gemalt. Es iſt eine wahre

Luſt zu ſehen, wie eifrig ſie ſind und was ſie für Fortſchritte machen. Natürlich bei unſerm unnatürlichen Schulweſen bleibt ihm ja nur wenig Zeit zu dergleichen Liebhabereien, wöchentlich 32 Stunden, alſo viermal jeden Tag 6 Stunden in der Schule und dann noch die vielen Schularbeiten! Und dabei wird auf kein Talent, keine Neigung, keine Leiſtung Rückſicht genommen, wenn ſolche Dinge nicht mit der Schule oder eigentlich mit Griechiſch und Latein in einem beides fördernden Zuſammenhange ſtehen. Es iſt ein Jammer, daß vorläufig nicht die mindeſte Ausſicht vorhanden iſt, daß unſere Gymnaſien eine den Zeitverhältniſſen entſprechende Umgeſtaltung erfahren. Wenn ein Junge aus dieſen Drillhäuſern, welche höhere Bildungsanſtalten heißen ſollen, mit geſundem Leib und Geiſt herauskommt, ſo kann er von Glück ſagen und Gott nicht genug danken. Nun frage ich Sie, wo ſteckt die hohe Bildung bei den ſtudierten Leuten?

Sie haben oft nicht einmal gelernt, richtig deutſch zu ſprechen und zu ſchreiben und ſind faſt alle nicht imſtande, ein Gedicht leidlich vorzutragen.

Ich freue mich, daß ich mir meine Freiheit in meiner Bildung allen akademiſchen und Staatsanforderungen gegenüber behauptet habe. Wer aber hat dazu wie ich den kräftigen Willen und die notwendige Ausdauer? Ich fürchte, meinem armen Jungen wird das nicht gelingen, er wird in den ſchönſten Jahren ſeiner geiſtigen Entwickelung mehr zurückgehalten als gefördert und muß, wenn er ſich einen Lebensberuf wählt, wobei Griechiſch und Latein höchſt überflüſſig iſt, dann von vorn

wieder anfangen. Ich bin oft recht betrübt geweſen über ſolch eine Zukunft meines Franz, aber ich fühle mich nachgerade beruhigt: der liebe Gott meint es mit ſeinen Kindern beſſer als die unfehlbaren, einſeitigen, dünkelhaften Schulmeiſter und Unterrichtsminiſter.

Es iſt nur gut, daß wenigſtens die Volksſchule einer beſſeren Zukunft entgegengeführt wird. Mit wahrer Herzensfreude ſtimme ich allen dahin zielenden Beſtrebungen und Leiſtungen bei. Darum habe ich auch dem alten lieben Harkort*), den ich ſchon ſeit — erſchrecken Sie nicht — 50 Jahren kenne, im Namen der Schullehrer zu ſeinem 80. Geburtstage ein Danklied dargebracht.

148. An Leo Meyer in Dorpat.

Schloß Corvey, 28. Februar 1872.

Wir leben ſehr einſam, faſt ohne allen Verkehr mit unſerer Nachbarſchaft, in Höxter war ich ſeit Oktober vorigen Jahres noch mit keinem Fuße, aber wir leben ganz angenehm. Seit ich mich wieder wohl fühle, habe ich einen treuen Geſellſchafter an meinem Humor, ich dichte fleißig, leſe und forſche. Der Briefwechſel mit meinen Freunden erhält mich in angenehmer Beziehung mit der Welt, und die Hoffnung, dann und wann reiſen zu können, hat etwas Belebendes. Obſchon ich nicht mehr „Pitſchaft der Unaufhaltſame" bin, ſondern ſehr bequem und anſpruchsvoll, ſo wage ich das

*) Friedrich Wilhelm Harkort (1793—1880), weſtfäliſcher Induſtrieller und Volkswirt, der ſich um Hebung des Volksſchulweſens große Verdienſte erworben hat.

Reiſen doch noch. Freilich nicht mehr dahin, wohin Sie Sich jetzt ſehnen und wohin mich früher heimatliche, freund- und verwandtſchaftliche Beziehungen mitunter wandern hießen. Dies Land hat keinen Reiz für mich, dies Land der berechtigten Eigentümlichkeiten, wo jeder Bauer ein Junker und jeder Junker ein Eſel iſt; wo die ſogenannten Gebildeten ſich dadurch auszuzeichnen glauben, daß ſie vornehm, kalt, ſteif, zugeknöpft und unliebenswürdig ſind; wo die Liberalen nur Spießbürger ſind und partikulariſtiſche Doktrinäre; wo die Preſſe liberal tut und ihren Leſern nur ſo viel Liberalismus gibt, als ſie vertragen können; wo Stüve*) für einen großen Vaterlandsfreund galt und die Ochſenbrücker ihn neben Möſer**) ſtellen. — Ich habe genug am Hannoverſchen Courier.

Doch ich will Ihren Heimatgefühlen durchaus nicht zu nahe treten, ich wünſche nur, daß dieſelben ſchöner und herrlicher aufgehen in dem Einen Gefühle, das jeden Deutſchen ganz beſeelen muß: Deutſchland über alles!

149. An Franz Sandvoß in Dortmund.***)

Schloß Corvey, 7. Juli 1872.

So eben habe ich einen poetiſchen Ritt gemacht, aber nicht auf meinem Pegaſus, ſondern auf meinem

*) Stüve (vgl. oben S. 148), war zeitweiſe Bürgermeiſter von Osnabrück.

**) Juſtus Möſer aus Osnabrück (1720—1794), Hiſtoriker und Publiziſt.

***) Der Brief und das beigelegte Gedicht „Et pertransivit clericus“ (Geſ. W. Bd. V S. 192) ſind hervorgerufen durch

Clerus. Wenn dieſer Ritt nicht gelungen iſt, ſo ſind Sie ſchuld daran und mögen Reugeld zahlen, wenn ich durch den Teutoburger Wald zu keinem ſchöneren Ziele gelange, als zu Majunke*). Nun, ich denke, transeat cum ceteris, und Sie werden dem armen Gaule, da bei Ihnen noch keine Berliner Wohnungsnot**) iſt, ſchon eine gute Stelle anweiſen. Übrigens hat er ja auch nur für Sie ſich ins Feld gewagt, niemand weiß davon. Es iſt traurig, daß die meiſten Zeitungen***) ſo etwas nie aufnehmen, wenn es ihnen nicht ganz beſonders zugeſchickt iſt, und wie kann man das immer? Lieb wäre es mir, wenn Sie das „Wiener Zentralorgan der deutſchen Juden", wie die „Germania" die „Neue freie Preſſe" nennt, beglücken wollten. Einige Abdrücke auf gewöhnlichem Papiere, mit der beſonderen Bemerkung „Aus der ‚Weſtfäliſchen Zeitung' vom . . Juli 1872" wären mir ſehr willkommen, denn wenn auch ich mit Naſo ſagen kann: Nullus in hac terra, recitem si carmina, cuius intellecturis auribus utar, adest, ſo iſt es doch anderswo nicht der Fall, und dahin komme ich öfter, wie jener ſagte.

H. v. F.

Sandvoß' Anfrage: „Wie wäre es, wenn Sie Ihrer Muſe einmal ein „ſchimpfliet" abgewännen im Stile von pertransivit clericus?"

*) Paul Majunke (1842—1899), klerikaler Publiziſt und 1871—1878 Herausgeber der „Germania".

**) Anſpielung auf den Raummangel der Berliner Zeitungen.

***) Das Gedicht iſt in der Weſtfäliſchen Zeitung anonym erſchienen.

150. An Frau Bertha Fiſcher, damals in Bad Driburg.

Schloß Corvey, 18. Juli 1872.

Wie ſchön, daß zu Ihrem Driburger Haus- und Weltfrieden nun auch das ſchöne Wetter kommt, daß weiter kein politiſches Wort, keine Zeitung Sie ſtören kann! Auch ich habe hier nach außen Frieden und Stille, und die „Söhne des heiligen Vitus“*) die mir brieflich eine Tracht Prügel androhten, haben es dabei bewenden laſſen und werden wol nächſten Sonntag auf dem Rauſcheberge allen Groll und Haß vertanzen. Dagegen bin ich in fortwährender Aufregung, die zuweilen ſich zu fieberhafter Spannung ſteigert, über das Schickſal unſers deutſchen Reichs. Es iſt noch ſo jung und hat mit ſo vielen alten Feinden zu kämpfen, mit Romaniſten (Ultramontanen), Sozialiſten und Partikulariſten. Darum hat mich das jetzige 4. deutſche Bundesſchießen in Hannover ſo freudig geſtimmt und mich in der frohen Überzeugung befeſtigt, daß Öſterreich mit uns iſt und uns nicht verläßt. Dieſe Reden ſind keine Phraſen, ſind die Ergüſſe echter Bruderliebe, wie ſie alle Deutſche der ganzen Welt verbindet. Deutſchland über alles! und damit meine und unſere herzlichen Grüße!

151. An Theodor Ebeling in Hamburg.

Schloß Corvey, 10. Auguſt 1872.

Zwei neue Krieg den Pfaffen-Lieder ſind entſtanden, aber ich habe vorläufig gar keine Luſt,

*) Die Ultramontanen um Schloß Corvey.

damit hervorzutreten; ich mag nicht allein daſtehen als „Schlachtenſänger“ in dieſem traurigſten Kampfe. In dem letzten großen Kriege galt es für patriotiſch, poetiſch ſich ſeiner Wut gegen die Franzoſen zu entledigen, und weil es ungefährlich war, was iſt da nicht gebrüllt worden! In dem weit größeren Kriege, der jetzt begonnen, da ſchweigen die Poeten, denn ſie fürchten das Honorar, nämlich eine ultramontane Tracht Prügel. Es geht doch nichts über eine beſonnene Würdigung der Zeitverhältniſſe vom Standpunkte der eigenen Haut.

Schade, daß mir das ſchöne Ama neseiri des Thomas*) ſo ſpät erſt recht klar wird.

152. An Emil Rittershaus in Barmen.

Schloß Corvey, 10. September 1872.

Herzlichen Dank, lieber Freund, für Brief und Buch! Sie haben mir eine große Freude gemacht. Daß ich Ihnen eine Poſtkarte ſchickte über Ihre hübſchen Sonette, ſteht außer allem Zuſammenhange mit Ihrer lieben Sendung, die ja auch erſt ſpäter eintraf. Ich hätte nun gleich hinterdrein meinen Dank ausſprechen ſollen, aber ich hatte ſo viel auf dem Herzen, daß ich nicht zum Schreiben kam. Auch Sie werden in ähnlicher Lage geweſen ſein, und ſo hoffe ich, daß Sie meine Nachläſſigkeit leichter entſchuldigen. Überdem war ich ſehr leidend und verſtimmt. Jetzt erſt fühle ich mich wieder wohl, und eben darum will ich heute meine lange ſchon beabſichtigte größere Herbſtreiſe antreten. Ich

*) Thomas a Kempis.

gehe über Göttingen, Leipzig nach Dresden und dann nach Berlin und vielleicht noch weiter.

Die Nacht am Rhein will ich nicht näher kennen lernen, ich habe an der weſtfäliſchen genug. Ich hoffe, daß Sie nun auch bald Ihre Stimme erheben. Es iſt leider nur ein Jammer, daß unſere Preſſe Eigentum von Kaufleuten und Gründern iſt, die nur ihrem Intereſſe Rechnung tragen. Die Angſt, einige ultramontane Abonnenten zu verlieren, iſt zu groß. Mich ſoll wundern, ob mein Mahnruf an die Kriegspoeten*) Aufnahme findet? Ich laſſe mich nicht irre machen. Der Teufel hole die Feigheit und die ganze liberale Lauheit und Flauheit und Phraſenmacherei! Jetzt heißt es: hic Rhodus, hic salta, und wer nicht tanzen kann, ſoll wenigſtens nicht kriechen oder gar auf der Bärenhaut liegen.

Ihnen und Ihrer lieben Frau Gemahlin meine herzlichen Grüße!

Heut und immer Ihr

H. v. F.

153. An Karl Gráf in Dresden.

Berlin, 25. September 1872.

Es geht mir ganz nach Wunſch. Ich lebe hier wieder wie im Frühling, nicht wie Goethe ſel. unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien, ſondern unter einem gaſtfreien Dache und den Segnungen freundlichſter Teilnahme.**) Ich habe noch gar kein Verlangen gehabt, von

*) Geſ. W. Bd. V S. 196.

**) Als Gaſt im Lipperheideſchen Hauſe.

meinem Balkon hinabzuſteigen in das Gewühl und den Lärm der Stadt und die zweifelhafte Ausſicht auf befriedigenden Genuß. Frei, ſoweit es mir behagt, nach allen Seiten hin, kann ich allein, aber auch in Geſellſchaft ſein. Bei meiner Arbeitsluſt kommt mir das gut zuſtatten. Fortwährende Tätigkeit mit heiterer Stimmung iſt der rote Faden, der auch jetzt noch durch mein Leben geht, obſchon es ſeinem Ende zueilt. Gott erhalte mir meinen Humor und meinen Feinden die Luſt, dieſen meinen Humor zu beleben!

154. An Karl Hirſche in Hamburg.

Schloß Corvey, 4. Dezember 1872.

Wäre ich nicht in meiner Einſamkeit auf lebendigen Briefverkehr angewieſen, ſo würde ich das Schweigen meiner Freunde ganz in der Ordnung finden. Aber das Gefühl, doch noch mit der Welt zuſammen zu gehören, will mich noch gar nicht verlaſſen, wol aber verlaſſen mich die Freunde: Steinhart, Elliſſen*) und jetzt eben Henke (geſtorben 1. Dezember) ſind in kurzer Zeit nach einander heimgegangen. Was ich oft mir ſage, möchte ich auch anderen ſagen:

Du ſollſt kein Liebeswerk aufſchieben,
Du lebſt nicht ewig deinen Lieben.

Auf große wiſſenſchaftliche Arbeiten kann ich mich nicht mehr einlaſſen. Ich bin froh, wenn ich

*) Dr. Adolf Elliſſen (1815—1872), Bibliothekar in Göttingen.

Arbeits- und Sterbezimmer Hoffmanns von Fallersleben auf Schloß Corvey.

Nach einer Federzeichnung von J. Hoffmann-Fallersleben d. J.

Klar und Wahr.

Was ist das traurigste Ding hier auf Erden?
Das ist des Menschen schwächliche Natur.
Er braucht des Teufels gar nicht erst zu werden,
Er ist sein eigner Teufel immer nur.

Stets voll von Furcht und Angst u. bösen Launen
Gönnt er sich keinen frohen Augenblick,
Er weiß von keiner Ruhe, keinem Schlummer,
Und selbst das Glück dünkt ihm ein Mißgeschick.

An keinen andern Teufel mußt du glauben,
Nur an den Teufel, der du selber bist,
Und dieser Teufel kann dir Alles rauben
Was Leben, Freude, Heil und Segen ist.

Frisch auf! zum Teufel jag den Kameraden,
Nur gegen ihn zeig deinen Groll und Zorn,
Und werd' ein feiner Mensch von Gottes Gnaden,
Der Lieb' und Freude reicher Segensborn!

Dieses Recipe ist gegen manches Weh,
Es mag's mit Erfolg nehmen die Woche siebenmal
Morgens und Abends Ehemann und Ehegemal.

23.Oct.1872.

meine litterariſchen Freunde auf irgend eine Weiſe unterſtützen kann. Was mir an Zeit, Kraft und Luſt dann noch übrig bleibt, verwende ich auf meine eigenen Sachen. Die Kinderlieder haben mich in letzter Zeit ſehr in Anſpruch genommen. Es wird eine Geſamtausgabe mit Klavierbegleitung vorbereitet. Leider wollen ſich die Verleger der beiden erſten Hefte zu keiner billigen Erlaubnis der Benutzung verſtehen. Mit dem Weſen der Metrik habe ich mich nie ſonderlich befaßt. Die Unterſuchungen anderer waren mehr geeignet, einen abzuſchrecken als dafür zu gewinnen. Wenn ich auch annehme, daß zu allen Zeiten gewiſſe Regeln allem Dichten zum Grunde lagen, ſo kann ich mich doch nicht überzeugen, daß nach ſolchen Regeln, wie ſie von den Germaniſten für verſchiedene Zeiten aufgeſtellt ſind, jeder Dichter gedichtet habe.

155. An Frau Bertha Fiſcher in Hamburg.

Schloß Corvey, 19. Dezember 1872.

Glück auf!

Haben Sie denn gar keinen Weihnachtswunſch, den ich Ihnen erfüllen könnte? Bitte, geben Sie ihn kund! Und wenn es der kleinſte iſt — noch hätte ich bis zum 24. Zeit, ihn zu meiner größten Freude zu erfüllen.

Wäre ich ein Petſchaftſtecher, ſo würde ich ſofort noch für Sie eins ſtechen: ein brennendes Licht mit der Umſchrift Aliis serviendo consumor (Anderen dienend, verzehr' ich mich ſelber).

Ja, Sie verdienen ein ſolches Petſchaft, denn Sie ſind ein wohltuendes, ſich opferndes Licht allen Ihren Freundinnen und Freunden!

Es gibt Wahrheiten, denen wir nur dann Glauben ſchenken, wenn ſie uns erſt aus dem Munde treuer Freunde zukommen, Wahrheiten, die eine feſte Burg ſind für unſer Leben und Wirken, eine Schutzwehr gegen Verkennung und Undank, ein Troſt für manche Unbill im geſelligen Verkehre, eine Himmelsgabe, die unſere Leiden mildert, unſere Freuden erhöht und uns mit unſerem Schickſale verſöhnt.

Ich bin heute ernſt wie das Wetter draußen mit ſeinem grauen Himmel, und wie ich mich ſelbſt, ſo möchte ich auch andere zu tröſten und zu erheitern ſuchen.

Leider wird es mir oft ſchwer: meine rheumatiſchen Schmerzen ſind mitunter doch ſehr arg. Und doch fühle ich mich glücklich, daß ich dichten und denken und mich und andere noch erfreuen kann. Noch geſtern abend habe ich ein flämiſches Lied vom Monde (in der neueſten Nummer der Zweep) überſetzt, aber ſo, daß es nun erſt recht ein hübſches Lied geworden iſt. Sie ſollen es zu Weihnachten haben. Meine Kinderlieder ſind jedes Jahr mir eine liebe Weihnachtsgabe. Daß ich darin ſo glücklich war, betrachte ich als einen wahren Segen des Himmels. Dieſer Tage fiel mir ein Wort Herders wieder in die Augen, das jetzt erſt ſo recht Verſtändnis und Bedeutung für mich gefunden hat. Herder ſagt in den Blättern „Von Deutſcher Art und Kunſt“ 1773 S. 66: „Mein Gott! wie trocken und dürre ſtellen ſich doch manche

Leute die menſchliche Seele, die Seele eines Kindes vor! Und was für ein großes treffliches Ideal wäre mir dieſelbe, wenn ich mich je an Lieder dieſer Art verſuchte! Eine ganze jugendliche, kindliche Seele zu füllen, Geſänge in ſie zu legen, die, meiſtens die einzigen, lebenslang in ihnen bleiben und den Ton derſelben anſtimmen und ihnen ewige Stimme zu Taten und Ruhe, zu Tugenden und zum Troſte ſein ſoll, wie Kriegs-, Helden- und Väterlieder in der Seele der alten, wilden Völker — welch ein Zweck! Welch ein Wort! Und wie viel wahrhafte Beſtrebungen zu ſolchem Werke haben wir denn? Reimgebetlein und Lehrverſe genug!"

156. An Frau Bertha Fiſcher in Hamburg.

Schloß Corvey,
Samstag, den 21. Dezember 1872.

Verehrte Freundin!

Es iſt eine nicht ungewöhnliche Erſcheinung: viele Menſchen können das Glück nicht vertragen, ſie werden hochmütig, anmaßend, undankbar, und aus der Vergangenheit nehmen ſie in ihr gegenwärtiges Leben nur das herüber, was ſich allenfalls noch in ihr jetziges Sein einfügen läßt; alle Gemütlichkeit, alle Erinnerung an liebevolle Teilnahme derer, die noch geblieben ſind, was ſie waren, iſt verſchwunden.

Mir geht es anders. Je glücklicher ich mich fühle, deſto demütiger und beſcheidener werde ich und finde nur meine größte Freude in der Freude, die ich anderen bereite oder bereiten möchte.

Je mehr ich lebe in dieſer Entſelbſtung, deſto mehr fühle ich, daß ich lebe, daß ich wenigſtens ein menſchenwürdiges Daſein zu leben beſtrebt bin.

Sie werden Sich wundern, wie ich zu dieſer Herzensergießung komme. Ihr lieber Brief, den ich eben erhielt, veranlaßte mich dazu. Ich habe nicht allein Betrachtungen über andere angeſtellt, ſondern auch über mich. Ich wurde recht lebhaft an die Zeiten erinnert, als man mein ganzes poetiſches Tun und Treiben für lauter Eitelkeit ausſchrie. Daß ich auch andere durch mein Dichten, das mir ſo große Freude machte, erfreuen wollte, konnte und mochte ſich keiner denken. Ich ließ mich nicht irre machen und dichtete weiter, und das war das Beſte, was ich tun konnte. Und ich habe es nie bereut, denn wer Liebe ſäet, wird auch Liebe ernten.

Am Morgen brachte die Weſtfäliſche Zeitung einen Artikel, worin die Niederträchtigkeiten der Ultramontanen gegen mich durch Tatſachen widerlegt wurden.

Zugleich erfreute mich die Rheiniſche Zeitung mit einem Gedichte, das ich abſchriftlich beifüge.

In aller Frühe hatte ich für Sie und Emmy die beiden Weihnachtsgabenlieder abgeſchrieben. Ich wollte nun noch einige Worte hinzufügen, aber ich kam nicht dazu, und doch konnte das Mondlied*) mit ſeinem Schluſſe wol Anlaß dazu geben, „denn niemand hier auf Erden Unmögliches erſtrebt". Dazu rechne ich beſonders feſt, nicht die Liebe anderer zu gewinnen, ſondern vielmehr ſie bis ans

*) Der Mond zieht durch die Wolken. — Geſ. W. Bd. II S. 289.

Grab zu behalten. Doch wozu heute an ſo etwas denken? Von allem ſchlechten Wetter, das uns ſo lange heimgeſucht hat, ſehe ich nichts als den Regenbogen, der uns neulich ſo prachtvoll glänzte. Und ſolcher Regenbogen gibt es ja in jedem Leben, in unſerem, in meinem wie in dem Ihrigen, und jeder ſpricht tröſtend zu uns, daß es immer noch eine Sonne über und hinter allen Trübſalen gibt, eine Sonne, die uns leuchtet, wärmt und erquickt.

Den 23. Dezember.

Wir ſind nun wieder um einige Tage weiter. Das Wetter iſt noch immer ſchlecht, der Himmel fortwährend trübe, mitunter Regen und dabei $+10^{0}$. Unterdeſſen haben ſich die Pakete, Kiſten und Körbe in meinem Zimmer vermehrt, es iſt ein ordentlicher Weihnachtsbazar geworden, der erſt morgen abend eröffnet und — zugleich aufgelöſt wird. Die Freude der Erwartung iſt dann die Freude des Genuſſes, und unſer Chriſtbaum wird dann angezündet und zugleich unſer Dankopfer für alle die vielen gütigen Gaben unſerer lieben Freunde. Das iſt die eine Seite meines jetzigen Lebens, die ſtille, heitere, die ich der Liebenswürdigkeit meiner Freunde verdanke; die andere iſt die ernſte, die mich zum Kampfe treibt gegen die Pfaffen und Junker, die Ultramontanen und Mucker. Aber auch dieſe Seite iſt nicht ſo übel, ſie iſt der Ausdruck eines edelen Gefühles für Wahrheit, Freiheit und Vaterland, dem ſich niemand entziehen darf, wenn er ſich berufen fühlt, auch da ſeinen Mann zu ſtehen. Krieg iſt Leben, Leben iſt Krieg (Vita bellum, bellum vita).

157. An Franz Lipperheide in Berlin.

Schloß Corvey, 10. Februar 1873.

„Nun, ſo haben wir uns denn umſonſt beſoffen", ſagte Exzellenz von Goethe, als ihm zu ſeiner Geburtstagsfreude Eckermann bemerkte, daß ja erſt morgen der 28. Auguſt ſei. — „Nun, ſo haben wir uns denn umſonſt gefreut", ſagte meine Wenigkeit zu mir, als Ihre neuliche Erklärung in Betreff meiner Zeitgedichte eintraf. Und doch nicht ſo ganz umſonſt; denn das Manuſkript wäre wol nicht ſo bald, vielleicht auch nie vollendet worden, und das iſt es jetzt.

Ihr Vorſchlag, mir einige Abdrücke zu beſorgen, iſt ſehr freundlich, aber ich kann nicht darauf eingehen, weil dadurch eine allgemeine Verbreitung, um die es mir ja nur zu tun iſt, nicht viel beſſer wie jetzt in Flugblättern ermöglicht würde.

Sie werden mir meine Ablehnung eben ſo wenig übelnehmen, wie ich Ihnen die Ihrige übelnehmen kann. Meinerſeits kann ich Ihnen dasſelbe ganz getroſt ſagen, was neulich der Herzog zu mir ſagte: „Habe ich Ihnen ſchon was übelgenommen?"

Für die Geſamtausgabe der Kinderlieder kann ich leider von hier aus nur wenig tun, da ich in meiner Einſamkeit nur auf briefliche Mitteilungen beſchränkt bin, und Sie wiſſen ja, wie langſam und mißlich dieſer Weg iſt, wenn man ein beſtimmtes Ziel erreichen will. Ich werde mich alſo mit Geduld weiter waffnen und weiter dichten, damit durch neues Gutes ſich die Geſamtausgabe auszeichnet.

Ich hätte Ihnen längſt geſchrieben, aber ich war mitunter ſo leidend, daß ich mit meinem Humor nicht debütieren konnte.

158. An Frau Frieda Lipperheide in Berlin.

Schloß Corvey, 3. Mai 1873.

„Endlich" — begann Martin Runckel, Redakteur der Elberfelder Zeitung, ſein Blatt, worin er den Tod Friedrich Wilhelms III. der Welt kund tat. „Endlich" beginne auch ich meine heutige Antwort, aber eine freudigere Kunde als die von weiland Runckel, denn Ihr lieber Brief, verehrte Freundin, bringt mir eine frohe Botſchaft von Ihrem Leben, Weben und Wirken. Mit Recht können auch wir „endlich" ſagen, denn wir haben viele Tage ſehnlich gewartet auf die in Sicht geſtellte Freudenbeſcherung. Könnten wir doch nun auch bald ſagen: „Endlich iſt es gutes Wetter geworden!"

Meine Geburtstagsdankſagungen ſind mit dem heutigen Tage beendet, die Vorbereitungen zur Reiſe waren es längſt, die Reiſetaſche ſteht gepackt da, und ſobald der Himmel gutes Wetter verleiht, können wir mein Eiſenbahnlied in Szene ſetzen.

Dieſen Morgen, ehe der Regen kam, ſpazierte ich im Park. Ich freute mich beſonders unſerer Stiefmütterchen, die wirklich dies Jahr ganz wunderſchön ſind; die Nachtigallen ſtimmten in meine Freude mit ein. Auch wir haben neulich Schnee und Froſt gehabt, aber, ſo weit ich ſehe, haben beide gar nicht geſchadet. Sogar vom Saume des Sollings ſchimmert ein Rapsfeld ganz goldig herüber. Als ich mit einem friſchen Blumenſtrauß zurückkehrte, traf ein noch ſchönerer ein, Ihr lieber Brief. Es freut uns alle, daß Sie Sich unſerer ſo gefreut haben. Möge Sie nun der Kuckuck, der

eigene wie der unſrige, an die frohen Tage in Corvey erinnern. Solche ſoll kein Kuckuck holen!

Franz hat, ſeit Sie hier waren, ſo viel Kunſtfertigkeit entwickelt, daß wir gar nicht aus dem Staunen herauskommen. Er iſt ſehr fleißig geweſen. Jetzt ſollten Sie unſer kleines Zimmer ſehen! Es ſieht aus wie eine Gemäldegalerie. Von den 100 Bildern an unſeren Wänden dort und in den übrigen Zimmern ſind von Franz 24 Ölbilder, lauter Landſchaften, und 8 Aquarellbilder, meiſt Blumen nach der Natur. Dieſe gab ihm das Talent, Fleiß muß er ſich ſelber geben, und das Übrige mag er von und nach den Meiſtern lernen.

Ich fühle mich — unberufen — ſo weit wieder wohl, daß ich mit jenem ſchleſiſchen Geiſtlichen, den man für tot geſagt hatte, der Welt ſagen kann:

Ich lebe, eſſe, trinke, würke
Und rauch mein Pfeifchen wie ein Türke.

159. An Julius Reuſch in Neuwied.

Schloß Corvey, 9. Juni 1873.

In Barmen beſchloſſen wir glorreich unſere Reiſe. Von Düſſeldorf aus war Emil Rittershaus von unſerer Ankunft telegraphiſch benachrichtigt. Wir mußten mit ihm auf Lilienthals Villa. . . . . Oben in der Villa verlebten wir dann den Abend. Muſik und Dichtkunſt ſtimmten uns zu lebendigerer Heiterkeit, und die edelſte Liebfrauenmilch ſpielte dazu die liebenswürdigſte Harmonie. Rittershaus improviſierte dazu:

Vor Kälte bebt ein jedes Reis,
Doch wir beim Saft der Reben,
Wir haben hier in unſerm Kreis
Hoffmann von Fallersleben.

Ehrwürdig iſt ein Sängersmann
Als würdige Ruine,
Doch beſſer, wer da ſingen kann
Mit jugendlicher Miene.

Wenn weiß dein Haupt ich glänzen ſeh,
Da wird mir's zu Gemüte,
Nur Schimmer ſei's vom Blütenſchnee,
Von Deiner Seele Blüte.

An dir wird Zeitgewalt zu Spott,
Du kenneſt kein Veralten:
Die Jugend, mög ſie dir ein Gott
Noch lange, lang' erhalten!

Ich teile Dir dieſen Trinkſpruch mit, weil auch ich jedem Freunde und ſo auch heute Dir wünſche, daß Du dem kalten Wetter und den kalten Menſchen gegenüber Dir Dein warmes, liebevolles Herz bewahreſt.

Heut und immer

Dein

H. v. F.

160. An Karl Hirſche in Hamburg.

Schloß Corvey, 13. September 1873.

„Hier Schwert des Herrn und Gideon!"

Ich danke Dir, lieber Freund, für dieſe treffliche zeitgemäße Predigt. Möchte ſie doch allgemeine Verbreitung finden, beſonders unter den überſchwenglichen Reichsduſelfritzen, die ſchon alles für und

fertig finden und jeden verketzern, der nur einen geringen Zweifel hegt an der Vortrefflichkeit des heutigen Staatswesens oder gar zu etwas Besserem mahnt und strebt. Die Presse ist reiner Klüngelkram geworden, sie gestattet nur hie und da ein Plätzchen für Ehrlichkeit und Wahrheit. Meine Zeitgedichte hatte ich im vorigen Jahre nach der Zeitfolge gesammelt und wollte sie drucken lassen. Es ging mir eigen damit: ein Verleger, den ich in Sicht hatte, wollte sie mir zuliebe drucken, aber nicht in Verlag nehmen.

Trotzdem fahre ich fort, mich auch auf politischem Gebiete poetisch auszusprechen, und kümmere mich nicht um Hinzen und Kunzen. Es ist für mich kein großes Opfer, wenn auch dies und das nicht gedruckt wird, z. B. mein Sedanlied vom 2. September:

Viele Feinde sind erlegen,
Seit das Vaterland geeint,
Und es wär' ein Gottessegen,
Wären wir uns selbst nicht feind.

Freiheit von den fremden Ketten
Mag uns schon gelungen sein;
Von den eignen uns zu retten,
Fällt uns immer noch nicht ein.

Immer führt am Gängelbande
Uns die Überlieferung,
Und zu sehn die eigne Schande
Sind wir immer noch zu jung.

Frei von Vorurteilen leben,
Frei von Satzungstyrannei —
Morgenrot, zu solchem Streben
Komm, o komm und mach uns frei!

Ich habe den Tag gefeiert und bin froh, daß wir endlich zur Einheit gelangt ſind — eine Abſchlagszahlung für die ungeheueren Opfer, die das deutſche Volk gebracht hat.

Der Kampf mit den Ultramontanen iſt auch bei uns entbrannt. Unſere Pfaffen haben ein Blatt gegründet, „Der Weſerbote", ein würdiger Ausläufer der Berliner Germania, ebenſo gemein an Lügen und Verleumdungen. Als neulich der Kreisrichter Sack angegriffen war, machte ich auf den Kaplan Lappe, den ungenannten Herausgeber des Weſerboten oder vielmehr Weſerknoten, folgendes Diſtichon:

Brauchbar biſt du, o Sack, und ein ſtets anſtändiger Hausrat,
Aber als Haderlump wird nur ein Lappe verbraucht.

Die ſchwarze Bande verſammelt ſich jeden Freitag bei dem ultramontanen Konditor Hunſtiger. Da nun Haderlump Lappe ein ſchlechtes Diſtichon auf mich losgelaſſen hatte, ſo habe ich ihm mit einem dito geantwortet:

In Hörter bei Hunſtiger, da macht man Hexameter wie der Lappe zuſammen ſie lappt, daß es nicht klinget noch klappt.

161. An Franz Lipperheide in Berlin.

Schloß Corvey, 13. November 1873.

Morgen abend wieder ein Salonabend. Was tut es mir leid, daß ich nie teilnehmen kann, daß für mich kein Tröpfchen geiſtiger Unterhaltung, kein Biſſen Naturalverpflegung Friedaſcher Schöpfung in Sicht ſteht! Ich muß mit meiner lieben Nichte Emilie Boës, die jetzt für Alwine mein leibliches Wohl

beſorgt, den überjährigen Gänſebraten allein verzehren und darf nicht einmal Schaumwein trinken, weil keine feſtliche Veranlaſſung ſich findet.

Doch gehe ich getroſt dem Winter entgegen und freue mich, daß ich mit 100 000 Kinderliedern 41 000 000 Reichsdeutſche zu Weihnachten zu erfreuen durch Sie ſo glücklich bin.

Bei dem frühlingsartigen, überhaupt artigen Wetter denke ich mir immer, daß Sie ſchon wieder im Harz ſind und uns mit einem Beſuche überraſchen wollen. Kämen Sie doch! Ich habe für Sie und Frau Frieda zwei wunderſchöne Blumenſträuße aufgehoben und pflege ſie zärtlich, ſo daß ich mich mit anderen noch einige Wochen daran erfreuen kann und mich mit Ihnen auch erfreuen möchte.

Aber es geht mir mit dieſen ſchönen Hoffnungen wie mit den Sternſchnuppen, die für heute und geſtern angekündigt waren: ich ſehe keine, und der Himmel iſt doch heiter, und meine Augen ſind es auch.

Wann habe ich nun wieder einmal das Vergnügen, Ihre Stimme zu hören? Sie ſitzen, wie es ſcheint, in dem Zwinger Ihrer vielen, vielen, vielen, vielen Geſchäfte und ſchweigen wie ein brüllender Löwe, der ſich nach Freiheit ſehnt.

Nun, das Leben bleibt doch ſchön — ſagte jener Lieutenant, als ihm ſein Vater ſeine Schulden bezahlte und er nun wieder von neuem pumpen konnte.

Und ſo pumpe auch ich bei Ihnen und Frau Frieda, ich wünſche aber nur einen fröhlichen Brief voll lauter guter Nachrichten, daß es Ihnen beiden nicht allein gut, ſondern ausgezeichnet gut geht.

„Abgemacht, Solo!“ ſagt der Fleiſcher Lehmann in Breslau, wie ich aus ſeinem Munde öfter hörte. Sie ſind alſo jetzt im Beſitze eines ſeltenen mündlichen Autographons und zugleich eines Zeugniſſes meiner Schreibſeligkeit, einer Seligkeit, worauf mir weder ein Hausknecht einen Pfennig vorſtreckt, noch Miniſter Falk*) mein Wartegeld von 375 Talern zu erhöhen ſo gnädig ſein würde.

H. v. F.,
in partibus fidelium.

162. An Frau Frieda Lipperheide in Berlin.

Schloß Corvey, 25. November 1873.

Hochgeehrte Frau!

Es hat mich unendlich gefreut, daß Sie nicht wie Moltke in ſieben lebenden Sprachen ſchweigen, ſondern in einer einzigen zu mir geredet haben, in der ſchönſten, die der liebe Gott den Sterblichen mitgab, in der Sprache des Herzens.

Die Worte Ihres lieben Briefes: „ich möchte noch einmal ein Kind ſein und ſo recht fröhlich mitſingen und jubeln“ — haben mich zu Tränen gerührt. Es wundert mich gar nicht, daß Sie das ſagen, aber es wundert mich, daß Sie das ſagen. Es gehört wirklich zu den Wundern, daß jemand, der nicht allein die Modenwelt lieſt, ſondern macht und ſich ſo viel mit dem äußeren Scheine befaſſen muß, als ob er nur dafür leben dürfte, ſich ein ſo

*) Paul Ludwig Adalbert Falk (1827—1900), preußiſcher Kultusminiſter (1872—1879).

friſches, kindliches, inneres Leben bewahrt hat. Dies iſt Ihr ſchönſter, koſtbarſter Silberſchrein, der in ſeinem Widerſchein das Alltagsleben mit dem Lichthauche des Frühlings beſtrahlt und belebt und zu einer Welt umſchafft, womit jeder Turniersgenoſſe*) zufrieden ſein kann.

Soll ich noch mehr ſagen? Nein, heute nicht. Sie können auch mit wenigem zufrieden ſein, wenn dies Wenige Ihnen auch nur ſagt, wie ſehr Sie erfreut haben Ihren lieben Oberturniersgenoſſen*).

163. An Frau Bertha Fiſcher in Hamburg.

Schloß Corvey, 28. November 1873.

Für das Klavier hat man einen Dämpfer erfunden; für die Taſten unſers geiſtigen und Gemütslebens iſt das nicht nötig, denſelben iſt der Dämpfer gleich von Haus aus mitgegeben. Trotzdem macht ſich der Trieb nach Glückſeligkeit bei allen unſeren Leiden und Schmerzen geltend, und wenn wir noch nicht glücklich ſind, ſo iſt es uns ſchon ein Glück, daß wir uns fähig und berechtigt glauben, es zu ſein.

Es freut mich, daß ſich auch für Sie immer etwas findet, daß Sie mit Ihrem Geſchicke verſöhnt und zur Freude und zum Mitgefühl ſtimmt. Möchten doch meine kleinen Lieder immer von großen wohltätigen Wirkungen begleitet ſein und

*) Im Lipperheideſchen Hauſe bildeten, als Hoffmann dort zu Beſuch weilte, die Gäſte mit ihren Wirten eine Turniersgenoſſenſchaft, die in ſcherzhafter Weiſe einen Sängerkrieg veranſtaltete. Hoffmann war der Oberturniersgenoſſe.

jedem etwas von dem werden, was ſie mir waren und geblieben ſind.

Man ſollte glauben, ich müßte recht eitel ſein, aber ich habe es von jeher vorgezogen, wie ein Kind der lieben Gotteswelt mich zu freuen und in der Freude anderer die eigene zu finden, und ſo immer zuerſt an andere gedacht als an mich.

Daher auch mein freudiges Gefühl der Dankbarkeit, die ich als die rechte Mutter meines Seelenlebens betrachte und lieb habe, die mich nie ſtiefmütterlich behandelt hat, ſondern in allen Widerwärtigkeiten ein ſüßer Troſt war und eine Quelle aller edelen Beſtrebungen. Es darf Sie daher, verehrte Freundin, nicht wundern, wenn ich dieſe Dankbarkeit feiere und verherrliche wie in der Menſchen-, ſo auch in der Tier- und Pflanzenwelt. Und ſo ſchließe ich denn mit einem meiner neueſten Lieder, das ich nach meiner Weiſe ſinge, die mir aber hier niemand aufſetzen kann.

Des Vöglеins Dank.

Hört' ich nicht ein Vöglein ſingen?
Ja, es ſang zum letzten Mal,
Wollte ſeinen Dank nur bringen
Für den letzten Sonnenſtrahl.

Aber keine Blätter rauſchten,
Bäum' und Sträuche waren kahl;
Keine lieben Blumen lauſchten,
Denn ſie ſtarben allzumal.

Doch das Vöglein wollte ſingen,
Eh es ſchied aus unſerm Tal,
Wollte ſeinen Dank nur bringen
Für den letzten Sonnenſtrahl.

Heut und immer.

164. An Frau Bertha Fiſcher in Hamburg.

Schloß Corvey, 30. November 1873.

Daß ich den Schlüſſel zu meinem Schreibzeuge verlegt habe und ihn nicht wieder finden kann, können Sie nicht von mir ſagen, obſchon ich es von anderen ſagen kann, ſogar von vier angeſungenen Geburtstagskindern. Ich bin recht fleißig dieſen dunkeln November geweſen, deſſen letzte Tage ſo unerquicklich mit ihrem Regen und Wind waren. Aber ich war nur fleißig im Briefſchreiben, denn dieſer Brief, an welchem ich eben ſchreibe, iſt der ſechzigſte dieſes Monats. Wenn ich dafür eine Poſtprämie in Anſpruch nehmen wollte, ſo ginge es mir nicht ſo gut wie einer unſerer Stammbettelfrauen. Als die den Samstag vor dem Weihnachtsfeſte bettelte, ſagte ſie zu Alwine ganz treuherzig: „Fräulein, ik bin dat ganſe Jar komen, nu kryg ik davor doch wol en Chriſtkindchen?“ Und ſie bekam eins. Ich aber beanſpruche keins, denn es iſt mir ſchon Chriſtkindchen genug, wenn ich weiß, daß ich aus unſerer Einſamkeit Ihnen an Ihrem langweiligen Lager einen kurzweiligen Minutenbeſuch abſtatten darf.

Die Einſamkeit gilt manchem Menſchen für eine heimwehartige Plage, ja, für eine Krankheit. Ich finde mich darein und bin eben ſo zufrieden wie jenes Mädchen, das die Gänſe hütete und dabei in einem Buche las. Ich näherte mich, grüßte ſie und ſah mir das Buch an, und was war es? „Knigge's Umgang mit Menſchen“. Es iſt noch nicht die ſchlimmſte Plage in der Welt, einſam zu

ſein und ſein zu müſſen. Wer es verſteht, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, iſt oft in der allerbeſten Geſellſchaft, wenn er mit ſeinem Geiſt und Gemüt freundlich zu verkehren nicht unter ſeiner Würde hält. Freilich gehört eine gewiſſe Gewöhnung dazu, eine Entſelbſtung, eine Verzichtung, eine gründliche Beſcheidenheit, die nie von dem Gedanken verführt wird, daß die Welt nur um unſertwillen erſchaffen ſei.

Von Ihnen aber hoffe ich, daß Ihnen dieſe bangen, einſamen Stunden in Ihrer nächtlichen Wohnung, die durch die dunkelen Vorwintertage noch nächtlicher wird, daß dieſe Stunden Ihnen einſt der dunkele Hintergrund ſein werden, worauf der bunte Regenbogen nur noch ſchöner ſich darſtellen wird. Und mit dieſem herzlichen Glückwunſche nehme ich für heute Abſchied und kehre in meine Einſamkeit zurück.

Heut und Immer

Ihr

H. v. F.

165. An Adolf Strümpell in Wolfenbüttel.

Schloß Corvey, 21. Dezember 1873.

Lieber Freund!

Heute um 3 Uhr ſollte ich mich zu einer Reichstagswahl in Fallersleben einfinden. Geſtern erhielt ich aus Celle eine Einladung durch Telegramm.

Die Leute meinen es gut, bedenken aber gar nicht, daß das Alter bequem und bedenklich macht,

und daß man dazu noch bei ſchlechtem Wetter ſich ſehr unfrei fühlt. Ich beſann mich denn auch nicht lange und antwortete telegraphiſch wieder: Herzlichen Dank — tut mir leid — Reiſe zu weit — in dieſer winterlichen Zeit — ſonſt gern bereit.

Bald darauf kam Ihr lieber Brief an. Auch darauf könnte ich telegraphieren: Herzlichen Dank uſw. Wie gern hätte ich im Laufe des Jahres eine Reiſe zu den Meinigen gemacht und dann auch Sie beſucht. Die Reiſeluſt iſt wol noch da, aber! —

Ich will nichts verſprechen, aber wenn es geht, ſehn wir uns im neuen Jahre. Übrigens hat es uns an Verkehr mit lieben Freunden und Verwandten nicht gefehlt. Seit vorgeſtern iſt mein Franz von Düſſeldorf da und wird ſeine Ferien bei uns verleben. Er hat gute Fortſchritte gemacht; leider kann er jetzt in den trüben Tagen wenig malen. Die neue Ausgabe meiner Kinderlieder macht mir große Freude. Sie iſt ſehr ſauber gedruckt und billig. Ich wollte nur, daß ich noch eine neue Ausgabe meiner Gedichte erlebte!

Alle bisherigen Ausgaben ſind vergriffen. Trotzdem dichte ich weiter, als gäbe es für mich kein Publikum und keine Buchhändler.

Es freut mich, daß Sie mir ein liebes Andenken bewahren. Die Braunſchweig-Wolfenbüttelſche Freundſchaft wird doch nicht auch wie das Land auf Abbruch verkauft!

Mit den herzlichſten Grüßen
Heut und immer
Ihr
H. v. F.

166. Neujahrswunſch 1874.

(An viele Freunde auf Poſtkarten geſandt.)

Schloß Corvey, 1. Januar 1874.

Glück auf aus dieſer trüben Zeit
Voll Irrtum und Verworrenheit!
Empor zum reinen Himmelslicht
Fürs Vaterland, für Ehr' und Pflicht!
So lange Gottes Sonn' uns ſcheint,
Des Reiches Freund, der Pfaffen Feind!
Glück auf! ſo ruf ich's allen zu —
Ihr Freunde hört's! ſo hör's auch Du!

167. An Theodor Ebeling in Hamburg.

Schloß Corvey, 7. Januar 1874.

Lieber Freund!

Multas amicitias silentium dirimit — das habe ich leider nur zu oft erfahren, und darum hat es mich ſo betrübt und geängſtigt, daß Sie ſo lange ſchweigen konnten.

Mehr als je iſt es mir Bedürfnis, mit meinen Freunden zu verkehren, und wenn es nicht perſönlich geht, doch mich einer ſchriftlichen Unterhaltung zu erfreuen. Nach einem bewegten Leben hier in der Einſamkeit gibt nur dann und wann der Beſuch von Freunden und Verwandten Erſatz, und wann dieſer fehlt, mein Briefwechſel.

Nur wenn ich mit der Welt lebe, lebe ich in der Welt und fühle mich zu geiſtigen Arbeiten angeregt, ich dichte und trachte.

Daß Sie unſer ſo freundlich zu Weihnachten gedacht und uns ſo gütig bedacht haben, hat uns

recht gefreut, und ich kann meinen Dank heute nur wiederholen.

Möchten Ihnen meine Kinderlieder und Volkswörter,*) wenn auch keine Gegengabe, doch eine freundliche Geburtstagsgabe ſein und die Freude vermehren, die Sie zu dieſem feſtlichen Tage bringen und empfangen.

Franz iſt vorgeſtern wieder abgereiſt. Er war ſehr fleißig, er hat trotz den trüben Tagen viel gezeichnet und gemalt und ſogar mehrmals im Freien Studien gemacht. Er hat mir zu Weihnachten ein Ölbild eigener Kompoſition beſcheret: Schiffe und Häuſer am Hafen, und dadurch den Beweis geliefert, daß er bedeutende Fortſchritte gemacht hat. Gott gebe, daß er ſich zu ſeinem ſelbſt gewählten Berufe tüchtig ausbildet und dereinſt etwas leiſtet!

Und ſomit ſcheide ich heute und wünſche nur noch Heil und Segen Ihnen und allen den lieben Ihrigen!

H. v. F.

---

*) Volkswörter aus der deutſchen Scherz-, Spott- und Gleichnisſprache — erſchienen in J. M. Wagners Archiv. Wien 1873.

Namenverzeichnis.

(Die fett gedruckten Zahlen bezeichnen diejenigen Seiten, auf denen Briefe an die betreffenden Perſonen beginnen.)

A.

Adelſon 22.
Aderholz 102. 282.
d'Agoult 229.
v. Altenſtein 12. 17. 18. 47. 70. 75. 77. 79. 81. 89.
Arlikona, ſiehe Karolina von Meuſebach.
Arndt 87. 322.
Arnim, Achim von 8.
— Bettina von 94. **136. 148.** 170. 177. 215.
Arnoldi 130.
Arnswaldt 287.
Aſcher 229.

B.

Bächtold 98.
Baiſon 125.
Becker 322.
Beethoven 235.
Behne 111. 113.
Benecke 77.
Béranger 109. 114. 292.
Berggreen 289. 292.
v. Bethmann-Hollweg 276.
Bezzenberger 255. **307. 310.**
Bismarck 253.
Boës, Emilie 249. 330. 355.
— Minna 32. 90. 112. 113. 115. 118. 142. **225. 242.**
— Schwager 32. 111. 112. 113.
Bolin 98.
Bornemann 149.
v. Borries 243. 280.
Braunſchweig-Oels, Friedrich Wilhelm von 6.
Brendel 240.
Brentano 8.
Bronſart 239.
v. Buch 109.
Buchner, Auguſt 293. 294.
— Wilhelm **192. 293.**
Buddeus 197.
Budeus 28.
Büſching 14.
Burkard Waldis 109.
Burmann 28.

C.

Campe 88. 89. **100. 102. 106.**
Caſtelli 50.
Conſcience 228.

Cornelius 172. 177. **239.**
Cotta 100.
Cuvier 262.

D.

Dauber 143.
v. Deſſauer 231. 233.
Détroit, Elvira 98.
Dieſterweg 98.
Dingelſtedt 172. 177. 239. 241. 272. 306.
Döbereiner 303.
Dreſel 94. 126. 141. 143. 165. **186.**
Droſte-Viſchering 80.
Dumont 320.
Duncker **279.**

E.

Ebeling 256. 258. **319. 321. 323. 325. 334.** 336. **341. 363.**
Eckermann 350.
Eichhorn 89. 90. 106.
Elliſſen 344.
Endlicher 76. 77.
Engelmann 132. 155.
Erk 94. 95. 97. **145.** 150. **154.** 167. **185. 188.** 191. 192. **197.** 198. **199. 205. 220.** 221. **222. 234. 237. 240.** 252. 254. 260. **266.** 267. **272. 274.** 279. **288.** 289.
Euler 156. 181.

F.

Falk 357.
Feuerbach 98.
Fiſcher, Bertha 256. 258. **330. 331. 333. 336. 341. 345. 347. 358. 360.**
Freiligrath 94. 125. **129.** 133. **139.** 152. **183.** 188. **190.** 191. 192. 255. **317.** 318. 324.
Friedländer **80. 104.**
Friedrich 78.
Fröbel 94. 127.
Fröhner **227.**
Frundsberg 306.

G.

Gaedertz 10. 29. 51.
Geibel 125. **207.**
Gervinus 294.
van Ghelen, 30.
Gieſeler 211.
Glaßbrenner 142.
Gödeke 310.
Görres 25.
Goethe 21. 172. 218. 219. 304. 311. 323. 343. 350.
Graben-Hoffmann 269.
Gräf 173. 254. **264. 268. 270. 281.** 282. **296.** 297. **303. 305. 313. 343.**
Grimm, Jakob 7. 8. **21. 24.** 30. **32. 44. 66. 76.** 77. **78.** 87. 91. 92. 94. 104. 137. 167. 168. **205.** 206. 252. 258. 300. 308.
— Wilhelm 7. 24. 29. 77. 87. 91. 92. 94. 137.
Grotius 28.
Günther 294.
Gutzkow 305.

H.

Hagemann 212.
Hagen, von der 14. 35.

Hannover, König v. 148. 310.
Harkort 338.
v. Harthauſen 28.
Haydn 235. 322.
Hecker 153.
Heine 227. 228.
Heinke 81. 89. 90.
Henke 297. 344.
Herder 346.
Heſſe 263.
Hildebrand 252. **308**.
Hillebrand 134. 144.
v. Hinckelden 171.
Hirſche 255. **326**. **344**. **353**.
Höck 211.
Hoffmann, Vater 5. 6. 8. 25.
— Mutter 32. 40. 48. 110.
— Daniel 6. 10. 43. **46**. 53. 56. 62.
— Franz 175. 225. 232. 235. 240. 249. 253. 260. 264. 266. 269. 284. 285. 286. 300. 306. 330. 331. 335. 336. 337. 351. 362. 364.
— Ida, ſiehe Ida zum Berge.
Hoffmann und Campe 88. 89.
Hohenlohe-Schillingsfürſt, Marie von 172. 173. 177. 231. 239. 266. 316. 317.
Holtrop 229. 230.
Hufeland 226.
Hunſtiger 355.

J.

v. Itzſtein 143. 153. 165. 187.
Jacobs 304.
Jager 229.
Jean Paul 121.
Jérôme 297.

K.

Kant 226.
Kapp, Johanna 98.
Keller 98.
Kemper 51. 52.
Kießling 238.
Klinkerfues 310.
Klopſtock 28.
Klotzius 28.
Knigge 360.
Koberſtein 220.
Köhler 309.
Kopitar 76.

L.

Lamenais 108.
Lappe 355.
Lappenberg 102.
Laube 294.
Lenz 251. 316.
Liégeard 322.
v. Lilienthal 352.
Lipperheide, Franz 256. 258. 260. 333. 343. **350**. **355**. 358.
— Frieda 256. 258. **351**. 355. 356. **357**.
Liſzt 172. 173. 174. 177. 227. **228**. 229. **231**. **235**. 239. 240. 241. **262**. **266**. 270. 272. 304. 317.
Logau 105.
Luther 67. 211.

M.

Majunke 340.
v. Maltzahn 222.
v. Manteuffel 281.
Matthes 187.
Meermann 23.
Meieli 10. 51. 52. 53. 54.

Meißner 20.
Metternich 87.
Meuſebach, K. H. G. von 10. 11. 13. 17. 19. **33. 34. 36. 38. 39. 41. 49. 51.** 53. 55. **57. 60.** 61. 62. **67.** 188. 198. 222.
— Frau von 11. 55. 69.
— Karolina von 11. 19. 40. 50. 51. 54. 55. 57. 58. 69.
— Karl von 42. 69.
— Otfried von 69.
Meyer **309. 338.**
Milde, Frau Emilie 114. **115.** 117. 119.
— Emilie 116. **117.**
— Fedor von 232.
— Karl 14. 15. 19. **73.** 91. 99. **111.** 116. 118. **119.** 121.
— Maria 118.
— Roſalie von 240.
Möſer 339.
Moltke 357.
v. Mühler 320.
Müller, Henriette 93. 123. 143. 178. 214. 216.
— Hieronymus 220.
— Johannes 201.
— Karl 336.
— Rudolf 93. **122. 123. 134. 146. 147. 150. 152. 156. 178. 179. 181. 194. 196. 204. 209. 214.**
— Wilhelm 211.
Mundt 150.

N.

Nathuſius, Maria von 92. 93. 289.
Nathuſius, Philipp von 92. 98. 114. 132. 133. 138. 142. 150. 289.
— Wilhelm von 142.
Nicolai 302.
Niemeyer 321.
v. Nimptſch 19. 105. 109.
— Leocadia 20. **72.** 105. **107.** 115.
— Maria 20. 105. 109. 115.

O.

Oken 131.
Otfried 38. 46.
Ovidius 331. 340.

P.

Paulus 306.
Pertz 137. 138. 212.
Petſch 281.
Petzholdt 249.
Piel 255. **312.**
Planck 212.
Prahl 252.
Preller, Friedrich 172. 173. 232. 254. 269. 282. **285. 314.**
— Ludwig 172.
Preußen, Friedrich Wilhelm III. von 70. 351.
— Friedrich Wilhelm IV. von 85. 86. 87. 94. 138. 149.
— Wilhelm von 90. 310.
Prutz 125. **133.** 187.
Pütz 303.

R.

Rank 224. **316.** 317.
Ratibor, Viktor von 177. 242.

243. 247. 250. 254. 262. **264.** 280. 282. 286. 289. 300. 317.
v. Raumer 252. **327.**
Redepennig 211.
v. Reichenbach 149.
Reifferſcheid 167.
Reſch 114. **121.**
Reuſch 255. **352.**
Richter, Ernſt 15. **65.** 88. 97. 115.
— Ludwig 313.
Riſſé 316.
Rittershaus 255. 324. **342.** 352.
v. Römer 157.
Roemer-Viſcher 30.
Roger 250. 252. **283.** 289.
Ronge 130. 131.
Roſegilge, ſiehe Karolina von Meuſebach.
Roſenkranz 144.
Roulans 30. 219.
Rümpler 176. 200. 208. 212. **223.** 236. 237. 249. 316.
Runckel 351.
v. Runkel **210.**

S.

Sachſen, Johann von 132.
Sachſen-Weimar, Karl Alexander von 170. 172. 173. 176. 177. 215. 216. 218. 219. 224. 227. 230. 233. 236. 237. 269. 324.
— Karl Auguſt von 172.
Sack 355.
Sandvoß 259. **339.** 340.
Sauppe 172.
Scaliger 28.
Schade 170. 176. 224.
Schenckel 193.
Scherenberg 279.
Schiller 241. 304. 305.
Schleiermacher 89.
Schletterer 250. 252. 258. **290.** 297. **298.** 300.
Schmidt, Julian 294.
— Rat **280. 295. 328.**
Schnelle 93.
Schöll 172.
Schott 302.
Schücking 141.
Schulze 12. 18. 47. **59. 63. 69. 74.**
Schumann 208.
Schwachenberg, Henr. von 9. 94. 107.
v. Schwerin 241.
Shakeſpeare 280.
Siegenbeek 31.
Sieveking 102.
Simrock 192.
Skutſch 289.
Speckter 313.
Steinacker 143.
Steinhart 218. 344.
Strümpell 255. **322. 361.**
Stüve 148. 339.
van Swinderen 30.

T.

Taubert 251.
Tenge 141.
van Thiel **329.**
Thomas a Kempis 342.
Thon 223.
Thümen, Davida von 14. 19. 69. 71.

Träger 255.
Trömel 274.
Tunnicius 315.
Tydeman 167. **201.**

U.

Uhland 100.
Unbekannt **79.**

V.

Verdam 167.
Vilmar 144. 251. 306.
v. Vincke 323.
Viſcher 30.
Voerſter 93.
de Vries 167. **213. 216. 217. 218. 299.**

W.

Wachler 18. 64.
Wagner, Joſef Maria 249. 252. **277.** 278. **321.** 364.
— Richard 172. 230.
Walesrode **109.**
Weitzel 139.
Wermuth 227.
Wiede 106. 107. **110.**
van Wijn **29.**
Wille 106.
Willems 203.
Williram 38. 44.
Winterfeld, Karl von 14. 19. 37. 43. 70.
— Frau von 14. 71.
— Sigismund von 14.
Wirth 193.
Wittgenſtein, Fürſtin 172. 173. 174. 231. 239. 264. 266. 269. 317.
— Marie, ſiehe Hohenlohe.
Wolff, Julius 255. 256. 260. **320. 332.**
— Konrad 325.

Z.

Zarncke 93. **132. 143. 146.**
zum Berge, Adele 178. 249. 266. 269. 270. 283. 285. 286.
— Agnes 171. 173. 209. 218 227. 249. 284. 286.
— Alwine 163. 180. 188. 249. 250. 266. 270. 284. 285. 300. 303. 330. 331. 355. 360.
— Auguſte 142.
— Ida 162. 163. 164. 166. 169. 171. 173. 175. 178. 179. 180. 187. 204. 205. 209. 211. 212. 214. 216. 218. 220. 223. 225. 227. 232. 235. 236. 243. 248. 249. 251. 253. 260. 264. 265. 266. 267. 268. 270. 271. 282. 285.
— Paſtor 162. 211.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock,
Berlin W. 30.

Willibald Alexis:

Erinnerungen ▣

Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.
Neue wohlfeile Ausgabe. ▭ ▭

Inhalt: Willibald Alexis. Von Dr. Max Ewert. — I. Im Nonnenkloster zu Breslau (1806). — II. Die Kosaken (1813). — III. Mein Marsch nach Frankreich (1815). — IV. Literarische Erinnerungen. — V. Theater-Erinnerungen.

Die Memoiren von Willibald Alexis, dem „deutschen Walter Scott", dem „dichterischen Biographen Preußens", bedürfen wahrlich nicht erst unserer Anpreisung, wir können uns mit der Versicherung begnügen, daß alle Erwartungen, die der Name des Autors erweckt, durch das Buch reichste Befriedigung finden werden. Alexis zeichnet hier in Bildern voll Farbe und voll Wahrheitsliebe sein Leben und seine Zeit: die Knabenjahre während der französischen Fremdherrschaft, dann den Feldzug gegen Frankreich, endlich das literarische und theatralische Deutschland, von der großen Lichtgestalt Goethes bis zu den mittleren Talenten hinab. Es ist ein Buch, das jeder Gebildete in Deutschland lesen wird.

Briefwechsel zwischen Anastasius Grün u. L. A. Frankl (1845—1876) :: ::

Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—. Neue wohlfeile Ausgabe.

Inhalt: I. Vormärz und März (1845—1848). — II. Über Lenau, Hebbel, Halm und Heine (1850—1855). — III. Reisen. Persönliches (1856—1859). — IV. Auersperg als Politiker (1860—1865). — V. Nach Königgrätz (1866—1867). — VI. Das Schiller-Denkmal (1868—1871). — VII. Letzte Jahre (1872—1876). — Register.

Die Zeit, Wien: „Das Werk darf als eine der wertvollsten Quellen zur Kultur- und politischen Geschichte gelten. Die Briefe beider Freunde aus dem Kriegsjahr 1866 geben ein Stimmungsbild von unvergleichlicher Treue, wie es uns kein Historiker gleich lebensvoll entrollen könnte."

Neue Freie Presse, Wien: „Die Fülle merkwürdiger Aufschlüsse über Politik und Literatur, die ebenso geistvolle als eigentümliche Lebensauffassung beider Männer, die prächtige Form geben diesen Briefen ihren großen, dauernden Wert."

Max Ring:

Erinnerungen ▣

Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.
Neue wohlfeile Ausgabe. ▭ ▭

Inhalt: I. Aus der Kinderzeit. — II. Auf dem Gymnasium. — III. Breslauer Studentenjahre. — IV. Auf der Berliner Universität. — V. In Oberschlesien. — VI. 1848. — VII. In Breslau. — VIII. Berlin in der Reaktionszeit. — IX. Neue Zeiten.

Berliner Börsen-Courier: „Welch ein Gewimmel fesselnder Gestalten, welch ein merkwürdiges Stück Leben! ... Der treffliche Dichter erzählt uns hier einen Roman seines Lebens, in jedem Zuge wahr und eben darum wie eine spannende Dichtung anmutend."

National-Ztg.: „Ein trefflich geschriebenes, inhaltvolles und anregendes Buch. Max Rings „Erinnerungen" sind ein vollwichtiger, höchst wertvoller Beitrag zur Memoirenliteratur, aber auch gleichzeitig eine sehr unterhaltende Lektüre."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock,
Berlin W. 30.

Alexis, Willibald, Erinnerungen. Geh. M. 3,—. Geb. in Kaliko M. 4,—.

Baldwin, Das Teufelchen von nebenan. Eine humorist. Erzählung in 18 Kapiteln. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

Baum, Peter, Spuk. Roman. Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

Bern, Maximilian, Es sagen die Leute. Fremdländische Sinnsprüche. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Aus einem Leben. Gedichte. — Romanfragmente. Min.-Format. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

Calderon de la Barca, Der Arzt seiner Ehre. Drama in vier Aufzügen. Deutsch von Rudolf Presber. Geh. M. 2,50. Geb. M. 3,50.

Corday, Michel, Das Gedächtnis des Herzens. Roman. Deutsch von H. Michalski. Geb. M. 2,50. Geb. M. 3,50.

„Das Blaubuch", Wochenschrift für öffentliches Leben, Literatur und Kunst. Herausg. von H. Ilgenstein u. H. Kienzl. Erscheint alle 8 Tage. Vierteljährl. M. 3,50.

Die Stimme der Großen. Herausg. von Dr. Otto Krack.
Bd. 1. Friedrich der Große. Kart. M. 1,60.
„ 2. Königin Luise. „ „ 1,60.
„ 3. Napoleon. „ „ 1,60.

Döring, F., Schimmelchen. Novellen. Geh. M. 3,50. Geb. M. 4,50.

Ebner-Eschenbach, Marie v., Die Prinzessin von Banalien. Mit Illustr. v. H. Anker. Kart. M. 2,50.

Eperjesy, A. v., Die Sphinx. Dichtung. Geh. M. 1,—. Geb. M. 1,50.

Edward, G., Balladen und Lieder. 2. Aufl. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

Frei, L., Kettenträger. Roman. Geh. M. 4,—. Geb. M. 5,—.

— Der neue Gott. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 5,—. Geb. M. 6,50.

Gaedke, Oberst a. D., Krieg oder Frieden. Unsere Aussichten in einem künftigen Kriege M. —,75.

Grün-Frankl, Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und L. A. Frankl (1845—1876). Herausg. von Dr. Bruno v. Frankl. Gr. 8°. Geh. M. 4,—. Geb. M. 5,—.

Gurlitt, Prof. Dr., Ludwig, Erziehung zur Mannhaftigkeit. 6. Aufl. Geh. M. 2,80. Geb. M. 3,60.

— Mein Kampf um die Wahrheit. 3. Aufl. Geh. M. 1,20.

Hanſtein, Adalbert von, Achmed der Heiland. Eine epiſche Dichtung. Min.-Form. Geh. M. 1,50. Geb. M. 2,—.

— Der Vikar. Novelle in Verſen. 3. Aufl. Geb. M. 1,20.

Heine, A., Aus Suomi-Land. Erzählungen. Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

Internationale Literatur- und Muſikberichte. Herausg. von Walter Müller-Waldenburg u. Julius Urgiß. Erſcheint alle 14 Tage. Vierteljährlich M. 1,50.

Jong van Beek en Donk, C. de, Frauen, die den Ruf vernommen. Roman. Deutſch von E. Otten. 14. Aufl. Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

— Es kommt der Tag. Roman. Geh. M. 4,—. Geb. M. 5,—.

Kehren, B., Rheiniſche Kinder. Novellen. Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

— Kurt Willinger. Roman. Geh. M. 3,50. Geb. M. 4,50.

Kienzl, Hermann, Die Bühne ein Echo der Zeit. Geh. M. 6,50. Geb. M. 7,80.

Kirſtein, Paul A., Die da leiden. Novellen. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

Kleine Concordia-Bibliothek:

Bd. 1. R. Presber, Der Knick im Ohr.
„ 2. Tr. Tamm, Im Föhn.
„ 3. K. Rosner, Die Mumienhand.
„ 4. Otto Ernſt, Einſam unter Menſchen.
„ 5. Herm. Heyermans, Schande.
„ 6. M. Schnitzer, Scheidewand.

Jeder Band geh. M. 1,—. Geb. M. 1,80.

Knieſt, Philipp, Von der Waſſerkante. 6. Aufl. Gr. 8°. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Wind und Wellen. 3. Aufl. Gr. 8°. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Kaufleute und Schiffer. 2. Aufl. Gr. 8°. Geh. M. 2,—. Geb. 3,—.

— An Bord und Strand. Gr. 8°. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock,
Berlin W. 30.

Kniest, Philipp, Aus Sturm und Not. 2. Aufl. Gr. 8°. Geh. Mk. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Aus der guten alten Zeit. Gr. 8°. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Ebbe und Flut. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

Kremnitz, Mite, Eine Hilflose. Roman. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Was die Welt schuldig nennt. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3.—.

Marine-Jahrbuch für Deutschlands Jugend. Herausg. von Friedrich Meister. Geb. M. 2,—.

L'Arronge, Adolph, Deutsches Theater und Deutsche Schauspielkunst. 2. Aufl. Gr. 8°. Geh. M. 2,—.

Lucas, St., Aus der Heimat Mirza-Schaffys, Kulturbilder aus dem Kaukasus. Geh. M. 3,50. Geb. M. 4,50.

Marcus, Hugo, Musikästhetische Probleme. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Die Philosophie des Monopluralismus. Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

Michaeli, O., Scherz und Schmerz. Gedichte. Geh. M. 3,—. Geb. 4,—.

Moszkowski, Alex., Riviera-Expreß. Humoresken. 3. Aufl. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

Nossig, A., Die Tragödie des Gedankens. Drama. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Die Erneuerung des Dramas I. Geh. M. 3,50. Geb. M. 4,50.

— Göttliche Liebe. 2. Aufl. Geh. M. 1,50. Geb. M. 2,50.

Ovids Kunst zu lieben. Übertragung von Hugo Blümner. Geh. M. 3,—.

Pinner, Rudolf, Was ihm das Leben gab. Roman. Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

Presber, Rudolf, Also sprach Shakespeare. 2. Aufl. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Die sieben törichten Jungfrauen. Geh. M. 4,—. Geb. M. 5,—.

— Von Kindern und jungen Hunden. 9. Aufl. Geh. M. 3,50. Geb. M. 4,50.

— Die Diva und Andere. 6. Aufl. Geh. M. 3,50. Geb. M. 4,50.

Presber, Rudolf, Von Leutchen, die ich lieb gewann. 19. Aufl. Geh. M. 3,50. Geb. M. 4,50.

Le Queux, W., Die Invaſion von 1910. Roman. 30. Aufl. Volks-Ausg. M. 1,—.

Ring, Max, Erinnerungen. Gr. 8°. Geh. M. 4,—. Geb. M. 5,—.

Rosner, Karl, Georg Bangs Liebe. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 4,—. Geb. M. 5,—.

— Rinnender Sand. Novellen. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Sehnſucht. Roman. Geh. M. 4,—. Geb. M. 5,—.

Saudek, Robert, Eine Gymnaſiaſtentragödie. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Dämon Berlin. Roman. Geh. M. 4,—. Geb. M. 5,—.

Schade, M., Arbeit. Roman. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Oſterbrief. Novellen. Geh. M. 2,50. Geb. M. 3,50.

Schulte vom Brühl, Walther, Der Meiſter. Roman. Geh. M. 4,—. Geb. M. 5,—.

Shaw, Bernhard, Sozialismus für Millionäre. M. 1,—.

Sydow, Hennig von, Die Sünde aber der Eltern. Roman. Geh. M. 4,—. Geb. M. 5,—.

Tamm, Traugott, Gül Hanum. Roman. Geh. M. 4,—. Geb. M. 5,—.

— Im Lande der Jugend. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 4,—. Geb. M. 5,—.

— Im Lande der Leidenſchaft. 3. Aufl. Roman. Geh. M. 3,50. Geb. M. 4.50.

Urban, Henry, F., Aus dem Dollarlande. Geh. M. 2,50. Geb. M. 3,50.

— Juſt Zwölf. Humoresken. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Die Maus Lula. Humoresken. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

Verlaine, Paul, Gedichte. Überſetzt von Otto Hauſer. Ein Bändchen. Min.-Form. Geh. M. 1,50. Geb. M. 2,50.

Waleffe, M. de, Maria von Magdala. Roman. Deutſch von H. Michalski. Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

Weddigen, Otto, Gedichte. 3. Aufl. Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

— Kinderlieder. 2. Aufl. Geh. M. 1,50. Geb. M. 2,—.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.
Berlin W. 30.

Weddigen, Otto, Sprüche und Aphorismen. 2. Aufl. Geh. M. 1,50. Geb. M. 2,—.

— Fabeln und Parabeln. 4. Aufl. Geh. M. 2,—. Geb. M. 2,50.

— Epische Dichtungen. 2. Aufl. Geh. M. 2,—. Geb. M. 2,50.

— Theater. 2. Aufl. Geh. M. 6,—. Geb. M. 7,—.

— Märchen. 4. Aufl. Geh. M. 4,—. Geb. 4,75.

— Dorf- und Stadtgeschichten von der roten Erde. 2. Aufl. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Novellen und Erzählungen. Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

— Erinnerungen a. m. Leben. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Geschichte der deutschen Volksdichtung. Geh. M. 5,—. Geb. M. 6,—.

— Ges. poetische Werke in 3 Bdn. M. 12,—.

Weininger, O., Gedanken über Geschlechtsprobleme. M. 1,60.

Westkirch, Luise, König Haß. Roman. Geh. M. 3,50. Geb. M. 4,50.

— Kains Entsühnung. Roman. Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

Willomitzer, J., Ins Blaue hinein. Heitere Geschichten. Gr. 8°. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Lauter Unica. Scherzgeschichten. Gr. 8°. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Das unheimliche Gebiß und anderes. Gr. 8°. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Heitere Träume. 2. Aufl. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

— Letzte Geschichten und Gedichte. Geh. M. 2,—. Geb. M. 3,—.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

123691
LG
H7116an
Author Hoffmann von Fallersleben, August Heinrich
Title An meine Freunde, Briefe, hrsg. von H. Gerstenberg.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not remove the card from this Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU